This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,125,413

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

8907

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Vierter Band.

Berlin,
in der Voß'schen Buchhandlung.
1838.

838
L64
L14
v. 4

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

2000

Inhalt.

Seite

Schriften. Dritter und vierter Theil. 1754.

Vorrede 1
Rettungen des Horaz 5
Rettung des Hier. Cardanus 44
Rettung des Inepti Religioſi, und ſeines ungenannten Verfaſſers 68
Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit 87

Zergliederung der Schönheit, geſchrieben von Wilhelm Hogarth, aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius. 1754. Vorbericht 101

Theatraliſche Bibliothek.

Erſtes Stück. 1754.

Vorrede 106
I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele 109
II. Leben des Herrn Jacob Thomſon 156
III. Auszug aus dem ſpaniſchen Trauerſpiele Virginia, des Don Auguſtino de Montiano y Luyando 173
IV. Auszug aus dem Schauſpieler des Herrn Remond von Sainte Albine 176
V. Leben des Herrn Nericaut Destouches 210
VI. Ueber das Luſtſpiel die Juden in dem 4ten Theile der Leßingſchen Schriften 217

Seite

Zweytes Stück 1754.

VII. Von den lateiniſchen Trauerſpielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt ſind 224

1. Der raſende Herkules 225

Auszug aus demſelben 225. Beurtheilung deſſelben 246. Vergleichung mit des Euripides raſendem Herkules 247. Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy 249. Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules 251. Vorſchlag für einen heutigen Dichter 252. Die Moral des raſenden Herkules 255. Verſuch über ein in Unordnung gebrachtes Stück des lateiniſchen Dichters 257

2. Thyeſt 260

Auszug aus demſelben 260. Beurtheilung deſſelben 282. Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts 286. Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Herkules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben 288. Von neuern Trauerſpielen, welche den Namen Thyeſt führen 291. Insbeſondre von dem Atreus und Thyeſt des ältern Crebillon 292

VIII. Des Herrn Ludewig Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne.

Nachricht von dem Verfaſſer 304

IX. Auszug aus den italiäniſchen Trauerſpielen Sophonisbe und Roſemonde 306

X. Auszug aus der Calandra des Bernardo da Bibiena . . . 307

Drittes Stück 1755.

XI. Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.

Vorbericht des Ueberſetzers 307

Viertes Stück 1758.

XII. Geſchichte der engliſchen Schaubühne.

Die älteſten Zeiten derſelben bis auf Shakeſpear . . . . 308—320

Eintheilung der nachherigen Zeiten in drey Perioden 320

Erſter Periode 321. Zweyter Periode 329. Dritter Periode 334

XIII. Von Johann Dryden und deſſen dramatiſchen Werken . . . 336

Insbeſondere von deſſen Verſuch über die dramatiſche Dichtkunſt 336

XIV. Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des italiäniſchen Theaters 339

Von dem ältern Riccoboni. 1) le Joueur 341. 2) l'Italien francisé 346. 3) il Marito vitioso 348. 4) l'Im-

Seite

poſteur malgré lui 349. 5) la Metempſicoſe d'Arlequin 351. 6) le Pere partial 352. 7) l'Italien marié à Paris 358. 8) la Moglie geloſa 361. 9) le Sincere à contre tems 363. 10) le Soupçonneux 366. 11) les Erreurs de l'Amour 376

Von Coppel. 1) l'Education perdüe 376. 2) le Defiant 378. 3) l'Impatient 381

Von de Liſle. 1) Arlequin Aſtrologue 382. 2) Arlequin Grand Mogul 386. 3) les Caprices du Coeur & de l'Eſprit 386

Von Saint-Foix. 1) le Contraſte de l'Hymen & de l'Amour 393. 2) la Veuve à la Mode 398

Von Gandini. 1) le Mari ſuppoſé 405. 2) le Bohemiens 410. 3) Arlequin & Scaramouche Voleurs 417. 4) la Vengeance d'Arlequin 429. 5) la Vengeance de Scaramouche 436

Vermiſchte Schriften des Hrn. Chriſtlob Mylius. 1754.

Vorrede 442

Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754. . 460

Das neue Teſtament von J. A. Bengel. Leſſings Vade mecum 461

Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern, 24. St. 461

Muzelius Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften, 2. Th. Der Rußiſche Avanturier. Die Advocaten 464

Neu aufgeſchloſſenes Cabinet Gottes. Ueber Mylius 465

Leben des Moliere. Lettres du Comte de Cataneo 466

Voltaire, Annales de l'Empire. Mylius Tod 468

P. E. Weiß, Abraham ein Logicus. Leſſings Schriften, 3. und 4. Th. Hogarths Zergliederung der Schönheit 470

Ankündigung eines neuen Abdruckes davon 472

Der mit ſeiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix 475

Gedanken, mit einer Ueberſetzung der Hymne über die vier Jahrszeiten 476

Patzkens freundſchaftliche Briefe. Mocquerien 477

La Beaumelle, Reponſe au ſupplement du ſiecle du Louis XIV. 478

Neuer Abdruck der Hogarthſchen Zergliederung der Schönheit . . 479

v. Schönaich, die ganze Aeſthetik in einer Nuß 479

Grundriß einer Beſchreibung des Kayſerthums Marocco 480

P. Surleau, Nouvelle Methode pour aprendre le François & l'Allemand. Poſſen im Taſchenformate 482

Geſchichte Herrn Carl Grandiſons, 3. Band 483

Sei
F. C. von Creutz, Seneca, ein Trauerſpiel 48
Kurze Sammlung unterſchiedlicher Wiſſenſchaften und Kunſtſtücke 48
Leßings theatraliſche Bibliothek, 1. Stück. de Bar, Reveries Poetiques. Poſſen. Phyſikaliſche Beluſtigungen, 23. St. 48
Das Chantillyſche Mägdchen. Begebenheiten des Roderich Random, 1 Th. Ragout à la mode oder des Neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe. Mauvillon, Cours de la Langue françoiſe 49
Mémoires de deux Amis. Hiſtoire moderne des Chinois, des Japonnois &c. 49

Schrifften. Dritter und vierter Theil.

1754.

Vorrede.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweyter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beyfall ver-

ſprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichſten Wendungen, ſo nachdrücklich als möglich, zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicher Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber, nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Critik und Litteratur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben, ſind alle, Rettungen, überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verſtorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſichte dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weis ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll. = = Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu ſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſo gleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalte ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley iſt, weil er alle und jede angeht. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte = = beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! = = beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezircke einer kloſtermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit ſtudirte = = Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von dieſen erſten Verſuchen, ſchreibt ſich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir

durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß, und aus der bloßen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genieſſen das Glück hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meßkünſtler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer, als der Hr. Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wann es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchlieſſen, aus welchem ſich nichts ſchlieſſen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat? Ich werde beſchämt genug ſeyn, wenn

er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidnen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! = = Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte? Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſre Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſre urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, ſondern etwas beſſers zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? = = = Gewiß nicht; ſie können es halten wie ſie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuſchreiben. Aber das werden ſie doch wohl nicht vergeſſen, wenn die Critik den jungen Gelehrten insbeſondere angeht, ihn nur immer gegen ſolche Stücke zu halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten ſatyriſchen Waffen wider daſſelbe wandte?

Das zweyte Luſtſpiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen muß, das ein Chriſt, ſollte ich meinen,

nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein beßrer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermassen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wann mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet = = Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat. Lib. I. Sat. 6.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstel-

lern ſeines gleichen anbinden. Sie ſind das Pasquillmachen gewohnt, ſo daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet ſeyn?

Die Gabe ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich ſie eben nicht für ſo wichtig ausgeben, daß man, um ſie zu beſitzen, geſtorben zu ſeyn wünſchen ſollte: denn um dieſen Preis ſind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur ſagen, daß es ſehr gut ſeyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu ſeyn lernen wollten. Endlich müſſen ſie doch eine Nachwelt zurücklaſſen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme abſondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen ſie alſo nicht ſchon itzt dieſe Nachwelt ertragen lernen, die ſich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel iſt, ob ſie ihn für neidiſch oder für ungeſittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie ſeyn. Anfangs zwar pflanzt ſie Lob und Tadel fort, wie ſie es bekömmt; nach und nach aber bringt ſie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen groſſen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglück, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdann iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es ſehr wohl, daß jene eine Zeitlang beſchmitzt und dieſe aufgeputzt ſeyn können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhangt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu biethen, und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewichte, und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — — denn auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich ſelbſt kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertrauet iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſitzen läßt. Ich bleibe alſo in der Vergleichung, und ſage daß auch ich einige groſſe Geiſter ſo verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringſte Verleumdung auf ihnen haften ſoll.

Horaz iſt einer von dieſen. Und wie ſollte er es nicht ſeyn? Er, der philoſophiſche Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernſtlichſten Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und ſie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbahrer zu machen.

Dieſe Lobſprüche zwar hat ihm niemand abgeſtritten, und ſie ſind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde ſich lächerlich machen, wann er entſchiedne Verdienſte verkleinern wollte; er wendet ſeine Anfälle, gleich einem ſchlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung ſieht; er giebt dem, dem er den groſſen Geiſt nicht abſtreiten kann, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe be-

merkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wollüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt, war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht, und tauſend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bey ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt; bey ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.* Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimt man, theils aus ſeinen eignen Schriften, theils aus den Zeugniſſen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe die man wegen der wollüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kann, flieſſen aus einer eintzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als auſſer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nehmlich auf einer alten Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wann ſie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt,

* Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen *Schriftſteller*, Theil III. Seite 403.

alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdecken ſollte; ich weis endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmak und recht viel Stolz beſitzen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebensbeſchreibung des Horaz an, und legt ſie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieſes nun iſt ſchon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte die er daraus anführt, ſind gar wohl von der Art, daß ſie in zwey verſchiedenen Lebensbeſchreibungen können geſtanden haben. Doch ich will meine Zweifelſucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfaſſer ſeyn.

Sueton alſo, der in dieſer Lebensbeſchreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichſam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einflieſſen, die man tauſendmahl nachgeſchrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützelung nachgeſchrieben hat. Hier iſt ſie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton iſt doch wohl ein glaubwürdiger Schriftſteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug, um ſo etwas von ihm für ganz wahrſcheinlich zu halten?

Man übereile ſich nicht, und ſey anfangs wenigſtens nur ſo vorſichtig, als es Sueton ſelbſt hat ſeyn wollen. Er ſagt traditur, dicitur. Zwey ſchöne Wörter, welchen ſchon mancher ehrliche Mann den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen — —

Es würde ein wenig eckel klingen, wenn ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren — —

In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief herum; allein beyde halte ich für falſch. Die Elegien ſind gemein, und der Brief iſt dunkel, welches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das iſt artig! Warum widerſpricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches ſchimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bey aller Feinheit des Geſchmacks ein unmäßiger Wollüſtling ſeyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber, auf eben derſelben Seite, in eben derſelben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held ausgeſetzt worden, gleich unvorſichtig, als behutſam ſeyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leſer bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; ad res venereas intemperantior traditur. Nam ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt; ich finde ſie unrömiſch; ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz ſoll in den veneriſchen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — Auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles, was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmet ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darinn, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reitzend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner

von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eines ſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſät=igen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man be=haupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reitzung gekannt:

te puer in roſa
Perfuſus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellæ riſus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmak?

oſcula, quæ Venus
Quinta parte ſui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kützelung verſchaft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bey dem Athenäus, es ſey noch neunmal ſüſſer als Honig — — Himmel! was für eine empfind=liche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wolluſt durch alle Eingänge in ſich. — — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte denn dem Dich=ter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſeyn? Vergebens wird man ſich nach dieſer bey ihm umſehen. Nein, nein; in den ſüſſen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwerts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verſtehe eigentlich hievon nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſetze nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf ſie machen könnte, als das Weſen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer ſpeculatum cubiculum, für cubiculum ſpeculis ornatum geſagt haben? Man mag dem Mittelworte ſpeculatum eine active oder paßive Be=deutung geben, ſo wird es in dem erſten Fall gar nichts, und in dem andern etwas gantz anders ausdrücken. Schon ſpeculari

für in dem Spiegel beſehen, iſt das gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begrif mit Spiegeln ausgezieret, durch ſpeculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita? Ich weis wohl, was in einem gewiſſen Studentenliede ſcorta deponere bedeutet, aber was in einem klaßiſchen Schriftſteller ſcorta diſponere ſagen könne, geſteh ich ganz gerne, nicht zu wiſſen. Die Worte ſind ſo dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meiſten nicht ſauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, ſo verſuche man doch, ob er ſich wohl mit dem, was Sueton ſonſt von dem Horaz erzehlt, vergleichen laſſe?

Nach dem Bericht dieſes Geſchichtſchreibers war Auguſt mit dem Dichter ſo vertraulich, daß er ihn oft im Scherze puriſſimum penem und homuncionem lepidiſſimum nannte. Der verſchämte Herr Paſtor Lange giebt das erſte Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach ſeiner Rechtſchreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Ueberſetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß puriſſimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiquer haben will, putiſſimus, der Allerreinſte heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior iſt, unmöglich der Allerreinſte ſeyn kann. Eines von beyden muß alſo nur wahr ſeyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Auguſts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht ſchwer fallen; ſondern jeder Unpartheyiſcher wird mir vielmehr zugeſtehen, daß Sueton ſchwerlich etwas ſo abgeſchmacktes, ſo unrömiſches und mit ſeinen anderweitigen Nachrichten ſo ſtreitendes, könne geſchrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget ſey, die angeführte Stelle für untergeſchoben zu halten.

Was das Unrömiſche darinnen zwar anbelangt, ſo könnte man vielleicht den Vorwand der verſtümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwiſſenden Abſchreiber ſchieben. Es iſt wahr; und ich ſelbſt kann eine Verbeſſerung

angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nehmlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut &c. Man sieht daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber; sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekrahmt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugrosse Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam seyn, wenn nicht unglücklicher Weise beynahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit bescheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bey dieser Gelegenheit", sagt er zu seinem Lucil, „muß „ich dir doch ein Histörchen erzehlen, woraus du erkennen wirst, „wie die Geilheit sogar kein Werkzeug zur Anreitzung der Wol„lust verachtet, und wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen

„Feuer Nahrung zu ſchaffen. Ein gewiſſer Hoſtius übertraf a
„Unkeuſchheit alles, was man jemals auf der Bühne geſeh
„und verabſcheuet hat. Er war dabey ein reicher Geitzhal
„ein Sklave von mehr als tauſend Seſterzien. Als ihn ſein
„Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche Auguſt ih
„nicht für werth, ſeinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nic
„billigte. Er verunreinigte ſich nicht allein mit Einem Ge
„ſchlechte; ſondern er war auf das männliche eben ſo raſen
„als auf das weibliche. Er ließ ſich Spiegel verfertigen, di
„wie ich ſie in dem vorhergehenden beſchrieben habe, die Bi
„der um vieles vergröſſerten, und den Finger an Dicke un
„Länge einem Arme gleich machten. Dieſe Spiegel ſtellte er ſi
„daß wenn er ſich ſelbſt von einem ſeines Geſchlechts mißbra
„chen ließ, er alle Bewegungen ſeines Schänders darinne ſe
„hen, und ſich an der falſchen Gröſſe des Gliedes, gleichſa
„als einer wahren, vergnügen konnte. Er ſuchte zwar ſchon
„in allen Badſtuben die Muſter nach dem vergröſſerten Maaß
„ſtabe aus; gleichwohl aber mußte er ſeine unerſättliche Brun
„auch noch mit Lügen ſtillen. Nun ſage man mir, ob es
„wahr iſt, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfun
„den ſey?“ —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetſchen. Er moraliſirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt ſich alle Mühe die Augen ſeiner Leſer auf dieſen Gegenſtand recht zu heften. Man ſollte ſchwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, ſo feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr ſogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus flieſſen. Der göttliche Auguſtus, welcher hier einen unzüchtigen Mann ſo verabſcheuet, daß er auch ſeinen Tod, an den nichtswürdigſten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderiſchen Sklaven, nicht ahnden will, iſt eben der Auguſt, deſſen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hoſtius; allein das was daran fehlt, iſt auch ſo groß nicht, als daß es in dem Betragen des Auguſtus einen ſo merklichen Unterſcheid hätte machen können. Unter den ſcortis, die der Dichter vor dem Spiegel ſoll genoſſen haben, will man nicht bloß weibliche verſtehen, de

ren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anſpornung ziemlich vorausſetzt. Man muß das männliche Geſchlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich ſchon gezeigt habe, eine Ungereimtheit ſeyn ſoll. Begreift man es aber darunter, ſo iſt Hoſtius dem Horaz nur noch in kleinen Umſtänden überlegen; und ihr Hauptverbrechen iſt eins. Es iſt eins, ſage ich; und Auguſtus muß von ſehr wankenden Grundſätzen geweſen ſeyn. Was konnte ihn antreiben, eben daſſelbe Laſter in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobſpruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und dieſen für puriſſimum penem zu erklären? Man ſage nicht, die Vorzüge die Horaz ſonſt, als ein ſchöner Geiſt beſeſſen, könnten den Auguſt über dieſe Abſcheulichkeit wegzuſehen bewogen haben. Auguſt war der Mann nicht, der in Anſehung des Witzes die allzugroben Ausſchweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigſtens hat er es an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hoſtius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſetzt angeführt habe: ſpecula ita diſponebat ut cum virum ipſe pateretur, averſus omnes admiſſarii ſui motus in ſpeculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: ſpecula in cubiculo, ſcortatus ita dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur beynahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des Suetons, das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter

war, als Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrift, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Baxter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quæ hic omittuntur, a neſcio quo nebulone infarcta ſunt, neque enim ſolum inhoneſta, verum etiam deridicula & ἀσυζατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deswegen lieb ſeyn, weil die zweyte Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein groſſes verliert, wann ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſein Gemählde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der mehreſten Abändrungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andre Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kann, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammlen könnte. Ich rede von dem menſchli-

chen Herze, so wie es ist, und nicht wie es seyn sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmak aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrigt, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der blossen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann.

Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, ſich ihm gleich ſtellen. Weil ſie nicht ehr feurig von der Liebe reden können als bis ſie verliebt ſind; ſo muß er ſelbſt ihnen zu gefallen verliebt ſeyn, wenn er feurig davon reden will. Weil ſie nicht wiſſen, wie ſich der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; ſo muß ihm ſelbſt eine Neära untreu geworden ſeyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer ſolchen Gelegenheit, ſchildern will.

Da man aber dieſes weis, oder wenigſtens wiſſen könnte, ſchämt man ſich denn nicht, alles im Ernſte auf die Rechnung des Dichters zu ſchreiben, was er ſelbſt, des künſtlichen Blendwerks wegen, darauf geſchrieben hat? Muß er denn alle Gläſer geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrſcht hier wie überall. Man laſſe ihn die herrlichſten Sittenſprüche, die erhabenſten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird ſich wohl hüten ſein Herz zur Quelle derſelben zu machen; alles das Schöne, ſpricht man, ſagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringſte Anſtößige, ſchnell ſoll der Mund von dem übergefloſſen ſeyn, deſſen das Herz voll iſt.

Weg alſo mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moraliſchen Charakter deſſelben oft genug gemacht hat! Sie ſind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweiſen kann, und allzu oft wiederholt, werden ſie endlich alle ſeine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer ſtörriſchen Seite zu weiſen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebsgeſchichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwey wahrhafte Beauxeſprits, das iſt, wahrhafte ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenig-

ſtens ſeyn, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmakte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können; allein eben dieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müſſe geweſen ſeyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandaleuſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnet. Dieſes iſt der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darinne ſagt, ſind die Zeilen

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor noſtri, Galatea, vivas.

Was kann unſchuldiger ſeyn, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſeyn, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſetzt die Worte memor noſtri vivas durch daignez toujours conſerver le ſouvenir de ma tendreſſe, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſetzen, man „weis nicht, wer dieſe Galathee geweſen iſt, noch vielweniger „ob ſie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze, ſage ich, weis er beydes. Galathee, ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem ſie vorher ſahe, daß er ſich doch würde ergeben müſſen. Ihre Leidenſchaften waren ſehr feurig, und die Heftigkeit derſelben war in allen ihren Minen zu leſen. Ihr Mund war von den häuffigen Küſ-

sen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache, in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bey diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines grossen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der aller pöbelhaftesten Art zu denken, und des aller elendesten Geschmaks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer, dem Namen nach, geschrieben zu haben scheinet, Wiedersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie sie alle heissen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar, den Horaz zu einem Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigstens die weichlichen Knaben den Ligurin und Lyciscus aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das er-

laubte Vergnügen genoſſen habe, erinnre man ſich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch beſtraft. Man leſe ſeine ſechſte Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fœcunda culpæ ſecula nuptias
Primum inquinavere, & genus & domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit ſchrecklichern Farben abſchildern, als daß er ſie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher gefloſſen ſey? Nicht genug, daß er dieſes Laſter als Laſter verfolgte, er beſtrebte ſich ſo gar es lächerlich zu machen, um ſeine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon ſie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf ſeine zweyte Satyre des erſten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verſchonung der Matronen? Er beſchreibt ihren Genuß unſicher, mit weniger Reitz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelaſſenen nicht zu befürchten habe. — — Solte alſo wohl der, welcher für die geſellſchaftlichen Geſetze ſo viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Geſetze der Natur übertreten haben? Er kannte ſie, dieſe Natur, und wußte, daß ſie unſern Begierden gewiſſe Grenzen geſetzt habe, welche zu kennen eine der erſten Pflichten ſey.

Nonne cupidinibus ſtatuit natura modum? quem
Quid latura ſibi, quid ſit dolitura negatum,
Quærere plus prodeſt, & inane abſcindere ſoldo.

Ich kan es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieſer Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig ſpricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach ſeinem Geſchmacke ſey ihm der gewöhnlichſte Weg der liebſte. Es iſt wahr: er ſagt:

tument tibi quum inguina, num, ſi
Ancilla aut verna eſt præſto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es iſt wahr er ſetzt ſogleich hinzu: non ego. Allein er ſchließt auch in den nachfolgenden Verſen ſeine Begierde offenbar nur

weiſen kann. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche, durch Thäler und Flüſſe vor ſich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua ſilentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtre Stillſchweigen zu einem verrätheriſchen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Catulls:

— — — nihil eſt ſuper mi
Quod loquar amens.
Lingua ſed torpet — — —

Wann nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nehmlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, ſingt, ſo ſingt man es allezeit mit urſprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiednen Bildern mühſam zuſammen geſucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſich ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines ſo heßlichen Laſters? Und verräth denn nicht ſchon die Nachbildung deſſelben einen Wohlgefallen daran? Das erſtre gebe ich zu, das

andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas edlers darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereyen der platonischen Liebe, so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schliessen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf seine Unkeuschheit zu schliessen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis & pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es sich dieser Kayser seyn, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderey weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia bestraft wissen wollte. Das zweyte verboth eben dieses Laster, in so ferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bey dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wieviel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man, entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er all sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kayſers befördert zu haben. Seines Kayſers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos & lex maculosum edomuit nefas.

Laudantur ſimili prole puerperæ:
Culpam pœna premit comes.

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regierung unſers Auguſtus! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, wenn man das maculoſum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Auch dieſem Laſter folgte die Strafe auf dem Fuſſe nach; culpam pœna premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweiſen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdammniß werde ſetzen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngern Jahren verſchiedne ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effœminatum infectatus eſt; M. Antonius, adoptionem avunculi ſtupro meritum &c. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? Und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus ſive criminibus, ſive maledictis infamiam impudicitiæ facillime refutavit, & præſentis & poſteræ vitæ caſtitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszehlen konnten: ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer grenzenloſen Wolluſt. Adulteria quidem exercuiſſe ne amici quidem negant: excuſantes ſane, non libidine ſed ratione commiſſa; quo facilius conſilia adverſariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weis, daß ein neuer Auguſt eben dieſen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte ſagen, Horaz habe ſich der Knabenliebe ſchuldig gemacht, noch ehe Auguſt die Geſetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich geſehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er ſich in den Ligurin verliebt ſtellte? Dieſer Zeitpunkt fällt lange nach dem erſtern, und wer weis welcher gute Geiſt den Horaz getrieben hat, ihn zu ſeiner künftigen Entſchuldigung, ſo genau anzumerken. Auguſt hatte damals längſt die Knabenliebe durch die ſchärfſten Geſetze aus dem Staate verbannt; aber ſie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die ſich gerne keinen Ge-

genſtand entziehen laſſen, an welchem ſie ihren Witz zeigen können, war niemals ſein Wille geweſen. Er konnte es allzuwohl wiſſen, daß in den Verſen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menſchlichen Geſchlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück ſehe, was ich in dem Punkte der Unkeuſchheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obſchon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — ſo glaube ich wenigſtens ſo weit gekommen zu ſeyn, daß man aus dem untergeſchobenen Zeugniſſe nichts, und aus ſeinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, ſchlieſſen darf. Es bleibet vielmehr bey dem Urtheile des Auguſtus: puriſſimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl ſeinen Theil an den fleiſchlichen Ergötzungen mochte genoſſen haben; das erſtere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beſchuldigung, welche einen Römer, in ſo fern er ein Römer iſt, faſt noch mehr ſchimpfet, als die erſte. Horaz ſoll ein feigherziger Flüchtling geweſen ſeyn, welcher ſich nicht geſchämt habe, ſeine Schande ſelbſt zu geſtehen. Man weis, daß Horaz, als er ſich in Athen, ſeine Studien fortzuſetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienſte nahm. Die hiſtoriſchen Umſtände davon ſind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie iſt es, an welche Horaz in der ſiebenden Ode des zweyten Buchs ſeinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, & celerem fugam
Senſi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus & minaces
Turpe ſolum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die ſich des Schimpfs erinnern, der ſowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluſte des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch ſehen, ob ſie dieſe Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der ſein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne geweſen ſeyn; daß er es nur eben dadurch könne einge-

büßt haben, weil er allzutapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, wenn man ſie ein vor allemal ergreiffen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſeyn, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtre auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Menſch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in ihm müſſe entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen erſetzten? Was konnten dieſes aber für Eigenſchaften ſeyn, wenn es nicht ein entſchiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunſt waren? Und rühmt er nicht in eben dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, ſein Leben mehr als einmahl in die Schanze geſchlagen habe?

O ſæpe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekannt zu machen ſcheinet?

Doch wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchickt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſtus; die das Geſtändniß ſeiner Flucht, aufs höchſte zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Caßius geleſen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten; daß ſie

über keinen einzigen weder tödten, noch gefangen nahmen, sondern sie bloß, so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein blosser Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern

büßt haben, weil er allzutapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, wenn man ſie ein vor allemal ergreiffen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſeyn, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtre auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Menſch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in ihm müſſe entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen erſetzten? Was konnten dieſes aber für Eigenſchaften ſeyn, wenn es nicht ein entſchiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunſt waren? Und rühmt er nicht in eben dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, ſein Leben mehr als einmahl in die Schanze geſchlagen habe?

O ſæpe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekannt zu machen ſcheinet?

Doch wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchickt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſtus; die das Geſtändniß ſeiner Flucht, aufs höchſte zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Caßius geleſen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten; daß ſie

aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, sondern sie bloß, so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein blosser Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern

auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weis, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eignen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum ſuorum ſodalium nennet, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz, die ganze ſiebende Ode des zweyten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andre Geſtalt giebt; daß ſich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bey Philippis am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſts, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, wenn ſie an des Horaz Stelle geweſen wären, aus einer andern Urſache etwas Schlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto rühmlichers darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſey; iſt die zweyte Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt.

Sie befindet ſich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und alſo in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit hiſtoriſcher Umſtände weit fähiger iſt, als eine Ode. Was ſagt er aber da von ſeiner Flucht? Nichts als:

Unde ſimul primum me dimiſere Philippi
Deciſis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris & fundi: paupertas impulit audax
Ut verſus facerem — —

Kein einziger Ausleger ſcheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Ueberſetzer überſehen es alle. Dimittere iſt ein militäriſches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßiſchen Schriftſtellern, beſonders den Geſchichtſchreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander laſſen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleiſteten Dienſte. Nimmermehr kömmt dieſes Wort einem Flüchtigen, geſchweige einem, der ſeine Waffen im Stiche gelaſſen hat, zu. Beyde wurden nach der römiſchen Kriegszucht geſtraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieſes letztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewuſt geweſen ſeyn, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verſchiedne Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus „am ähnlichſten iſt, hat ſo wohl als er, in ſeinen Gedichten „bekannt, daß er ſich mit Wegwerfung ſeiner Waffen, als ei„nes den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus „der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor „dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. „Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke nicht ſo aufrichtig ge„weſen ſeyn, wenn er nicht die groſſen Beyſpiele vor Augen „gehabt hätte.“ Dieſe groſſen Beyſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverleugner, welchem es nicht genug war ſeinen

auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weis, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eignen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum ſuorum ſodalium nennet, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz, die ganze ſiebende Ode des zweyten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andre Geſtalt giebt; daß ſich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bey Philippis am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſts, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, wenn ſie an des Horaz Stelle geweſen wären, aus einer andern Urſache etwas Schlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto rühmlichers darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſey; iſt die zweyte Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt.

Sie befindet ſich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und alſo in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit hiſtoriſcher Umſtände weit fähiger iſt, als eine Ode. Was ſagt er aber da von ſeiner Flucht? Nichts als:

Unde ſimul primum me dimiſere Philippi
Deciſis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris & fundi: paupertas impulit audax
Ut verſus facerem — —

Kein einziger Ausleger ſcheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Ueberſetzer überſehen es alle. Dimittere iſt ein militäriſches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßiſchen Schriftſtellern, beſonders den Geſchichtſchreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander laſſen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleiſteten Dienſte. Nimmermehr kömmt dieſes Wort einem Flüchtigen, geſchweige einem, der ſeine Waffen im Stiche gelaſſen hat, zu. Beyde wurden nach der römiſchen Kriegszucht geſtraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieſes leztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewuſt geweſen ſeyn, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verſchiedne Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus „am ähnlichſten iſt, hat ſo wohl als er, in ſeinen Gedichten „bekannt, daß er ſich mit Wegwerfung ſeiner Waffen, als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus „der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor „dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. „Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke nicht ſo aufrichtig geweſen ſeyn, wenn er nicht die groſſen Beyſpiele vor Augen „gehabt hätte.“ Dieſe groſſen Beyſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverleugner, welchem es nicht genug war ſeinen

34. Ode des erſten Buchs.

Parcus Deorum cultor & inſrequens
Inſanientis dum ſapientiæ
Conſultus erro, nunc retrorſum
Vela dare atque iterare curſus
Cogor relictos: namque Dieſpiter
Igni coruſco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus & vaga flumina,
Quo Styx, & inviſi horrida Tænari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima ſummis
Mutare & inſignem attenuat Deus
Obſcura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum ſtridore acuto
Suſtulit; hic poſuiſſe gaudet.

Ueberſetzung.

„In unſinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein karger,
„ſaumſeliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun ſpann ich,
„den verlaßnen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blendenden Blitzen
„zu trennen, trieb der Vater der Tage, durch den heitern Him-
„mel, die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen Klumpen, und
„die ſchweifenden Ströme: auf ihm den Styx und die nie ge-
„ſehenen Wohnungen im ſchrecklichen Tänarus, und die Wur-
„zeln des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte ins Höchſte zu verwandeln ver-
„mag, der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln
„iſt, hervor zieht. Hier riß mit ſcharfen Geräuſche das räube-
„riſche Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihr, ihn
„anzuſetzen.

* * *

Es wird nöthig ſeyn, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Ueberſetzung, beyzubringen. Gleich in dem erſten Worte

habe ich mir die Freyheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlaſſen. Parcus iſt ihnen ſo viel als rarus; ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwendriſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwey Beywörter, die nur einerley ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht parcus cultor Deorum bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, ſagt dieſer Kunſtrichter, iſt ein ſehr merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche ſich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiſet dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrücklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles qui deſt, abſuitue a ſignis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen, oder nicht, wann ſie nur ihre Beleſenheit ausramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte: parcus Deorum cultor & infrequens überſetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienſt oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren ſollen. Der geringſte Sylbenhenker würde kein ſo widerſinniges Climax gemacht haben — Aber was hat denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heiſſen, was es faſt immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwehlung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beywort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben; ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beylege, iſt dieſer, daß es einen anzeiget, welcher ſich ſelten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Feſttäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beyden Erklärungen annimt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Urſachen kann

unmöglich jemand anders, als er ſelbſt wiſſen; doch viell auch er ſelbſt nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieſes erinnern, ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne A gänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der ein Baxter ſetzt es nach plerumque, und beruft ſich deswegen den Scholiaſten. Baxter hat Recht, und wann er ſich auf keinen Wehrmann berufen könte. Ich glaube nicht, man leichter ein klärer Beyſpiel finden könne, was für Z deutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſey, als das genwärtige. Horaz kan eben ſowohl geſagt haben: Diesp igni coruſco plerumque nubila dividit als: plerumque per pu tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugl geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wehlen, wel den ungezwungenſten Verſtand giebt. Nun iſt es wohl k Frage, ob es öftrer bey heiterm Himmel, oder öftrer alsd donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen iſt? Soll der Dichter nichts ungereimtes geſagt haben, ſo kann nur erſtre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Ueberſetz gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne geſtehe, daß es ſonſt Gebrauch des Horaz nicht iſt, die Adverbia ſo nachzuſchlep als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein A verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verſchiedene A leger ſcheinen den letztern gemerkt zu haben, wann ſie plerumque zu per purum egit zögen, und ſuchen ſich alſo d beſondre Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, bey plerumque, hisce vero diebus einſchieben; und Dacier g das plerumque durch ſouvent. Aber ſeit wenn hat es d aufgehört, mehrentheils zu heiſſen? Und ſeit wenn iſt es d den Paraphraſten erlaubt, ganz neue Beſtimmungen in il Text zu flicken, die nicht den geringſten Grund darinne hab

In der dritten Strophe habe ich die Ueberſetzung des W inviſi und die Vertauſchung der Beywörter zu rechtfertigen. weis wohl, daß den meiſten Auslegern inviſus hier, verh ſcheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen li die allereigentlichſte Bedeutung, nach welcher es ſo viel als

geſehen iſt, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie ſie bey dem Lucian περι πενθους beſchrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil ſie von keinem ſterblichen Auge erblickt wird, ward ſie ἀιδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach dieſem Exempel ſeine invifam ſedem horridi Tænari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter ſo, wie ich glaube, daß ſie natürlicher Weiſe zu ordnen ſind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam ſedem inviſi Tænari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in ſeinem römiſchen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber ſchien der ungeſehene Tänarus im Deutſchen zu verwegen, weil man glauben könnte, als ſollte es ſo viel anzeigen, daß man dieſes Vorgebürge niemals zu ſehen bekomme. Ich ſtelle alſo dieſes Beywort wieder dahin, wo es dieſe Zweydeutigkeit nicht verurſacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Ueberſetzers wird zur Untreue, wann er ſeine Urſchrift dadurch verdunkelt. Man ſage nicht, daß alle dieſe Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von inviſus annimmt. Ich weiß es; aber ich weis auch, daß alsdann dieſes Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugroſſe Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde ſo nahe zuſammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leſer ein beſondres Bild in die Gedanken ſchildert. Die grauſe Höle des ſcheuslichen Tänars, ſagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es iſt eben als wollte man ſagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch ſollte ich mich vielleicht in dieſer Strophe, wegen des atlanteus finis entſchuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Ueberſetzer ſeyn?

Nach dieſen wenigen Anmerkungen, komme ich auf den Innhalt der Ode ſelbſt. Faſt alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne abſage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine beſſere Vereh-

rung verſpreche. — — Dieſe Erklärung ſcheinet dem erſte Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war all gemein angenommen, bis Tanaquill Faber ſie in Zweifel z ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieſes Gelehr ten, auch deſſen Meinungen geheyrathet zu haben ſchien, tra ſeinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts an ders, als kindiſch und abgeſchmackt, wann ſie eine ernſtlich Widerruffung ſeyn ſollte. Er kam auf den Einfall ſie zu eine Spötterey über die Stoiſche Sekte zu machen: welches zu erwei ſen, er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es iſt wahr, ſo lang „ich den Lehren einer närriſchen Weisheit folgte, habe ich di „Götter, nicht ſo, wie ich wohl ſollte, verehret. Ihr aber, ih „Herren Stoiker, dringt mit ſo ſtarken Gründen in mich, da „ich gezwungen bin, auf andre Art zu leben, und einen neue „Weg zu erwehlen. Was mich in meiner Halsſtarrigkeit be „feſtigte, war dieſes, daß ich gewiß überzeugt war, der Don „ner könne nichts als die Wirkung der Ausdünſtungen ſeyn „die ſich in Wolken zuſammen ziehen, und ſich unter einan „der ſtoſſen. Allein nunmehr beweiſet ihr mir, daß es oft an „heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu ant „worten, und ich muß mit euch erkennen, daß Gott ſelbſt, den „Wagen ſeines Donners durch den Himmel führt, ſo oft e „ihm gefällt, und die Blitze mit eigner Hand wirft, wohin e „will. — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; al lein von den letzten fünf Verſen geſtehet Dacier ſelbſt, daß ſi mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſind Horaz, ſagt er, fängt in dieſen letztern Zeilen an, ernſtlich z reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorſe hung glaube. „Ich weis, ſoll des Dichters Meinung ſeyn, da „Gott dieſen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ic „weis auch, daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem Glück „überläßt, welches mit ſcharfen Geräuſche dem Haupte des ei „nen das Diadem entreißt, und das Haupt des andern da „mit krönet.

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß un möglich Horaz eine ſo nichtige Urſache ſeiner Bekehrung könn angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in der

Augen eines jeden Verſtändigen ſeyn muß. „Man braucht, „ſagt er, in der Naturlehre nur ſehr ſchlecht erfahren zu ſeyn, „wenn man wiſſen will, daß kein Donner ohne Wolken ſeyn „könne. Horaz muß alſo nothwendig die Stoiker nur damit „lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vor„ſehung weiter nichts als ungefehr dieſes entgegen zu ſetzen wuß„ten: ihr könnt, ſagten die Stoiker, die Vorſehung nicht leug„nen, wenn ihr auf den Donner und auf ſeine verſchiedene „Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun die Epikurer „ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Urſachen „hervorgebracht würde, und man alſo nichts weniger als eine „Vorſehung daraus beweiſen könne: ſo glaubten die Stoiker, „ihnen nicht beſſer den Mund zu ſtopfen, als wenn ſie ſagten, „daß es auch bey heiterm Wetter donnre; zu einer Zeit alſo, „da alle natürliche Urſachen wegfielen, und man deutlich ſehen „könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert „werden müſſe.

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtützt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Liſt, die Stoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos vorſtellet? Dieſe Weltweiſen beruften ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weiſe Einrichtung derſelben; niemals aber leugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründeſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18 Hauptſtücke deſſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bey Seite ſetzten, und daß purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließt. Quare & ſereno tonat? heißt es daſelbſt; quia tunc quoque per craſſum & ſiccum aera ſpiritus proſilit. Was kan

deutlicher ſeyn? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwieder; er billiget ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31. Hauptſtücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſey: mira fulminis, ſi intueri velis, opera ſunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina inſit illis & ſubtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch ſubtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. Der Blitz, fährt er fort, zerſchmelzt das Gold in dem Beutel, ohne dieſen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob ſchon dieſe ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn ſie unmittelbare Wirkungen derſelben ſeyn ſollten! Es iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ruhig dabey lieſſen, und dieſe Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig ſelbſt einrücken. Hoc autem, ſagt er in dem 32. Hauptſtücke, inter nos & Tuscos, quibus ſumma perſequendorum fulminum eſt ſcientia, intereſt. Nos putamus quod nubes colliſæ ſunt, ideo fulmina emitti. Ipſi exiſtimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea ſunt opinione, tamquam non quia facta ſunt ſignificent; ſed quia ſignificatura ſunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, ſive illis ſignificare propoſitum eſt, ſive conſequens. Quomodo ergo ſignificant, niſi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motæ, ut nobis occurrerent, dextrum auſpicium, ſiniſtrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otioſum & puſillæ rei miniſtrum facis, ſi aliis ſomnia, aliis exta diſponit; iſta nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum ſeries explicatur, indicia venturi ubique præmittens, ex quibus nobis quædam familiaria, quædam ignota ſunt. — — Cujus rei ordo eſt, etiam prædictio eſt.

Man überlege dieſe Stelle genau, und ſage, ob es dem Inhalte derſelben zufolge möglich ſey, daß die Stoiker jemals ſo abgeſchmackt gegen die Epikurer können geſtritten haben, als ſie Dacier ſtreiten läßt. Iſt es aber nicht möglich, ſo muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze ſich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es iſt nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu ſetzen, ob es gleich etwas ſehr leichtes ſeyn würde; beſonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltſamen Hineinpreſſung des Wörtchens ſed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieſer Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieſer Ode beybehalten wolle. Doch auch dieſe kann, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählich viel Kleinigkeiten von ſich einflieſſen läßt, hätte erwehnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kann nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wann er ſie curſus relictos nennen wollen. Auſſer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten, ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel; ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr, und alſo auch das letztre. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn wo möglich wieder ihre unzeitige Gelehrſamkeit vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Sekten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als ge-

hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye ſie von keinem andern ſey gerüget worden. Marinus Merſennus iſt in ſeiner Auslegung des erſten Buchs Moſis (S. 1830.) darwider aufgeſtanden, und hat ſie für nichts ſchändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betriegern gehalten. Aus dem Merſennus hat ſie hernach beſonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. I. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und dieſe haben ſie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hiſt. univerſ. Atheiſmi & Atheorum p. 365. & 547.) die hälliſchen Verfaſſer der Obſervat. ſelectarum (Tom. X. p. 219.) Freytag (Analect. litteraria p. 210.) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) ſagen alle ebendaſſelbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium & ſcandaloſiſſimum, locum offenſionis pleniſſimum. Ich muß dieſen noch einen Freund von mir beyſetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in ſeiner erſten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben dieſe Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle dieſe Gelehrte, entweder nur Nachbeter ſind, oder, wenn ſie mit ihren eignen Augen geſehen haben, nicht haben conſtruiren können. Ich ſage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blaſen darf. Bey ihm habe ich die allererſte Ausgabe des Cardaniſchen Werks de ſubtilitate in die Hände bekommen, und ſie mit um ſo viel größrer Begierde durchblättert, da eben daſſelbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von deſſen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu leſen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Beſitzer deſſelben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, ſie dem Leſer vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der erſten Ausgabe ſelbſt gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten ſchlieſſe ich, daß ſie Herr Vogt nicht ſelbſt geſehen hat. Man vergleiche nur

Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vortheile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht schon die Erzehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bey seiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, seyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freyheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserey übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzu setzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der leztern, aus dem Parcus Deorum cultor & infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu schliessen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

haben würde. Der Geſetze aber ſind viere; der Götzendiener, der Juden, der Chriſten und der Mahometaner.

„Der Götzendiener zieht ſein Geſetz aus vier Gründen vor. Erſtlich weil er ſo oft, in den Kriegen wieder die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Geſetze ganz und gar zu vertilgen; es müſſe daher dem höchſten Werkmeiſter und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach ſagen ſie; ſo wie es ſich, wenn das Volk einen oberſten Regenten über ſich habe, für jeden gezieme, in Privatſachen und beſonders in Kleinigkeiten, ſeine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten deſſelben zu nehmen, als dem Könige ſelbſt, um jeder Urſach Willen, beſchwerlich zu fallen: eben ſo müſſe man, da der höchſte Gott ſich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatperſonen den allerkleinſten Theil ausmachen, ſehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen ſelbſt, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Urſache, mit Bitten beläſtige. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes Geſetz, und durch dieſe Beyſpiele, indem ſie Hoffnung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, ſo könnten ſie eben ſowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend andre. Auch ſey unſre Meinung von Gott und dem Urſprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeſchmackt, ſondern auch noch abgeſchmakter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Geſetzen, und aus dem Haſſe derſelben gegen alle Weltweiſe, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchenopfer, die Verehrung todter Bildſäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen ſelbſt verlacht würden; deßgleichen die ſchändlichen Laſter dieſer ihrer Götter, die man ſich ſchon an einem Men-

Ich werde mich, wie gesagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas besonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zusaz zu dem Artikel ansehen können, welchen Bayle, in seinem critischen Wörterbuche, von diesem Gelehrten gemacht hat.

Es ist billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerst höret. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller seyn, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden ist; der Herr Pastor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch diesen. Er führt, in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstre, und noch eine andere Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an, und was er dabey anmerkt ist folgendes. „Man liesest, sagt er, in diesen unge„mein seltnen Ausgaben eine sehr gottlose und ärgerliche Stelle, „die man in den nachherigen Abdrücken weggelassen hat. Ich „will die ganze Sache mit den Worten des gelehrten de la „Monnoye, im 4 Th. der Menagianen, S. 305, erzehlen. „Noch schlimmer als Pompanaz, sagt dieser, macht es Cardan. „In dem eilften seiner Bücher de subtilitate vergleicht er die „vier Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nachdem er „eine gegen die andre hat streiten lassen, so schließt er, ohne „sich für eine zu erklären, mit diesen unbedachtsamen Worten: „igitur his arbitrio victoriæ relictis. Das heißt auf gut deutsch, „er wolle dem Zufalle überlassen, auf welche Seite sich der „Sieg wenden werde. Diese Worte veränderte er zwar selbst „in der zweyten Ausgabe; dennoch aber ward er drey Jahre „darauf von dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. sehr bitter deß„wegen bestraft, weil der Sinn derselben sehr schrecklich ist, und „die Gleichgültigkeit des Cardans, in Ansehung des Sieges „deutlich beweiset, welchen eine von den vier Religionen, es „möge nun seyn welche es wolle, entweder durch die Stärke „der Beweise, oder durch die Gewalt der Waffen davon tra„gen könne."

Aus dieser Anführung erhellet, daß Scaliger der erste gewesen ist, dem die Stelle wovon ich rede, zum Anstosse gereicht

haben würde. Der Geſetze aber ſind viere; der Götzendiener, der Juden, der Chriſten und der Mahometaner.

„Der Götzendiener zieht ſein Geſetz aus vier Gründen vor. Erſtlich weil er ſo oft, in den Kriegen wieder die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Geſetze ganz und gar zu vertilgen; es müſſe daher dem höchſten Werkmeiſter und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach ſagen ſie; ſo wie es ſich, wenn das Volk einen oberſten Regenten über ſich habe, für jeden gezieme, in Privatſachen und beſonders in Kleinigkeiten, ſeine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten deſſelben zu nehmen, als dem Könige ſelbſt, um jeder Urſach Willen, beſchwerlich zu fallen: eben ſo müſſe man, da der höchſte Gott ſich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatperſonen den allerkleinſten Theil ausmachen, ſehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen ſelbſt, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Urſache, mit Bitten beläſtige. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes Geſetz, und durch dieſe Beyſpiele, indem ſie Hoffnung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, ſo könnten ſie eben ſowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend andre. Auch ſey unſre Meinung von Gott und dem Urſprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeſchmackt, ſondern auch noch abgeſchmakter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Geſetzen, und aus dem Haſſe derſelben gegen alle Weltweiſe, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchenopfer, die Verehrung todter Bildſäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen ſelbſt verlacht würden; deßgleichen die ſchändlichen Laſter dieſer ihrer Götter, die man ſich ſchon an einem Men-

)en einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des lerhöchsten Schöpfers.

„Nachdem diese also, auf besagte Art, widerlegt worden,) steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle, auch uf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand so unverfälscht verehret als wir; und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so grosser Wunder und Zeichen, und kein Volk eines olchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sey, müsse Gott nicht gefallen haben; sie die Juden hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetze anzubeten.

„Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer und wird auf beyden Theilen mit grossen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christ stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzehlten, daß man glauben sollte, es sey nicht vorher gesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das geringste von dem Mahomet. Zweytens auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Grösse und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Korane lehret, oder dieses, daß er n einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre geschickt, oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes; alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätiget werden, oder sind ganz und gar keine Wun-

der. Daß Steine von Vögeln herabgeſchmiſſen werden, dieſes iſt zwar etwas wunderſames, und mag es immerhin geweſen ſeyn, aber kein Wunder iſt es nicht: daß der Mond zertheilt ſcheinet, dieſes iſt weder ein Wunder noch etwas wunderſames. Von Mecca nach Jeruſalem verſetzt werden, oder in den Himmel hinanſteigen, dieſes wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Chriſti hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philoſophie ſtreitet. Was ſein Leben anbelangt, darinne kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeſte wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? kann ſag ich? Ja, ſo viel du dich von ſeinem Exempel entfernſt, ſo viel Gottloſigkeit nimſt du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradieſe; das Paradies aber beſchreibt er ſo, daß man darinnen heyrathe, von ſchönen Knaben bedient würde, Fleiſch und Aepfel eſſe, Necktar trinke, auf ſeidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelſteine und ſeidne Lager beſitze. Welcher geſunde Verſtand wird dadurch nicht beleidiget? Und wie abgeſchmakt iſt nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten ſollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinanſteige, und daß er ſelbſt bey den Geiſtern, ſeinen Dienern, ſchwöre. Was ſoll man von der Hiſtorie mit dem Kameele, wenn es anders eine Hiſtorie, und nicht vielmehr eine Fabel iſt, ſagen, die wenigſtens fünfmahl wiederhohlet wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Chriſten dieſes, daß unſer Geſetz von ſehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen ſo viele Kayſer und reiche Prieſter der Götzen iſt geprediget worden, und daß es, da es auch ſchon von innerlichen Spaltungen geſchwächt war, dennoch des ganzen Erdkreiſes ſich bemächtiget hat.

„Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für ſich. Erſtlich ſagen ſie: Die Chriſten verehrten die Einheit Gottes nicht ſo lauter, als ſie; die Chriſten gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott ſey. Wann aber, fahren ſie fort, mehrere Götter ſind, ſo werden ſie auf einander erbittert ſeyn, weil dieſes bey einem Reiche etwas unvermeidliches iſt, daß es

von vielen ohne Eiferſucht nicht kann verwaltet werden. Es iſt aber auch etwas gottloſes, dem erhabenſten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugeſellen, der ihm gleich ſey, da er doch der allerhöchſte iſt, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig iſt. Ueber das alſo, ſagen ſie, was die Chriſten ihm beylegen, empören ſich die Himmel, und die Erde fliehet vor Entſetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er ſich beklagte; und Chriſtus, als ob er ſich entſchuldigte; daß er ſich dieſes nicht ſelbſt, ſondern, daß es ihm andre, wider ſeinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kömmt von dem Mahomet ſelbſt, welcher den Chriſten zur Laſt legt, daß ſie die Bilder anbeten, und daß ſie alſo Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu ſeyn ſcheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen iſt, indem ſie ſchon ſo viel Siege erfochten, und ſchon ſo viel Provinzen erobert hätten, daß das chriſtliche Geſetz kaum ein Theil des Mahometiſchen würde zu nennen ſeyn, wann nicht, durch Vorſorge unſers Kayſers, ſchon zum Theil eine andre Welt, in der chriſtlichen Religion wäre unterrichtet worden. Iſt es aber, ſagen ſie, nun nicht wahrſcheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja ſo viele mit der allerkleinſten Hülfe retten, wenn er ſich nicht von ihnen abgewandt hätte, und ſie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, ſo geben dieſe ihrem Geſetze kein geringes Anſehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weiſe, wir dem Mahomet und ſie Chriſto nachzuahmen ſcheinen; ſie beten, ſie faſten, ſie bedienen ſich einer ſehr ſimpeln, ja der allerſimpelſten Tracht, ſie enthalten ſich des Mordes, der Glücksſpiele, des Ehebruchs, und der abſcheulichſten Läſterungen gegen Gott, von welchen vier Laſtern hauptſächlich die Völker der Chriſtenheit, faſt ganz und gar überſchwemmt ſind. Und was ſagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, ſo behaupten ſie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, ſie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten ſich viele Tage lang des Eſſens; andre brennen ſich mit Feuer, und zerfleiſchen ſich

mit Eiſen, ohne das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engaſtrimuthi genennt wurden; dieſes aber können ſie beſonders alsdenn, wenn ſie gewiſſe Orgia begehen, und ſich im Kreiſe herumdrehen. So wie es mit dieſen drey Punkten ſeine völlige Richtigkeit hat, indem ſie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wunderſamer Weiſe zugehen; ſo iſt es hingegen eine bloſſe Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyſchlaf, gebohren würden. Auch ſogar ihre Heiligen haben ſie, welche durch wunderbare Hülfleiſtungen berühmt ſind; den Sedichaſim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Aſcichus zur Wiederverſöhnung der Eheleute; den Mirtſchinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reiſenden, der auf einem bunten Pferde ſitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen ſoll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unſchuldiger Weiſe verdammt, und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unverſehrt davon gekommen ſey. Ganz bekannt iſt endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkiſchen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem groſſen und kriegeriſchen Könige, ein Prieſter geworden iſt, und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat. —"

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen untereinander führen läßt. Noch ſind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke verſparen will, um die Rettung meines Philoſophen deſto beſſer in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man geleſen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich dieſe Stelle? Iſt die Vergleichung der verſchiednen Religionen, an und vor ſich ſelbſt, ſtrafbar; oder iſt es nur die Art, mit welcher ſie Cardan unternommen hat?

Das erſte, wird man ſich wohl nicht in den Sinn kommen laſſen, zu behaupten. Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher als Ueberzeu-

gung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eignen Religion ſchon zureiche; daß es nicht nöthig ſey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man ſie an dieſer ſchon entdeckt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen. Und benimmt man ſich nicht, durch die Anpreiſung dieſer einſeitigen Unterſuchung, ſelbſt die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unſre Brüder werden können? Wenn man dem Chriſten befiehlt, nur die Lehren Chriſti zu unterſuchen, ſo befiehlt man auch dem Mahometaner, ſich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es iſt wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen beſſern Glauben für einen ſchlechtern fahren zu laſſen; allein dieſer wird auch die Gelegenheit nicht haben, den ſchlechtern mit einem beſſern zu verwechſeln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein ſchwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes ſetzen, der ſich fürchtet, ſie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts ſeyn; und auch die Verläumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unſinn, und auf der andern nichts als Vernunft ſehe. Was folgt alſo daraus? Daß der Chriſt, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß ſie nicht nur, nicht zu unterſagen, ſondern auch anzupreiſen iſt.

Cardan muß alſo in der Art dieſer Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen ſehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geſchehen ſeyn. Entweder er hat die Gründe der falſchen Religionen allzuſtark, oder die Gründe der wahren allzu ſchwach vorgeſtellt.

Hat er wohl das leztere gethan? — — Ich verlange unpartheyiſche Leſer; und dieſe ſollen es mir ſagen, ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweiſen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der chriſtlichen Religion erwieſen haben, einen Grund mehr, oder eben dieſelben Gründe ſtärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht

ſtärker. Man weis, daß die vornehmſten derſelben die hiſtoriſchen ſind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieſer Arten drey annehmen. Hiſtoriſche Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menſchwerdung des Heilandes hergenommen ſind; hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten des Heilandes ſelbſt, und endlich hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten die nach ihm gefolget ſind. Die erſten ſind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern ſind die, welche auf den Wundern unſers Erlöſers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die chriſtliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle dieſe hat Cardan mit wenig Worten, aber mit ſehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdiſchen Propheten ſtärkers ſagen, als dieſes: daß ſie in Chriſto ſo genau erfüllet worden, daß man ſie eher für Erzehlungen, die nach geſchehener Sache aufgeſetzt worden, als für das, was ſie ſind, halten ſollte? Kann die Zweydeutigkeit derſelben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit liebloſen Vermuthungen ſo weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch dieſen Zuſatz, ſie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man ſie eigentlich zu halten habe. So unſinnig kann kein vernünftiger Mann ſeyn, welcher es weis, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälſchtes Alterthum, zu ſeiner eignen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Chriſti ſpricht unſer Philoſoph ſehr ſcharfſinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falſchen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß ſie wirkliche Wunder ſind, und behauptet, daß ſie, als ſolche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterſcheidet ſie alſo von den Täuſchereyen eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwiſſenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künſtliche für das Wunderbare verkauft. Er unterſcheidet ſie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weis was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand geſehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit beſſer, oder kan man ſie nur anders beweiſen? — Endlich ſehe man auch, wie gründlich er von dem Beweiſe aus der Fortpflanzung der chriſt-

ichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine ſchlieſſende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er ſagt: ſie ward von armen Leuten geprediget; man kan ſie alſo aus keinen eigennützigen Abſichten angenommen haben: und dieſe armen Leute waren noch dazu unwiſſend, folglich waren ſie denen, die ſie bekehrten, am Verſtande nicht überlegen, und was ſie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuſchreiben. Er bemerkt den Widerſtand der ihnen natürlicher Weiſe unüberwindlich geweſen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieſes nehmlich, daß unſre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, ſich die Menſchen unterwürfig zu machen, da ſie von innerlichen Sekten zerriſſen und verwirret war. Ein wichtiger Umſtand! Ein Umſtand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas ſeyn müſſe, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten ſeine Kraft zu allen Zeiten äuſſert. Und was kann dieſes anders ſeyn, als die immer ſiegende Wahrheit? Cardan läßt bey dieſem Beweiſe nichts weg, als das, was ich wünſchte, daß man es immer weggelaſſen hätte. Das Blut der Märtyrer nehmlich, welches ein ſehr zweydeutiges Ding iſt. Er war in ihrer Geſchichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht ſehr viele unter ihnen bemerken ſollte, die eher Thoren und Raſende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menſchliche Herz zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, eine geliebte Grille könne es eben ſo weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er iſt nicht allein ein ſtarker Verfechter des chriſtlichen Glaubens, ſondern auch ein vorſichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beyſammen ſind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den hiſtoriſchen Gründen können bewenden laſſen; denn wer weis nicht, daß, wenn dieſe nur ihre Richtigkeit haben, man ſonſt alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müſſe? Allein er iſt zu klug, dieſe Aufopferung der Vernunft, ſo gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Chriſti nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit ſtreite, oder mit ihr in keine Einſtimmung könne gebracht werden: nihil continent præcepta Chriſti a philoſophia

morali aut naturali *absonum*, ſind ſeine eigne Worte. Das iſt alles, was man verlangen kann! Man ſage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeſchweift ſey, und unſrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor ſich allein, nicht kommen kann, abſprechen wolle. Wenn dieſes ſeine Meinung geweſen wäre, ſo würde er ſich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Chriſti, hätte er ſagen müſſen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philoſophie enthält; nicht aber: was ſie enthält, harmonirt mit dieſen. Zwey ganz verſchiedne Sätze! Beſonders dringt er auf die Vortreflichkeit der chriſtlichen Moral, und ſagt klar, daß nur Chriſtus das vollkommenſte Muſter aller Tugenden ſey: illius vitam æquare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet poteſt. Quid poteſt? imo quantum ab illius exemplo abſcedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge dieſe Worte, die ich vielleicht in der Ueberſetzung zu ſchwach gegeben habe! Aber man ſage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unſrer Religion ſagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Luſt, gar keine Statt finden zu laſſen; und wer mehrere beybringt, Begierde lieber viele und ſchlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte dieſe Stelle des Cardans für den gründlichſten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, ſind geſchrieben worden, machen kann.

Noch iſt der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geſchwächt hat, ſo kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und ſich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieſes verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich alſo; ob es erlaubt ſey, bey Unterſuchung der Wahrheit, ſich die Unwiſſenheit ſeines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weis wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, ſeinem Widerſacher Beweiſe gegen ſich an die Hand zu geben, ohne die er ſeine Sachen ſogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Raſenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenſcheinlichſte widerlegen könne. Aber warum? Weil ſein Verluſt nothwendig mit des andern

Gewinne verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger überein kömmt, als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschliessen will. — — Diese Anmerkung also voraus gesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen, und die aller gefährlichsten Sophistereyen, in das aller vortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung, nicht sowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben, mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die aller feinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden sie deßwegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deßwegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem grossen Leidwesen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu seyn, um hierinne mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidnischen nichts, und von der jüdischen nur wenig gedem-

ken. Wider dieſe läßt er die übrigen drey den Einwurf machen; daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe laſſen untergehen. Iſt ſie denn untergegangen die jüdiſche Religion? Wie wann ihr jetziger Zuſtand, nichts als eine verlängerte Babyloniſche Gefangenſchaft wäre? Der Arm, der ſein Volk damals rettete, iſt noch jezt ungeſchwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams, die Schwierigkeit, die Nachkommenſchaft dieſes Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum ſich ſo häuffen, und nur darum ſo unüberſteiglich werden laſſen, um ſeine Macht und Weisheit in einem deſto herrlichern Glanze, zur Beſchämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Iſraelite geantwortet haben; unſer Gott hat uns ſo wenig verlaſſen, daß er auch in ſeinen Strafgerichten, noch unſer Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längſt von unſern Feinden verſchlungen ſeyn? Würden ſie uns nicht längſt von dem Erdboden vertilgt, und unſern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöſchet haben? In alle Winkel der Welt zerſtreuet, und überall gedrückt, beſchimpft und verfolgt, ſind wir noch eben die, die wir, vor tauſend und viel mehr Jahren, geweſen ſind. Erkenne ſeine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende ſo unüberwindliche Kräfte entgegen ſetzt, und bey allen Trübſalen den Gott anbetet, von dem dieſe Trübſalen kommen; ihn noch nach der Weiſe ihrer Väter anbetet, die er mit guten überſchüttete. Was dieſer Gott zu dem Satan ſagte, als er ſeinen Mann, Hiob, auf die Probe ſtellen wollte: Siehe da, er ſey in deiner Hand, doch ſchone ſeines Lebens! eben das ſprach er zu unſern Feinden: mein Volk ſey in eurer Hand, doch ſchonet ſeines Lebens! Da ſind die Grenzen eures Tobens; da iſt das Ufer, an welchem ſich die Wellen eures Stolzes brechen ſollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrängniſſen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr ſucht. Er hat ein ſchonet geſprochen; und was er ſpricht iſt wahr. Umſonſt werden Bildads und Zophars, aus unſerm eignen Geſchlechte, aufſtehen, und an unſrer guten Sache zweifeln; umſonſt werden uns unſre eigne Weiber zuruf-

ſen: haltet ihr noch feſt an eurer Frömmigkeit? Ja, ſegnet Gott und ſterbt! Wir wollen ihm nicht ſegnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unſer Gefängniß wenden, und uns zweyfältig ſo viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Iſraeliten nicht weiter reden laſſen; es ſey nur eine Probe, wie leicht er die Trugſchlüſſe des Cardans widerlegen könnte. Und eben ſo leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen deſſen Glauben er noch ungerechter geweſen iſt. Ungerecht ſollte ich zwar vielleicht nicht ſagen; weil Unwiſſenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böſe Wille. Die Nachrichten, die man zu ſeinen Zeiten, von dem Mahomet und deſſen Lehren hatte, waren ſehr unzulänglich, und mit tauſend Lügen vermengt, welche die chriſtlichen Polemici deſto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres Spiel ſie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland und Sale; aus welchen man am meiſten erkannt hat, daß Mahomet eben kein ſo unſinniger Betrieger, und ſeine Religion eben kein bloſſes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälſchungen ſey. Aber bey dem allen iſt Cardan noch nicht entſchuldiget: er, der ſich um ſo viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte ſich auch hierum erſt bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß vorausſetzt, wenn ſie einem Philoſophen nicht unanſtändig ſeyn ſoll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wann ſich ein Muſelmann, der eben der gelehrteſte nicht zu ſeyn braucht, folgender Geſtalt mit ihm eingelaſſen hätte. „Man ſieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Chriſt biſt, und daß dein Vorſatz nicht ſowohl geweſen iſt, die Religionen zu vergleichen, als die chriſtliche, ſo leicht als möglich, triumphiren zu laſſen. Gleich Anfangs bin ich ſchlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unſers Mahomets in eine Claſſe ſetzeſt, in welche ſie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Chriſte ſeine Religion nennet, iſt ein Wirrwar von Sätzen, die eine geſunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen ſich alle auf höhere Offenbarungen, deren *Möglichkeit noch nicht einmal erwieſen iſt.* Durch

dieſe wollen ſie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unſrigen, Wahrheiten ſeyn können. Sie erkennen es ſelbſt, und nennen ſie daher Geheimniſſe; ein Wort, das ſeine Widerlegung gleich bey ſich führet. Ich will ſie dir nicht nennen, ſondern ich will nur ſagen, daß eben ſie es ſind, welche die allergröbſten und ſinnlichſten Begriffe von allem, was Göttlich iſt, erzeugen; daß ſie es ſind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, ſich ſeinen Schöpfer auf eine anſtändige Art zu gedenken; daß ſie es ſind, welche den Geiſt zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Dieſem gebt ihr die Schlüſſel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr ſie mit genauer Noth zu einer etwannigen Begleiterin deſſelben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngeſpenſter, macht bey euch ohne Gerechtigkeit ſeelig; aber nicht dieſe ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten ſelbſt iſt es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich ſollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf ſein Geſetz! Was findeſt du darinne, das nicht mit der allerſtrengſten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unſerer Thaten, gewiß treffen wird. Dieſes glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon ſind wir überzeugt, und ſonſt von nichts! Weißt du alſo, was dir obliegt, wann du wider uns ſtreiten willſt? Du muſt die Unzulänglichkeit unſrer Lehrſätze beweiſen! Du muſt beweiſen, daß der Menſch zu mehr verbunden iſt, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu ſeyn; oder wenigſtens, daß ihm beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Chriſtenthum über uns erheben willſt. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern, wahrſcheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierſtein ein jeder bey ſich führet. Wann einer auf-

lehet, und ſagt: ich bin der Sohn Gottes; ſo iſt es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein ſolcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer ſagt: es iſt nur ein Gott, und ich bin ſein Prophet; das iſt, ich bin derjenige, der ſich beſtimmt zu ſeyn fühlet, ſeine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was ſind da für Wunder nöthig? Laß dich alſo das Beſondre unſrer Sprache, das Kühne in unſrer Art zu denken, welche den geringſten Satz in blendende Allegorien gern einſchließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir ſelbſt ſehr betroffen ſeyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir ſchenken euch gar gerne dieſe übernatürlichen — — ich weis nicht, wie ich ſie nennen ſoll? Wir ſchenken ſie euch, ſage ich, und danken es unſerm Lehrer, daß er ſeine gute Sache, nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterſtützung Mahomet predigte. Es iſt wahr, er und ſeine Anhänger haben ſehr viel, und Chriſtus und ſeine Apoſtel haben gar kein Blut vergoſſen. Aber glaubſt du wohl, daß das, was bey euch eine Grauſamkeit geweſen wäre, es bey uns nicht iſt? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchſtens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, ſage ich, den Glauben mit dem Schwerde erzwingen will, ſo iſt er der verabſcheuungswürdigſte Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsſtarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal ſeine Einheit bekennen wollen, und dieſe von dem Erdboden vertilgt, den ſie entheiligen, ſo iſt er kein Tyrann; er iſt, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willſt, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubſt du in der That, daß Mahomet und ſeine Nachfolger ein ander Bekänntniß von den Menſchen gefordert haben, als das Bekänntniß ſolcher Wahrheiten, ohne die ſie ſich nicht rühmen können, Menſchen zu ſeyn. Weißt du was Abu Obei-

dach an die von Jeruſalem ſchrieb, als er dieſen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur „ein Gott und Mahomet ſein Apoſtel iſt, und daß ein Tag „des Gerichts ſeyn wird, da Gott die Todten aus ihren Grä„bern erwecken will. Wann ihr dieſes Zeugniß ablegt, ſo iſt „es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergieſſen, oder uns an „eurem Haab und Gut, oder Kindern zu vergreiffen. Wollt ihr „dieſes ausſchlagen, ſo bewilliget Tribut zu bezahlen, und uns „unterwürfig zu ſeyn: ſonſt will ich Leute wider euch bringen, „welchen der Tod ſüſſer iſt, als euch der Wein und das „Schweinefleiſch.“ — — (*) Siehe, dieſe Aufforderung ergieng an alle! Nun ſprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stoſſe dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Geſandten Gottes zu erklären. Dieſe Clauſel mußte beygefügt werden, um zu erſehen, ob ſie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet ſie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubſt, daß wir die ſinnlichen Vorſtellungen des Paradieſes nach den Buchſtaben verſtehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht geleſen habe, verſteht ihr die Beſchreibung eures himmliſchen Jeruſalems auch nach den Buchſtaben? — —“

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden laſſen. Ich ergreiffe das Wort wieder ſelbſt, und ſage, daß es mich, bey ſo geſtalten Sachen, nicht wundern würde, wann beſonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß ſie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boßhafteſten Verläumder rechnen ſollten; daß es mich aber ſehr wundert, wann die Chriſten ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe alſo noch den lezten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man, ohne Zweifel, ſagen, ſo mag denn die Stelle ſelbſt ſo unſchuldig ſeyn, wie ſie will; genug daß Cardan durch einen gottloſen Schluß ſein Innerſtes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriæ relictis, iſt ſo er-

(*) Okley aus einer geſchriebenen arabiſchen Geſchichte des heiligen Landes.

reklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu was beſſern, als zu einer Geringſchätzung alles Göttlichen machen.

Da ſey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! die Stelle muß ſich ſelbſt retten, oder ich will derjenige ſeyn, welcher am meiſten wider ſie eifert. Man gehe alſo einen Augenblick zurück, und ſehe wo ich oben auf der 52ten Seite aufbrete. Und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat; waren die lezten Worte. Auf dieſe nun folgen unmittelbar folgende, die ich der gröſſern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile effet, arma illorum ſuperare, quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieſes, daß man ihre Waffen eben ſo leicht überwinden könnte, als man dieſe ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache iſt zu den Waffen gekommen, wo der ſtärkere Theil mehrentheils den beſſern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal dieſe Materie, und wendet ſich zu den Verſchiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, ſind die ſo oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriæ relictis, ad provinciarum discrimina tranſeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, ſo würde ich mich jezt ganz und gar darinne erſchöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verſtehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichſte vor liebloſen Verdrehungen ſicher ſey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünſchen, daß ſie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieſes nicht thun, ſondern bloß die Stelle in ihrem Zuſammenhange noch einmal herſetzen: Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriæ relictis, tranſeamus &c. O ſagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Merſennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his?* Warum ſoll es denn auf den Innhalt zweyer

vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf armas? Warum ſoll es denn heiſſen: ich will es auf das gute Glück ankommen laſſen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müſſen es dem Glücke überlaſſen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Chriſten die Oberhand, nicht in ihren Lehrſätzen, ſondern in den Schlachten, davon tragen werden? Iſt denn beydes etwa einerley? Was haben ſie an dem leztern Sinne zu tadeln? Dieſes doch wohl nicht, daß ſie ihre fromme Galle nicht daran auslaſſen können? Wenn ein andrer an meiner Stelle wäre, der würde die ſeinige vielleicht an ihnen auslaſſen.

Alles dieſes iſt ſo klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu ſetzen. Es würde ſcheinen, als ob ich mit meinen Leſern ſelber ſtreiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem erſten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl dieſe Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man ſelbſt für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunſchuldigſten thäte, wenn man ſieht, daß Gegner Gift daraus ſaugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich ſeyn, zu beſtimmen, in welcher Ausgabe dieſe Veränderung am erſten vorgenommen worden; allein ich muß dieſe Arbeit demjenigen überlaſſen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe, zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngſten, wo es nicht gar die allerjüngſte iſt; nehmlich die von 1664. in Baſel bey Emanuel König. Und auch von dieſer kann ich nicht einmal ſagen, nach welcher ältern Ausgabe ſie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweytenmale überſah; weil ich, ſowohl die zweyte Zuſchrift an den Herzog von Sueſſe, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem ſey unterdeſſen, wie ihm wolle, ich will ſo viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieſer ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret ſich ſehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his &c. ausgeſtrichen und mit andern, weni-

ger anſtößigen, wenn Gott will! erſetzt habe. Ich bemerke ſonderlich drey Stellen, welche ſich in der Original Ausgabe vorzüglich befinden; und in den verbeſſerten weggeblieben ſind. Die erſte iſt die, welche man im vorhergehenden auf meiner 50 Seite findet, wo anſtatt der Worte: und wie abgeſchmakt, bis ſeinen Dienern ſchwöre, Cardan folgende zu ſetzen für gut befunden hat: Abſurda nonne ſunt, quod fingant Deum aſcendere ad cœlum e terris, & quod ipſe etiam per Dæmones ſervos ſuos juret. Man ſieht alſo, daß er aufrichtig genug geweſen iſt, die abgeſchmackte Beſchuldigung wegzulaſſen, die er daſelbſt dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger geweſen wäre und auch das übrige weggelaſſen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Laſt legen, weren die heilige Schrift ſelbſt nicht frey iſt? Wird nicht auch in dieſer, von dem Herauf und Herabſteigen Gottes unzähligmahl geredet? Und wenn ſchon nicht darinne geſagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde ſchwöre: ſo ſchwört er doch bey ſeiner Seele. Ein Ausdruck der, ohne Zweifel, auch ſeine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle iſt der ganze erſte Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung ſie den Chriſten Schuld geben, hergenommen iſt (Siehe oben S. 50. von: Nun haben aber auch ꝛc. bis S. 51. der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieſes hat er in wenig Worte folgender Geſtalt zuſammen geſchmolzen: At Mahumetani & ipſi munimenta habent. Primum quod Chriſtiani non eam quam ipſi in Deo ſimplicitatem colant, & quod Chriſticolæ imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle iſt endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringſte Spur ſehe. Sie geht oben S. 52. von: Auch ſo gar Heilige haben ſie bis zu Ende des ganzen Orts, eingeſchloſſen hat. — — Von dieſen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, ſagen ſoll, weis ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung ſeiner guten Geſinnung

ſo vortreflich ſind, nehmlich: Sed utinam tam facile eſſet, arma illorum ſuperare quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem gänzlich weggelaſſen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 52ten Seite abgebrochen habe, und ſetzt anſtatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed hæc parum philoſophos attinent, pro quibus inſtitutus eſt ſermo: ad provinciarum miracula tranſeamus &c.

Ich nenne dieſe Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weis, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben ſollte. Dem guten Cardan iſt es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die ſich eben ſo wenig, als er, auf das Verbeſſern verſtanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anſtößiges, noch etwas anſtößigers? Was hindert es, ſein hæc parum philoſophos attinent zu überſetzen: Was hat ſich ein Philoſoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubiſche Zeug an? Ich weis wohl, ſeine Meinung iſt ſo arg nicht, und er will weiter nichts ſagen, als: Dieſes geht diejenigen Weltweiſen, für die ich hier ſchreibe, die Naturforſcher nehmlich, weniger an. Er meint alſo nicht die Weltweiſen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein ſehr würdiger Gegenſtand ſind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Ausgaben der Bücher de ſubtilitate, auf einander gefolgt ſind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung ſchlieſſen, die vielleicht von einigem Nutzen ſeyn kann. Die erſte Ausgabe iſt ohne allen Streit die oben angeführte von 1550. in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Baſel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554. gleichfalls in Baſel bey Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560. welche in 8vo an ebendemſelben Orte herausgekommen iſt. Ueber dieſe Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan ſagt es ausdrücklich ſelbſt, in ſeiner Actione prima auf der 728. S. daß die zweyte Ausgabe ſeines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erſchienen ſey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt,

önnte alſo doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß ie anſtößigen Worte in derſelben wären verbeſſert worden. Doch ch muß auch dieſes zu des Herrn Freytags Entſchuldigung ſa= gen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht ſagen wolle, als ob die erſte niemals nachgedruckt worden ſey; er nennt ſie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Anſehung des unveränderten Inn= halts, anzuſehen ſind. II. Weil aber doch auf der Baſelſchen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, ſehr vieler Verbeſſerungen gedacht wird, weil man auch ſo gar die Actio prima auf dem Tittel genennt findet, ſo irret ſich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er ſie für die zweyte halten will. Wie iſt das möglich? Hat dieſer Bücherkenner vergeſſen, daß erſt 1557. des Scaligers Exercitationes herausgekommen ſind, und daß alſo die Actio prima, welches eine Antwort darauf ſeyn ſoll, von noch ſpäterm Dato ſeyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554. die dritte ſeyn kann, iſt dieſes der Grund, weil Cardan ſelbſt, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima & ſecunda Norim= bergenſi desgleichen von einer Lugdunenſi und Lutetiana redet. Von der Lugdunenſi nun weis ich es gewiß, daß dieſe 1551. in Octav ans Licht getreten ſey, weil ſie der Verfaſſer des in dem Xten Theile der Obſervationum Hallenſium befindlichen Auf= ſatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus dieſen und vielen andern dabey vorkommen= den Schwierigkeiten ſich ſchwerlich jemals werde helffen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach gelehrter Art geſpielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung mit welcher ich ſchlieſ= ſen will. Dieſe Beſchuldigung des Cardans, welche ich hoffent= lich unwiderſprechlich zu Schanden gemacht, haben unſre Litterа= tores aus den Händen der Katholiken; beſonders eines hitzigen Merſennus. Ich will ihnen rathen, daß ſie alles, was ſie dieſen Glaubensgenoſſen abborgen, vorher wohl unterſuchen, ehe ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen. Dieſe Herren ha=

ben oft beſondere Urſachen, dem und jenem Verfaſſer einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der ſtreitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie ſie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieſes die Katholicken nicht etwa weit mehr verdroſſen haben, als alles andre? Allein ſie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu ſuchen. Ich bitte dieſes zu überlegen.

Rettung des INEPTI RELIGIOSI, und ſeines ungenannten Verfaſſers.

Dieſe ganze Rettung wird wider den Herrn Paſtor Vogt gerichtet ſeyn; oder vielmehr ſie wird dieſem Gelehrten Gelegenheit geben, ſich eines Umſtandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erſt nach ſeinem Tode ſollte zur Laſt geleget werden, ſeiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für ſeine Verdienſte alle Hochachtung; ja eben dieſe Hochachtung iſt es, welche mich, dieſen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in ſeinem Verzeichniſſe rarer Bücher, in dem Buchſtaben J. einer Scharteke, welche, zu Anfange der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateiniſcher Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen iſt: Ineptus Religioſus ad mores horum temporum deſcriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, iſt folgendes: „ein höchſt ſeltnes „aber böſes und gottloſes Büchelchen. Dem Exemplare, wel„ches mir der Herr Göring Superintendent in Minden, aus „ſeiner zahlreichen Bibliothek mitgetheilet hat, war folgendes am „Rande beygeſchrieben: Mente cares, ſi res tibi agitur ſeria: „rurſus fronte cares, ſi ſic ludis amice Faber. Hæc ſunt Eraſmi „verba, alia occaſione prolata, in hunc libellum optime quadran„tia. Sh. die vermiſchte Hamburgiſche Bibl. Band III. S. 581. „Ich will dasjenige daraus herſetzen, was man in dem 45. „Paragrapho lieſet, und was den Sinn des Verfaſſers verräth:

„Omnes quæſtiones & controverſias ab ovo, dicitur, ſemper in„cipito. Nihil ſuppone; ſemper quæras: an Chriſtus fuerit in re„rum natura.“

Ich habe an dieſem Richterſpruche zweyerley von Wichtigkeit auszuſetzen: erſtlich, daß Herr Vogt ſeinem Leſer von dieſer ſeltnen Schrift einen durchaus falſchen Begrif macht; Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälſcht.

Der erſte Punct. Herr Vogt macht ſeinen Leſern einen ganz falſchen Begrif davon. Er ſagt es ſey ein höchſt böſes und gottloſes Büchelchen. Ich aber ſage, es ſey ein ſehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich dieſen Gegenſatz am beſten beweiſen? Nicht beſſer, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyiſchen Leſer ſelbſt verſuchen laſſe, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern leſen ſollte. Dieſes alſo will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu erſparen, ſich mit dem ziemlich barbariſchen Lateine, in welchem es geſchrieben iſt, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutſchen Auszug davon vor. Einen Auszug, ſage ich, und nicht eine Ueberſetzung; damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen iſt, ſo nahe zuſammen bringen kann, als möglich: und damit dieſes auf einem Haufen, ſeine Kräfte gewiß äuſſere, wann es anders welche äuſſern kann.

Ich ſage alſo, daß der Ineptus Religioſus eine kleine Schrift iſt, die aus einer Zueignungsſchrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Auguſtinus beſtehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerſt die

Zueignungsſchrift.

Hier iſt das vornehmſte davon. — — „Mein lieber „Freund, du befindeſt dich jetzo auſſer deinem Vaterlande, in „den am Meere liegenden Ländern Europens; deine gröſte „Begierde geht dahin, daß du, in allen Stücken, einen recht „galanten Weltmann, und einen recht groſſen Geiſt aus dir „machen mögeſt. Das iſt löblich, und ich halte es für eine „Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich will „dir ſo gar mit meinem guten Rathe an die Hand gehen, und „dir dasjenige mittheilen, was ich, nach einer neulichen Unter-

„ſuchung, für das beſte zu ſeyn fand, um ein nicht unwürdiger
„Gottesgelehrter — — (ſo will ich unterdeſſen das Wort Re-
„ligioſus überſetzen.) dieſes Jahrhunderts zu werden. Ich weiß
„gewiß, es wird dir ſehr nützlich ſeyn, und du wirſt in kurzem
„ſehr viel daraus lernen können, wenn du nur folgſam ſeyn
„willſt. Lebe wohl. Datum & conceptum in otio febrili.

Nach dieſer Zueignungsſchrift, die nicht viel beſſer, als eine — — doch der Leſer mag es ſelbſt entſcheiden, was ſie zu verſprechen ſcheinet? — — Hier folgt die Abhandlung ſelbſt, deren Hauptſätze ich folgender Maaſſen zuſammen ziehe.

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel abſondern, zu einer gröſſern Theologiſchen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willſt. Du wirſt ſehen, daß der Weg zu dem Erhabenſten heut zu Tage ſehr leicht iſt, ſo daß du dich über die Glückſeeligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirſt. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte ſchlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerſte der Weisheit eröfnen. Laß andre ſich quälen, ſo viel wie ſie wollen; ſie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du alſo der du dich berühmt zu machen gedenkeſt, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann biſt, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutſamkeit. Wer wird ſeine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit ſolcher Sklaverey! Keine Sklaverey iſt ſchimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrheit für das allerleichteſte Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe koſtet, als das wahre von dem falſchen, und das Licht von der Finſterniß zu unterſcheiden. Ich verſichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung beſtehen; und daß nichts ſchwer iſt, als was einem ſchwer ſcheinet. Der Löwe entſetzt ſich über das Quacken des Froſches und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„Ferner verachte das Anſehen der Alten und der Verſtorbenen. Wir ſind zwar überall unſern Vorfahren viel ſchuldig; nur in der Religion ſind wir ihnen nichts ſchuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebeſt, kehre dich nicht. In einer ſo wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen iſt, mußt du dich auf niemanden verlaſſen. Der beſte Chriſt iſt der, welcher ſein eigner Hirt iſt. Die Sorge für deine Seeligkeit iſt niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanſt dich ja ſelbſt aus Büchern genugſam unterrichten, derer heut zu Tage oft ein Schuſter und Schneider mehrere hat, als ſonſt ein groſſer Doctor des Kanoniſchen Rechts. Und was iſt jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrſamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge ſind als ſie, voraus, als den Namen? Vor dieſen mochte es wohl wahr ſeyn, daß man die Gelehrſamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Aſſyrium vulgo naſcetur Amomum.

§. 6.

„Mit dieſen witzigen Köpfen alſo, welche eigentlich keine Gelehrte ſind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Paſtores, Magiſtros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen ſie. Dieſe finſtern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müſſe; ſie ſind aufgeblaſen und in ihre Grillen närriſch verliebt. Wenn ſich ja noch einige unter ihnen finden, die dieſe Fehler nicht haben, ſo ſind ſie dafür albern, blödſinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden ſie dich alle mit ſo viel Sophiſtereyen und ſchulmäßigen Unterſcheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für ſie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Diſputationes, Thomiſten und Scotiſten verweiſen; ſie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit ſie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmahl alſo, laß dieſe düſteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit ſolchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge ſind, und die weder die Kunſt zu ſchlieſſen, noch zu diſputiren, gelernt haben. Du brauchſt eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannſt alles dabey treiben, was du nur willſt; und es iſt genug wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Geſellſchaften ein wenig von der Religion ſchwatzeſt. Du kannſt alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuſter und Schneider ſind oft die beſten Theologen, weil ſie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, iſt die Stimme Gottes. Verſuch es nur!

§. 8.

„Du wirſt aber deſto leichter lernen, je mit beredtern du umgeheſt; dergleichen jetziger Zeit die Engeländer und Holländer zu ſeyn pflegen, bey welchen alle Märktplätze von Religion wiederſchallen. Ihre Weibleins ſo gar, ſind die geſchwätzigſten, die nur zu finden ſind, und ſie können fertiger von theologiſchen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Profeſſor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit dieſem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmſt ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort ſagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich ſage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtſame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wiſſen, treten in andrer Fußtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiſer weis, daß er etwas weis; er verehrt ſich, und läßt ſich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwogen, oder, wie ſie ſonſt wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieſer Tugend iſt die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie iſt es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, mußt du dich zu keiner gewiſſen Sekte bekennen, und auf keines Worte ſchwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papiſten und Calviniſten mußt du nicht einmal vertragen. Remonſtranten oder Contraremonſtranten; was will das ſagen? Die Chriſten müſſen unter ſich alle Brüder ſeyn. Luther war ſo gut ein Menſch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten biſt auferzogen worden, ſo verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; ſuche dir das Beſte aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Haſt du aber Schreiben gelernet, ſo mache dir ſelbſt ein theologiſches Syſtem ꝛc.

§. 13.

„Haſſe alſo keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutſche ſagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in ſeinem ſchönen Epigrammate ſagt:

— — — — — non unius ævi,
Non populi unius credimus eſſe pium
Si ſapimus diverſa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens pretio conſtet ubique ſuo &c.

§. 14.

„Wann du ja haſſen willſt, ſo haſſe die Katholiken vor allen andern, weil ſie die Gewiſſen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach der Art der Alten eine gar zu ſtrenge Kirchenzucht haben; weil ſie die Kirche zu einem Gefängniſſe, und den Glauben zu einer Marterbank machen ꝛc.

§. 15.

„Nach dieſen verachte die Lutheraner oder Ubiquetiſten. Dieſe Heerde iſt ſehr zankſüchtig, ſie dünkt ſich alleine klug, und hat noch viel von den äuſſerlichen päbſtiſchen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu ſoll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblöſung des Hauptes? Dergleichen Grimaſſen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonſt aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Brownisten ſeyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbſtliche Religion weniger zu haſſen wäre, als die Photinianiſche oder Mahometaniſche. Den Sektirer mußt du fliehen, ſofern er ein Sektirer iſt, nicht aber, inſoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigſtens einmal. Und wann du es thuſt; ſo entziehe dich allem Umgange der Menſchen. Begieb dich in die Einſamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; ſondern bloß und allein dich. Wenn der Geiſt von allzu vielen Leſen abgemattet iſt, ſo kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu leſen. Doch brauchſt du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchſte bey garſtigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeſchickt biſt. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger iſt von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher, oder Geſangbücher kannſt du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewiſſer Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unſers. Das iſt eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel ſelbſt aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener ſinnloſen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es ſind Orte wo ſelbſt Paulus anſtößt, und wo Petrus ſtolpert. Homer ſchläft ja ſelbſt manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froſchmäusler, oder der Gräfin von Bembrok Arkadien lieſeſt. Einiges davon lobſt du; einiges übergehſt du; von einigem wollteſt du, daß es lieber

anders, als so heissen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannst du leicht schliessen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereyen de causa efficiente, formali, informante, assistente &c. verstehen würde? Von ihren Hæcceitatibus Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der Heil. Ambrosius sagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis. &c.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch seyn. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene Schweizersche Theologen ꝛc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιεικειαν nennen. Sie müssen immer bereit seyn, sich mit ihren Feinden zu vereinigen und beständig im Munde führen: so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede!

§. 16.

„Sonſt aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Browniſten ſeyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbſtliche Religion weniger zu haſſen wäre, als die Photinianiſche oder Mahometaniſche. Den Sektirer mußt du fliehen, ſofern er ein Sektirer iſt, nicht aber, inſoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigſtens einmal. Und wann du es thuſt; ſo entziehe dich allem Umgange der Menſchen. Begieb dich in die Einſamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; ſondern bloß und allein dich. Wenn der Geiſt von allzu vielen Leſen abgemattet iſt, ſo kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu leſen. Doch brauchſt du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchſte bey garſtigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeſchickt biſt. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger iſt von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Geberbücher, oder Geſangbücher kannſt du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewiſſer Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unſers. Das iſt eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel ſelbſt aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener ſinnloſen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es ſind Orte wo ſelbſt Paulus anſtößt, und wo Petrus ſtolpert. Homer ſchläft ja ſelbſt manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froſchmäusler, oder der Gräfin von Bembrok Arkadien lieſeſt. Einiges davon lobſt *du; einiges* übergehſt du; von einigem wollteſt du, daß es lieber

n, was ſie wohl geleſen haben? Es iſt vorher noch ein klei-
r Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß.
beſtehet, wie ſchon geſagt, aus einem kurzen Gedichte und aus
ier Stelle des Auguſtinus. Das erſtre iſt Manuductio ad
picureiſmum überſchrieben und lautet von Wort zu Wort ſo:

Vitam quæ faciunt ſuis beatam
Porcis, hæc Epicurus ille tradit;
Ne ſpectes hominum Deive mentem!
Non eſt qui regat & curet orbem;
Spem vitæ bene rideas futuræ,
Quamvis mens ratioque ſana monſtrent.
Te ſoli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo eſſe nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua ſus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus & ſus.
Sic, ſic itur ad inſulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet
Et tales coquit uſtulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuiſſe,
Sed ſero venient eæ querelæ;
Et diſces aliud fuiſſe quiddam,
Quam quod riſeris hic inane numen.

Dieſe Verſe ſind die beſten nicht; und ſie würden ſchwerlich
ier ſtehen, wann ich ſie gemacht hätte. — — Endlich folgt
uch die Stelle des Kirchenvaters: Utile eſt libros a pluribus
eri diverſo ſtylo, non diverſa fide, etiam de quæſtionibus iis-
em, ut ad plurimos res ipſa, quæ orthodoxe tractatur, pervenire
oſſit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen rufen, dieſe Stelle
ar wohl noch nöthig, uns recht mit der Naſe darauf zu ſtoſſen,
ß der ganze Bettel eine Satyre ſey? Die Wendung darinne
t gleichwohl weder neu noch ſelten! Der Verfaſſer ſagt überall
s Gegentheil von dem, was er ſagen will; und ſagt es oft
it ſo dürren Worten, daß man ſehr dumm ſeyn muß, wenn
an ſeine Meinung nicht faſſen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen ſehen, der

mir das geringſte anſtößige oder gottloſe darinne zeigt; ſobald er dasjenige verneinet, was unſer Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieſes iſt nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verſtande derſelben, nirgends ab: was iſt es nun mehr? Hat nicht ein Religioſus ineptus ſollen geſchildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

Um die Ironie überall noch beſſer einzuſehen, darf man ſich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche beſonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutheriſche Kirche zerrütteten. Eine der vornehmſten war die Syncretiſtiſche, oder diejenige welche die Helmſtädter Gottesgelehrten, und beſonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652. war ſie eben ſehr heftig geworden, und ſie iſt es, gegen die unſer Verfaſſer die meiſten und ſchärfſten Pfeile losdrückt. Man ſehe beſonders auf den zwey und vierzigſten und drey und vierzigſten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verſchiednen Sekten, von der Beſcheidenheit, die man gegen ſie brauchen müſſe, und von ihrem Unterſcheide, der nichts weniger als weſentlich ſey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandſchaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen beſonders auf den 25ſten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit ſpricht, und auf den 30ſten, wo er faſt lauter Bücher anpreiſet, die auf die Wiedervereinigung der chriſtlichen Religion dringen. Was er aber daſelbſt von des Thomas Browns Religion des Arztes ſagt, iſt mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis ſolitus commendare, ſind ſeine Worte. Gleichwohl iſt das Werk eigentlich engliſch geſchrieben; und die lateiniſche Ueberſetzung, wenn ich mich recht erinnere, iſt erſt herausgekommen, als Grotius ſchon todt war.

Ferner ſcheint mir der ganze 21ſte Paragraphus, und wo er ſonſt noch der Scholaſtiſchen Philoſophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmſtädtſche Superintendent D. Hoffmann anſpann, der ſich durch ſeinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen ſticht er die Anwendung der Carteſiſchen Philoſophie in der Gottesgelahrheit offenbahr, in dem 17ten Paragrapho, an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum ſac ſemel in vita dubites.

Endlich beſinne man ſich noch auf die Schwärmereyen des einäugigten Schuſters von Görlitz, welcher ohne Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch ſeinen bloſſen Unſinn, das Haupt einer Sekte und der Theoſoph Deutſchlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf dieſen und ſeine Anhänger wird ſich vieles nicht übel deuten laſſen, ſo daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die ſtarken Geiſter damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind geſagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieſer kleinen Umſtände dem Leſer ſelbſt überlaſſen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewieſen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; ſo ſey es gewiß dieſe, welche der Herr Paſtor Vogt als böſe und gottlos ausſchreyt.

Doch ein jeder hat ſeine eigene Art zu denken; und es könnte wohl ſeyn, daß dieſer Gelehrte vollkommen nach ſeiner Empfindung geſchrieben habe. Es iſt nicht allen gegeben, Scherz zu verſtehen; beſonders wenn er auf etwas fällt, woran unſere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher ſein bloſſes Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden laſſen. Allein, daß er unſre Beyſtimmung durch Verfälſchungen erzwingen will, das verdenke ich ihm ſehr.

Und dieſes iſt der zweite Punkt, den ich erweiſen muß. Man ſehe alſo in dem vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45 Paragrapho des Religioſi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes Quæſtiones & Controverſias ab ovo, quod dicitur, ſemper incipito. Nihil ſuppone: ſemper quæras: an Chriſtus fuerit in rerum natura. Geſetzt einen Augenblick, dieſe Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit; was nun? Die ganze Schrift, wie wir geſehen haben, iſt eine Ironie, und alſo auch dieſe Zeilen! Als eine ſolche aber, ſind ſie die unſchuldigſten von der Welt, und ich kann

mir das geringſte anſtößige oder gottloſe darinne zeigt; ſobald er dasjenige verneinet, was unſer Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieſes iſt nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verſtande derſelben, nirgends ab: was iſt es nun mehr? Hat nicht ein Religioſus ineptus ſollen geſchildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

Um die Ironie überall noch beſſer einzuſehen, darf man ſich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche beſonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutheriſche Kirche zerrütteten. Eine der vornehmſten war die Syncretiſtiſche, oder diejenige welche die Helmſtädter Gottesgelehrten, und beſonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652. war ſie eben ſehr heftig geworden, und ſie iſt es, gegen die unſer Verfaſſer die meiſten und ſchärfſten Pfeile losdrückt. Man ſehe beſonders auf den zwey und vierzigſten und drey und vierzigſten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verſchiednen Sekten, von der Beſcheidenheit, die man gegen ſie brauchen müſſe, und von ihrem Unterſcheide, der nichts weniger als weſentlich ſey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandſchaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen beſonders auf den 25ſten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit ſpricht, und auf den 30ſten, wo er faſt lauter Bücher anpreiſet, die auf die Wiedervereinigung der chriſtlichen Religion dringen. Was er aber daſelbſt von des Thomas Browns Religion des Arztes ſagt, iſt mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis ſolitus commendare, ſind ſeine Worte. Gleichwohl iſt das Werk eigentlich engliſch geſchrieben; und die lateiniſche Ueberſetzung, wenn ich mich recht erinnere, iſt erſt herausgekommen, als Grotius ſchon todt war.

Ferner ſcheint mir der ganze 21ſte Paragraphus, und wo er ſonſt noch der Scholaſtiſchen Philoſophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmſtädtſche Superintendent D. Hoffmann anſpann, der ſich durch ſeinen Haß gegen die *Weltweisheit* ungemein lächerlich machte.

achen dringet. — — Wer iſt ſo einfältig, dieſe Sprache icht zu verſtehen? Und wer ſieht nicht, daß die ganze Stärke es Spottes auf dem ab aliis probatum aut deciſum beruhet? So bald dieſes weg iſt, ſo bald ſcheint alles, beſonders wenn s auſſer dem Zuſammenhange genommen wird, wo nicht im ollen Ernſte, wenigſtens in einer ſehr plumpen Ironie geſagt u ſeyn.

Ich habe ſchon hin und her auf einige Entſchuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals ſelbſt geſehen, und daß ihm ein unachtſamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwieder iſt ſein eignes Bekenntniß. Wie gerne wolte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringſten Grund hätte, zu glauben, daß ein ſolcher in der Welt ſey?

Wenn es ihm daher gefallen ſollte, ſich etwa in einer neuen Ausgabe ſeines Verzeichniſſes hierüber zu erklären, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß er ſeine Vermuthungen beyfügen möge, wer ſich etwa unter die Buchſtaben M. J. S. könne verſteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne geſtehe, daß ſie auf ziemlich ſchwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift ſelbſt noch nicht geſehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher ſich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Joſua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig Hollſteiniſcher Generalſuperintendent war. Er war in ſeiner Jugend ziemlich gereiſet, und konnte alſo Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Luſt zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu ſchildern. Was dieſer Muthmaſſung noch das meiſte Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beſtändig gegen die Syncretiſten geäuſſert hat. Er mußte ihrentwegen ſo gar ſein Vaterland verlaſſen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige ſechzig, begegnete. Doch ich ſage es noch einmal, dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgiſchen vermiſchten Biblio-

thek anführet. Wann man ſich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzuſehen, ſo wird man finden, daß daſelbſt Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten ſeiner Weſtphäliſchen Reiſe, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlauffen, iſt eben daſſelbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verſchieden ſind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht ſo leicht errathen, ob der Schriftſteller im Ernſte, oder nur Spottweiſe dem Leſer ſo viel heilloſe Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bey jedem Paragrapho hinzuſetzen ſollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das ſind ſchlechte Satyren, über die man es ausdrücklich ſchreiben muß, daß es Satyren ſeyn ſollen.

Es taugt, ſollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre beſſer, wenn man ſie ſo viel als möglich verringerte; welches dadurch am erſten geſchehen kann, wenn man jedes nach ſeiner Abſicht beurtheilt, und ſich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottloſen zu machen.

Dieſe Regel der Klugheit ſcheinen nur die wenigſten unſerer Bücherkenner zu beobachten. Da ſie gewohnt ſind, den Werth ihrer Entdeckungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumeſſen, ſo werden ſie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmſucht verleitet, dieſe durch Uebertreibung zu erhöhn, und den Innhalt wenigſtens atheiſtiſch zu machen. So iſt es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach ſeiner Art auf der 392. Seite der Hiſtoriæ univerſalis Atheiſm. ſehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in ſeinem Verzeichniſſe deſſen eigne Worte beybehalten, und beyden ſind ſie liber æternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668. in Paris in Duodez gedrukt worden. Es iſt wahr, man findet nichts als Poſſen darinne; weiter aber auch nichts, als Poſſen. Bruscambille ſelbſt muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts geweſen *ſeyn, denn faſt alle* in ſeinen Werken enthaltene Stücke ſind

entweder an die Zuſchauer, vor oder nach den Schauſpielen, gerichtet, oder es ſind Tiraden, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt ſich daher ſehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfaſſer ſey. Die Schreibart iſt viel neuer, als die Schreibart dieſes franzöſiſchen Lucians — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Luſt zu Ausſchweifungen mehr Beyſpiele vorzulegen, verleitet.

Rettung des Cochläus,
aber nur in einer Kleinigkeit.

Ich geſtehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann iſt, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abſcheu denken kan. Er hat ſich gegen unſern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, ſondern als einen unſinnigen Läſterer, erwieſen; er hat von 1521 bis 1550 faſt kein Jahr verſtreichen laſſen, ohne eine Schmähſchrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römiſchen Glaubensgenoſſen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälſchungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren ſeine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, ſo ungerecht ſie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angeſtanden, ob er wohl etwas beſſres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch ſo arg machte, dennoch nicht ſo viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, ſo gut als er, einen Mangel an Gründen, die eines falſchen Zuſatzes benöthiget ſind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit ſich ſein Anſehen ſichrer untergraben laſſe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müſſe. Dieſer Ueberlegung habe ich es alſo zuzuſchreiben, daß ich mich folgendes aufzuſetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, iſt derjenige keiner von den

geringſten, den ſie von den vorgeblichen veranlaſſenden Urſachen hernehmen. Dieſes Werk, ſagen ſie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man ſeinem Orden den Ablaßkrahm entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verſchiedene Gelehrte unſrer Kirche dieſe Beſchuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller ſcheinen alles geſagt zu haben, was man darauf ſagen kann. Weil ſie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, ſo hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, ſich umſtändlicher darüber einzulaſſen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er ſich noch in Göttingen befand, eine Streitſchrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam diſputante. Dieſe Arbeit ward ſehr wohl aufgenommen, ſo gar, daß man auch einige Jahre darauf eine freye Ueberſetzung, unter dem Titel die gerettete Ehre des ſeel. D. Martin Luthers, davon beſorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig ſeyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweiſen wollen, hat er glücklich bewieſen, und nur über einen einzigen Umſtand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Der Herr D. Kraft will nehmlich, daß Cochläus der aller erſte Erfinder obgedachter Verläumdung ſey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgſten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen ſeine eigne Worte hören, die ich aus dem 14ten Paragrapho der deutſchen Ueberſetzung nehme. „Wir „ſetzen aber, heißt es daſelbſt, den allgemeinen Grund voraus, „welcher allerdings ein groſſes Gewicht hat, daß alle Schrift„ſteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht ein Wort von „dieſer Zunöthigung gedacht haben. Es iſt nicht einmal nöthig, „daß wir uns auf die berühmten Männer, welche ſich eine all„gemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nehmlich den „Schleidan, Thuan, Guicciardini; oder daß wir diejenigen „anführen, welche ſich noch ziemlich unpartheyiſch und aufrichtig „bewieſen, nehmlich den Jovius, Alphonſus a Caſtro, Serron, „Surius ꝛc. als die insgeſamt Luthers Aufſtand aus andern „Quellen herleiten, und von dieſer Anſchuldigung nichts wiſſen;

„ſondern wir wollen uns, ohne alles Bedenken, auf die Schrif-
„ten der giftigſten Feinde Luthers berufen, welche den möglich-
„ſten Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu ſammeln
„und drucken zu laſſen, was ihre Raſerey wider ihn Verdächtiges
„und Lächerliches nur ausſinnen können. Es iſt dieſer Umſtand
„wahrhaftig nicht obenhin anzuſehen, daß unter allen dieſen
„Vorfechtern, welche vom Jahre 1517 bis an den Tod Luthers
„1546, ihm mündlich und ſchriftlich einen Rang abzulaufen
„geſucht, auch nicht einmal in dem erſten Treffen, als von dem
„Ablaß allein, und von den Urſachen des angefangenen Streits
„eigentlich die Rede war, nicht ein einziger ſo unverſchämt ge-
„weſen, daß er dieſen Bewegungsgrund angegeben, und Luthern
„eines ſolchen Neides beſchuldiget hätte, dergleichen ihm nach
„der Zeit zur Laſt gelegt worden. — — Cochläus ſelbſt, der
„unglückliche Erfinder dieſer Fabel, hat in den Schriften, die
„er dem noch lebenden Luther entgegen geſetzt, davon nicht ein-
„mal gelallt; ſondern iſt erſt, (§. 4.) nach deſſen Tode, in dem
„Verzeichniſſe der Thaten und Schriften Martin Luthers
„in Sachſen, damit hervor gerückt ꝛc.“

In dieſer Stelle alſo, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen iſt, warum die Beſchuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet ſey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, ſie zuerſt vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menſchen jemals ſey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Doktors, iſt falſch. Ich kenne ein Zeugniß, welches ſich von einem andern, als von Cochläo, herſchreibt, und gleich in den erſten Jahren iſt abgelegt worden. Hier iſt es: Habes primam, ſagt mein Schriftſteller, nachdem er den Urſprung der Lutheriſchen Unruhen erzehlt, hujus Tragœdiæ ſcenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Auguſtinenſis invidet Dominicano, & Dominicanus viciſſim Auguſtinenſi, atque hi etiam Franciſcanis, quid quæſo poterimus præter graviſſima diſſidia ſperare?

Wirft dieſe Stelle, wenn anders die Umſtände wahr ſind, die ich *davon vorgegeben habe*, nicht alles, was Herr Kraft in

den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich ſollte es meinen.

Allein iſt es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon iſt? Ganz gewiß. Ihr Urheber iſt Alphonſus Valdeſius. Iſt es auch ganz gewiß, daß ſie in den Jahren von 1517 bis 1546. geſchrieben worden? Auch dieſes iſt ganz gewiß. Sie ward den 31. Auguſt 1520 geſchrieben.

Wer iſt denn aber dieſer Alphonſus Valdeſius? — — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeſchichte noch ſowohl bewandert ſind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdeſius der in Neapolis den erſten Saamen des Lutherthums ausgeſtreuet hat, werden ſie wohl kennen; allein von einem Alphonſus dieſes Namens, iſt überall das tiefſte Stillſchweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonſus Valdeſius war magnæ ſpei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchenſis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, ſondern Anglerium, aus Holland und Deutſchland verſchiedene Briefe geſchrieben. — — Das ſind ſehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man ſagen; es iſt wahr; allein kann ich ſie beſſer geben, als ich ſie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, ſie deutſch zu überſetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringſten Worte von ihrem eigentlichen Verſtande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es iſt der nur gedachte Peter Martyr. Dieſer Gelehrte war ein gebohrner Mayländer aus Anghiera, verließ ſein Vaterland, und begab ſich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand ſehr anſehnliche Ehrenſtellen bekleidete. Seine Schriften ſind bekannt, ob ſie gleich faſt alle unter die ſeltnen gehören. Beſonders werden ſeine Briefe, wegen der ganz beſondern darinne enthaltenen Nachrichten, ſehr hoch geſchätzet. Sie ſind das erſtemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahr 1670 zu Amſterdam, in eben demſelben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur ſehr wenige Exemplare davon abgezogen, ſo daß ſie dieſer neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein ſehr

rares Buch bleiben. Sie ſind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl ſich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem ſechshundert und neun und achtzigſten dieſer Briefe nun, desgleichen in dem ſieben hundert und zwey und zwanzigſten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonſus Valdeſius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erſte iſt aus Brüſſel den 31. Auguſt 1520, und der zweyte aus Worms den 15. May 1521. datirt. Aus jenem iſt die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenſchaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts zu vernichten. Man kann ſie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, ſelbſt nachſehen. Ich finde von dieſem Valdeſius noch einen dritten Brief in dem 699ten eingerückt, allein er betrift ganz etwas anders, die Krönung Carls nehmlich zum römiſchen Könige, bey welcher er zu Achen gegenwärtig geweſen war.

Es verlohnet ſich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erſtern Briefen etwas umſtändlicher rede, beſonders da ſie ſo wenig bekannt geworden ſind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftſteller, der ſich mit der Reformationsgeſchichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdeſſen hätten ſie es doch nur allzuwohl verdient, weil ſie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Ueberſetzung derſelben, dem Leſer angenehm ſeyn wird, damit er ſich um ſo viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Der Eingang, den Martyr dem erſten Briefe voranſchickt, iſt folgender: *Petrus Martyr A. M. Marchionibus liſcipulis.* Quæ in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quæ ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonſo Valdeſio*, magnæ ſpei iuvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchenſem noſtis, non minus ideliter quam ornate deſcriptum, cujus epiſtola ſic habet. Man ieht, daß dieſe Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten ind. Der Leſer mag es ſelbſt unterſuchen, was das Rector Conchenſis *ſey, ob man einen* Statthalter oder einen Schulrek-

tor in Conches, oder was man ſonſt darunter verſtehen ſolle? Ich bekenne meine Unwiſſenheit ganz gerne. Was liegt endlich an dieſem Umſtande? Die Briefe ſelbſt werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier ſind ſie:

Der erſte Brief.

Des Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

„Du verlangſt von mir zu wiſſen, was die jüngſt unter den Deutſchen entſtandene Sekte der Lutheraner für einen Urſprung habe, und wie ſie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überſchreiben, wie ich es von glaubwürdigen Perſonen erfahren habe. Du wirſt, ohne Zweifel, gehört haben, daß der Pabſt Julius II. dem Apoſtel Petro einen unglaublich prächtigen und groſſen Tempel bauen zu laſſen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanſtändig, daß der Oberſte der Apoſtel in einem niedrigen Tempel wohnen ſolle, beſonders da aus allen Theilen der Welt, unzehliche Menſchen der Religion wegen, daſelbſt einträfen. Er würde, nach ſeiner Großmuth, dieſen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der Xte folgte ihm auf dem Päpſtlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten, ſo ließ er durch die ganze chriſtliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieſes Tempels einige Beyſteuer geben wollten. Er hofte, daß er auf dieſe Art eine unſägliche Menge Geldes, beſonders unter den Deutſchen, welche die Römiſche Kirche mit einer ganz beſondern Hochachtung verehrten, zuſammen bringen werde. Doch wie nichts in der Welt ſo feſt und beſtändig iſt, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menſchen verfallen ſollte, ſo konnten auch dieſe Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, ſondern ſie wurden die Urſache, daß Deutſchland, welches keiner andern chriſtlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jezo von allen und jeden darinne übertroffen ward. Es ſprang nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachſen, als ein gewiſſer Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus *er ſelbſt keinen* geringen Vortheil zu ziehen trachtete, auf-

dringen wollte, ein Auguſtiner Mönch, mit Nahmen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieſer Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verſchiedene Artickel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit ſeinem Ablaſſe viel weiter gehe, als ihm der Pabſt erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er dieſe Artikel geleſen hatte, gerieth wider den Auguſtiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Schelt-worten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu ſtreiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böſe niemals Grenzen kennet) der Auguſtiner den päbſtlichen Ablaß ganz und gar zu verſpotten wagte, und vor-gab, er ſey nicht ſo wohl zum Heile chriſtlichen Volks, als viel-mehr, um den Geitz der Prieſter zu ſättigen erfunden worden. Dieſes iſt alſo der erſte Auftritt dieſer Tragödie, die wir dem Haſſe der Mönche zu danken haben. Denn da der Auguſtiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Auguſtiner, und beyde auf die Franciscaner neidiſch ſind, was kann man ſich anders als die allerheftigſten Uneinigkeiten verſprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachſen, Friedrich, hatte gehört, daß aus dieſem Ablaſſe dem Kardinal und Erzbiſchofe zu Maynz, Alberto, ſeinem Collegen bey Er-wehlung römiſcher Kayſer, mit dem er aber über den Fuß ge-ſpannt war, viel Vortheil zufliesſen werde, ſo wie er mit dem Pabſte deswegen eins geworden war. Da nun alſo der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz dieſen Vortheil zu ent-rücken, ſo bediente er ſich des Mönchs, der zu allem kühn und unverſchämt genug war, und dem päbſtlichen Ablaſſe ſchon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in ſei-nen Ländern aus dem Ablaßkrahme war gelöſet worden, den Commiſſarien wegnehmen, und ſagte: er wolle ſelbſt einen eig-nen Mann nach Rom ſchicken, welcher dieſes Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zuſehen ſolle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeſchaft würde, in Rom mache. Der Pabſt, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu be-ſchützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürſt ſich in

dasjenige miſche, was der päbſtlichen Heiligkeit einzig und allein zuſtehet, ermahnte den Herzog zu verſchiednen malen, Theils durch die höflichſten Briefe, Theils durch beſondre Abgeordnete, daß er dem päbſtlichen Stuhle dieſe Beſchimpfung nicht anthun, ſondern das aufgefangene Geld wieder heraus geben möge. Doch da der Herzog ſich deſſen halsſtarrig weigerte, und auf ſeiner Meinung blieb, ſo that ihn der Pabſt in Bann. Der Auguſtiner wollte dieſe Gelegenheit, ſich bey dem Herzoge einzuſchmeicheln, nicht verſäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein ſo unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabſt keinen unſchuldiger Weiſe in den Bann thun könne. Er fing hierauf an ſehr viel Heftiges wider den römiſchen Pabſt und ſeine Anhänger auszuſtoſſen, welches alles gedruckt und ſehr geſchwind in ganz Deutſchland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachſen, ſich durch dieſe Drohungen von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abbringen zu laſſen. Die Gemüther der Deutſchen waren ſchon längſt, durch die mehr als heidniſchen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten ſchon heimlich das Joch des römiſchen Pabſtes abzuſchütteln geſucht. Daher kam es denn, daß ſobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, ſie bey allen einen ganz erſtaunlichen Beyfall fanden. Die Deutſchen frohlockten, ſchimpften auf die Römiſchgeſinnten, und verlangten, daß ein allgemeines chriſtliches Concilium gehalten werden ſolle, worinne man Luthers Lehren unterſuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieſes geſchehen wäre! Doch da der Pabſt mit aller Gewalt ſein Recht behaupten wollte, da er ſich für ein allgemeines Concilium furchte, da er, die Wahrheit frey zu ſagen, ſeinen privat Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Chriſtenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Unterſuchung vertilgen wollte; ſo ſchickte er einen Legatum a Latere an den Kayſer Maximilian, welcher es dahin bringen ſollte, daß Luthern von dem Kayſer und dem ganzen römiſchen Reiche, ein Stillſchweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augſpurg Reichsverſammlungen angeſtellt, auf welche Luther von dem Kayſer gefordert wurde. Er erſchien alſo daſelbſt, feſt

entſchloſſen, ſeine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetanus (ſo hieß der Legate) ſich in einen Streit darüber einzulaſſen. Cajetanus ſagte, man müſſe den Mönch ganz und gar nicht anhören, der ſo viel Läſterungen wider den römiſchen Pabſt geſchrieben hätte. Allein die Reichsſtände erwiederten: es würde ſehr unbillig ſeyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entſchloſſen wäre, ohne Ueberzeugung zu wiederruffen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heil. Schrift ſelbſt nicht unerfahren iſt,) Luthern überzeugen könne, ſo wären ſie und der Kayſer bereit ihn zu verurtheilen. Da Cajetan alſo ſahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er ſich nicht mit Luthern näher einlaſſen wollte; da er es auch wirklich verſchiednemal verſuchte, und ſehr unglücklich damit war; ſo begab er ſich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit gröſſern Ehren wegging, als er war vorgelaſſen worden, triumphirte als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er ſich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachſen verlaſſen konnte, ſo trieb ihn ſeine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beſtändig neue Lehren, die mit dem apoſtoliſchen Glauben ſtreiten, in Druck ausgehen zu laſſen. Da alſo der Pabſt ſahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man dieſen läſternden Mönch zur verdienten Straffe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches ſchon weit und breit um ſich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf ſeine Seite ziehen könne, ſo ließ er eine ſehr heftige Bulle wider ihn und ſeine Anhänger ausgehen, und erklärte ſie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht ſo wohl aufgebracht, als völlig in Raſerey geſetzt, und erklärte den Pabſt ſelbſt (welche Unverſchämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel de Captivitate babylonica Eccleſiæ heraus, und es iſt unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrſätze und Anordnungen der Kirchenverſammlungen und Päbſte angreift. Er behauptet ſo gar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Coſtnitz unſchuldig ſey verbrannt worden, und daß er alle ſeine Artikel, die

man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er ſich nicht einmal begnügen, ſondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanoniſchen Rechts, ſo viel er deren daſelbſt auftreiben konnte, weil ſie, nach ſeinem Vorgeben, die chriſtliche Frömmigkeit verdorben hätten, und alſo bey Seite geſchaft werden müßten. Nachdem ſich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutſchland ausgebreitet, ſind die Gemüther der Deutſchen auf eine ſo unbeſchreibliche Art wider den apoſtoliſchen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabſt nicht die Klugheit, oder der Kayſer nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenverſammlung, dem Uebel abzuhelffen, nur allzuſehr zu beſorgen ſteht, dieſes Unheil werde noch ſo weit um ſich greiffen, daß zuletzt gantz und gar kein Mittel darwieder vorhanden ſeyn wird. — — So viel habe ich dir vorjezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüſſel, den 31 Auguſt. 1520.

Zweyter Brief
des Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

Den Urſprung der Lutheriſchen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüſſel geſchrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt iſt. Nachdem der Kayſer in dieſe Stadt Worms, die Churfürſten des römiſchen Reichs und alle Stände zuſammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Anſehen des ganzen Reichs, der Unſinn dieſes Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieſes nun ſchon ſehr eifrig getrieben, ſo hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayſerlichem ſichern Geleite nach Worms geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beſchlieſſen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig ſeyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kayſers zukomme, wenn Luther ſeine Irrthümer wiederruffe, das übrige, was er ſonſt, ſo gelehrt als chriſtlich, geſchrieben habe, zu unterſuchen, und Deutſchland von den Unterdrückungen und Beſchwerden des päbſtlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayſer ſahe, daß er nichts weiter *erlangen könne*, ſo ließ er Luthern unter ſeinem ſichern Geleite

kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geschrieben habe, wiederrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern; (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle er weder jezt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das was er geschrieben habe, wiederrufen wolle, so bat er, der Kayser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kayser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kayser, die Churfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, Theils in lateinischer, Theils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit, daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sey, wiederrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Testamente zeigen könne, daß er geirret und gottlose Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre bey Seite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle; so antwortete er: er wolle nichts wiederrufen, und könne auch bey den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal wiedersprochen hätten. Der Kayser befahl ihm hierauf abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag darauf, ließ er die Churfürsten zu sich kommen, und legte ihnen eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sey, erklärte, und sie insgesamt seiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wissen

wollten, als bis die Deutſchen erſt von den Unterdrückungen und Beſchwerden des römiſchen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayſer mit inſtändigen Bitten an, daß man Luthern wenigſtens ins geheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geſchrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayſer dieſes erlaubt, und ſie ganzer drey Tage den verſtockten Luther, aber umſonſt, ermahnt hatten, ſahen ſie wohl, daß ſie nichts ausrichten würden, und unterſchrieben alſo das Kayſerliche Decret. Als dieſes geſchehen war, wollte der Kayſer gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte ſichre Geleite handeln, ſondern ließ ihn durch ein öffentliches Inſtrument erinnern, daß er ſich den folgenden Tag ſogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen ſichern Ort begeben ſolle. Luther gehorchte, und der Kayſer ließ nunmehr, in ſeinem, in der Churfürſten, und aller Reichsſtände Namen, nicht nur ein ſehr ſcharfes Edikt wider Luthern und ſeine Anhänger ergehen, ſondern ließ auch ſeine Schriften, ſo viel man deren hier finden konnte, mit groſſem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutſchlands zu thun befahl. Hier haſt du alſo von dieſer Tragödie, wie einige wollen, das Ende; ſo wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, ſondern den Anfang. Denn ich ſehe, daß die Deutſchen wieder den päbſtlichen Stuhl allzu erbittert ſind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kayſers bey ihnen von groſſem Nachdrucke ſeyn werden, weil man, auch nach Ergehung derſelben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungeſtraft verkauft. Du kannſt daher leicht muthmaſſen, was vollends in Abweſenheit des Kayſers geſchehen wird. Dieſem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Chriſtenheit, ganz leicht können geſteuert werden, wenn der Pabſt gegen eine allgemeine Kirchenverſammlung nicht ſo abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt ſeinen beſondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er ſein Recht auf das hartnäckigſte vertheidiget, da er nichts anhören, ſondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern verdammt und verbrannt wiſſen will, ſo ſehe ich zum voraus, daß die ganze chriſtliche Republik zu Grunde gehen wird, wann ſich Gott nicht ſelbſt unſrer annimmt. *Lebe wohl.* Worms, den 15. May 1521.

* * *

Ich bin ſo weit entfernt dieſen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falſchheiten darinne entdecken ſollte. Ich habe ſie eigentlich aus keiner andern Urſache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Kraft daraus entgegen ſetze, und aus welcher er wenigſtens ſo viel erſehen wird, daß Cochläus den unſerm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern geſogen habe, ſondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt ſey.

Indem ich aber leugne daß dieſer geſchworne Feind des groſſen Reformators der Erfinder gedachter Beſchuldigung ſey, ſo will ich ſie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbeſſerung nichts irrdiſches für ſich ſelbſt zu gewinnen ſuchte, ſollte den die Gewinnſucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich ſehe nicht, was unſre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch ſonſt alles wahr wäre, was ſie zur Verkleinerung dieſes Helden vorbringen. Wir ſind einfältig genug, und laſſen uns faſt immer mit ihnen in die heftigſten Streitigkeiten darüber ein; wir unterſuchen, vertheidigen, wiederlegen, und geben uns die undankbarſte Mühe; oft ſind wir glücklich, und öfters auch nicht, denn das iſt unſtreitig, daß es leichter iſt, tauſend Beſchuldigungen zu erdenken, als eine einzige ſo zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringſte Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es alſo, wenn man dieſes ganze Feld, welches ſo vielen Kampf zu erhalten koſtet, und uns doch nicht das geringſte einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſitzen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns

allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wehlt überhaupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben ſo glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Iſrael aus Aegypten ward durch einen Todſchlag, und man mag ſagen was man will, durch einen ſtrafbaren Todſchlag veranlaßt; iſt er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unſer Glück iſt befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß dieſe Dankbarkeit, wenn man ſie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit ſeiner Erkenntlichkeit an der nächſten Urſach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erſte zurück, die allein die wahre iſt. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns in Seegen; allein die Verehrung ſo weit treiben, daß man auch nicht den geringſten Fehler auf ihn will haften laſſen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, ſonſt nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausſchweifend ſeyn. Ein neuer Schriftſteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er ſagte, die Reformation ſey in Deutſchland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gaſſenhauers geweſen. Man hat ſich viel Mühe gegeben, dieſen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das iſt hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falſch ſeyn. Allein ihm ſein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur ſo ausdrücken dürfen: in Deutſchland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf dieſe Art wäre aus dem Tadel des Menſchen, ein Lob des Höchſten geworden! Doch wie ſchwer gehen die Sterblichen an dieſes, wann ſie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte,

ſie verdienen auch ſchon deswegen einige Achtung, weil ſich Valdeſius über die Fehler des Pabſts ſehr frey darinne erklärt, und genugſam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingeſehen habe. Endlich können ſie auch noch dieſen zufälligen Nutzen haben, daß ſich künftig unſre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe ſie den zuverſichtlichen Ausſpruch wagen: dieſes und jenes hat der und der zuerſt ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabſt Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation ſoll geſagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es iſt nur eine Mönchszänkerey. Liegt in dem Worte Mönchszänkerey nicht faſt eben die Beſchuldigung der Mißgunſt, die unter den verſchiedenen Ordensleuten herrſchte; und hätte der Herr D. Kraft auch nicht dieſen kleinen Ausſpruch in Betrachtung ziehen ſollen? — — Doch genug hiervon.

Zergliederung der Schönheit,

geſchrieben von Wilhelm Hogarth,

aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius.

Verbeſſerter und vermehrter Abdruck.

1754.

Vorbericht zu dieſem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthſche Syſtem von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künſten oder Wiſſenſchaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch dieſe weitere Bekanntmachung deſſelben, die gute Abſicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bey ſeiner Ueberſetzung wahrſcheinlicher Weiſe, für ſeine Landsleute gehabt hat; dieſe Begierde, ſag ich, iſt die vornehmſte, ja die einzige Urſache dieſes neuen Abdrucks. Der Preis der erſten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo ſie beſorgt worden, zu verrathen ſchien, und mit dem Vermögen unſrer Künſtler, noch mehr aber unſrer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte.

Theatraliſche Bibliothek.

Erſtes Stück. 1754.

Vorrede.

Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorſchein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, ſondern andere Umſtände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweiſen, daß Leute von Einſicht und Geſchmack öffentlich die Fortſetzung derſelben gewünſcht haben. Und ſo viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünſchen, nach Gelegenheit, ablaſſen muß, ſo bleibt doch noch immer ſo viel davon übrig, als hinlänglich iſt, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man ſieht leicht, daß ich hiermit dieſe Theatraliſche Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; ſondern mein Recht auf dieſe Arbeit iſt gegründet. Von mir nehmlich ſchrieb ſich nicht nur der ganze Plan jener periodiſchen Schrift her, ſo wie er in der Vorrede entworfen wird; ſondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufſätze iſt aus meiner Feder gefloſſen. Ja ich kann ſagen, daß die fernere Fortſetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu dieſem Entſchluſſe brachten mich, Theils verſchiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten ſeiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leſer von den Verfaſſern überhaupt einen ſchlechten Begrif beybringen mußten. Er überſetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieſes Stücks, in gewiſſer Abſicht, ganz wohl zu frieden ſeyn; allein mit ſeinem Vorberichte hatte ich Urſache, es ganz und gar nicht zu ſeyn. Er ſagte unter andern darinne: „Fragt man mich, warum ich nicht „*lieber ein gutes* als ein mittelmäßiges Stück gewählt habe?

es auch seyn müssen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus, daß mir diese wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Uebersetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Ausser diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquets, deren Hr. Mylius in seiner Vorrede gedenkt. Sie waren bey der Hand, und ich hofte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer seyn würden, je schwerer man sich aus den blossen Ueberschriften einen Begrif davon machen kan. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Ueberschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel Harlot's Progress durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetschen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarthschen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch sogar in Ansehung des Innhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmak ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedner Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nehmlich welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus schiebt, besonders, wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmög-

noch gewiß zu leisten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen versprochen habe.

Zweyerley wird man daselbst auch noch versprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erstlich werde ich es nicht wagen, die dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich selbst unter sie gemengt habe, so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht. Denn entweder sie sind besser, oder sie sind geringer als ich. Jene setzen sich über mein Urtheil hinweg; und was diese ihre Leser bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

- - - date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis - -

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen; Theils weil ich für die wenigsten derselben würde stehen können; Theils weil ich unsern Schauspielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eifersucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigstens eben so viel Ermunterung und Nachsicht, als unsre Schriftsteller.

Was die äusserliche Einrichtung dieser theatralischen Bibliothek anbelangt, so ist weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen sollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht bestimmen kann, welcher es seyn wird, soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. An keine gewisse Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich versichern, daß mir selbst daran liegt, sobald es sich thun läßt, zu Stande zu kommen.

Sav. vom Jahre 1700. wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sey. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthschen und Parentschen Gedanken beynahe erstaunt bin. Gleich Anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Theile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß sie auch nicht auf die blosse Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob diese gleich oft gefalle; und eben dieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Uebereinstimmung noch nichts sagen wollen, wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen, lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Convexitäten, Concavitäten, und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkührliche Namen zu geben, und ihre Verhältnisse untereinander etwas weitläuftiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, sagt er, daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren über die Einbildung, nicht allein der Menschen, sondern auch andrer Thiere haben: doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare.

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung seyn würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie, mir unwissend, nicht schon angestellt hat.

Theatralische Bibliothek.

Erstes Stück. 1754.

Vorrede.

Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorschein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, sondern andere Umstände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweisen, daß Leute von Einsicht und Geschmack öffentlich die Fortsetzung derselben gewünscht haben. Und so viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünschen, nach Gelegenheit, ablassen muß, so bleibt doch noch immer so viel davon übrig, als hinlänglich ist, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß ich hiermit diese Theatralische Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist gegründet. Von mir nehmlich schrieb sich nicht nur der ganze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird; sondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufsätze ist aus meiner Feder geflossen. Ja ich kann sagen, daß die fernere Fortsetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu diesem Entschlusse brachten mich, Theils verschiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten seiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leser von den Verfassern überhaupt einen schlechten Begrif beybringen mußten. Er übersetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieses Stücks, in gewisser Absicht, ganz wohl zu frieden seyn; allein mit seinem Vorberichte hatte ich Ursache, es ganz und gar nicht zu seyn. Er sagte unter andern darinne: „Fragt man mich, warum ich nicht „lieber ein gutes als ein mittelmäßiges Stück gewählt habe?

„ſo bitte ich, mir erſt ein gutes Stück von dem italiäni„ſchen Theater zu nennen.“ = = = Dieſe Bitte machte mich ſo verwirrt, daß ich mir nunmehr beſtändig vorſtellte, ein jeder der in der welſchen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling ſey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiäner, ſo haben wir uns feine Dinge von euch zu verſprechen!

Was war alſo natürlicher, als daß ich die erſte die beſte Gelegenheit ergrif, mich von einer Geſellſchaft los zu ſagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunſtalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzuſetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl ſahe, daß es gemeinſchaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen ſey.

Ich weis nicht, ob ich mir ſchmeicheln darf, dieſe Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigſtens kann ich verſichern, daß ich ſeit dem nicht aufgehöret habe, meinen erſtern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einſchränkung des Plans, zu meiner Abſicht dienlich war.

Dieſe Einſchränkung beſtand darinne, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer erſten Anlage nach, ein Werk ohne Ende ſcheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände beſtimmte, welche zuſammengenommen, nicht bloß einen theatraliſchen Miſchmaſch, ſondern wirklich eine eritiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich ſetzte mir alſo vor, nicht alles aufzuſuchen, was man von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben habe, ſondern das beſte und brauchbarſte; nicht alle und jede dramatiſche Dichter bekannt zu machen, ſondern die vorzüglichſten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigſtens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey dieſen wollte ich mich bloß auf dieſe von ihren Stücken einlaſſen, welchen ſie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmſtes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das

man gesehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, diese Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verschiedene Noten, die nicht viel sagen wollen; ich habe also die armseligsten weggelassen, und beynahe hätten sie dieses Schicksal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von sechs Seiten, und auch diese habe ich nicht übersetzt, weil ich glaube, daß sie zu vermissen ist. Beynahe hätte ich sogar den Anfang der Abhandlung selbst übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geschichte der Dramatischen Dichtkunst, nach dem Pater Brumoi, erzehlt wird. Doch weil der Verfasser versichert, daß er diese Schritte zurück nothwendig habe thun müssen, um desto sichrer und mit desto mehr Kräften auf seinen eigentlichen Gegenstand loßgehen zu können, so habe ich alles gelassen wie es ist. Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der kostbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen will. Ich habe sie größten Theils müssen beybehalten, und man wird mich entschuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung selbst zu kommen; hier ist sie!

Betrachtungen über das weinerlich Komische, aus dem Französischen des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unsterbliche Werk des Pater Brumoi, lehret uns, daß die Komödie, nachdem sie ihre bretterne Gerüste verlassen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Ansehung der politischen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem ersten Alter der Bühne grif man vielmehr die Personen, als die Laster an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweise, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter selbst, den allerblutigsten Spöttereyen ausgesetzt; und alles, ohne Unterscheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erstern Gesetze schränkten diese unbändige Frechheit der Dichter einigermassen ein. Sie durften sich nicht erkühnen irgend eine Person zu nennen; allein sie fanden gar bald das Geheimniß, sich dieses Zwangs wegen schadlos zu halten. Aristophanes und seine Zeitgenossen schilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; so

I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

Neuerungen machen, kann ſowohl der Charakter eines groſſen Geiſtes, als eines kleinen ſeyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bey jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bey dieſem der Eckel. Das Genie will mehr thun als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartheylichkeit verbunden ſeyn, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der Dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken ſollten; man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt, nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen.

Aus der zweyten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel.

Jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beyde aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer gröſſer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anders, welches alles groſſe zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, seines gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bey sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. — — Ich will für dieses mal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch so gar in der Ueberschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloſſe Anwendung des einen, so schlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das weinerliche Lustspiel ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue Gattung eingenommen sind. Ich glaube, ob schon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das Französische larmoyant auszudrücken, am ersten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jezt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein rührendes Lustspiel läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheinet.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaub ich, zu schlieſſen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht

ſo viel ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären: ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſetzen.

Wie kann man alſo wohl ſichrer hierbey gehen, als daß man jeden von dieſen Theilen höret, um ſich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewiſſermaſſen beyde vereinigen laſſen? Zum guten Glücke finde ich, ſo wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geſchicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn ſie nicht beyde Recht haben.

Der eine iſt ein Franzoſe und der andre ein Deutſcher. Jener verdammt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidiget ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schutz und die meiſte Unterſtützung finden.

Der Franzoſe iſt ein Mitglied der Akademie von Rochelle, deſſen Name ſich mit den Buchſtaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komiſche geſchrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen ſind. Hier iſt der völlige Titel: Reflexions ſur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. Tréſorier de France & Conſeiller au Preſidial, de l'Academie de la Rochelle; adreſſées à M. M. *Arcere* & *Thylorier* de la même Academie.

Der Deutſche iſt der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahre 1751. bey dem Antritte ſeiner Profeßur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comœdia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie iſt in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan iſt, nicht noch einmal thun ſolle, wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es beſſer thun werde, ſcheint mir ſo billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entſchuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufſätze meinem Leſer überſetzt vorlegen will, wenn dieſes Verfahren eine Entſchuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzoſen, die man alſo zuerſt leſen wird, bin ich ein wenig franzöſiſch verfahren, und beynahe wäre ich noch franzöſiſcher damit umgegangen. Sie iſt, wie

liere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermassen verschiedne von seinen Nachfolgern, in seine Fußtapfen zu treten, und lassen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unsrer Verfasser, und selbst diejenigen, welchen die Natur die meisten Gaben ertheilet hat, glauben, daß sie ein so nützliches Muster verlassen können, und bestreben sich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den sie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die sie auf unsre Scene gebracht haben, nichts von jenen besondern Komödien sagen, worinne man Wesen der Einbildung zur wirklichen Person gemacht und sie anstatt dieser gebraucht hat: es ist dieses ein feenmäßiger Geschmack, und nur die Oper hat das Recht sich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die spitzige Lebhaftigkeit des Gesprächs anstatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat sie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zusammengesetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzusehen, welches geschickter ist, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatisches Gedicht mit seinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komischen einschränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der Weinerlichen gab, und für die man in der That schwerlich eine anständigere und gemäßere Benennung finden wird. (1)

Damit man mir aber nicht ein Unding zu bestreiten, Schuld geben könne, so muß ich hier die Maximen eines Apologisten der Melanide,* dieser mit Recht so berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte man, sagt er, einem Verfasser verwehren, in eben „demselben Werke das Feinste, was das Lustspiel hat, mit dem Rührend-

(1) Ich gestehe es, nichts ist lächerlicher, als über Namen zu streiten; es ist aber auch eben so lächerlich, einen bekannten und bestimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem weinerlich Komischen nicht besser zu, als der Name eines Epischen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt = = Wie soll man also diese neue Gattung bezeichnen? Eine in Gespräche gebrachte pathetische Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zusammen gehalten wird ꝛc. Man sehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

* Lettres sur Melanide. Paris, 1741.

daß ſie das Vergnügen hatten, ſo wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuſchauer, auf eine feinre Art ein Genüge zu thun.

Das dritte Alter der Athenienſiſchen Bühne war unendlich weniger ſittlich. Menander, welcher das Muſter derſelben ward, verlegte die Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorſtellung geſchah, nichts mehr gemein hatte. Die Perſonen waren gleichfalls Geſchöpfe der Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Geſetze, welche weit ſtrenger als die erſtern waren, erlaubten dieſer neuen Art von Komödie nicht das geringſte von dem zu behalten, was ſie etwa den erſten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateiniſche Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, ſondern begnügte ſich, ihr mehr oder weniger knechtiſch nachzuahmen, nach dem das Genie ſeiner Verfaſſer beſchaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu ſcherzen hatte, entwarf alle ſeine Schilderungen von der Seite des Lächerlichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Ariſtophanes als des Menanders geweſen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anſtändiger und regelmäßiger; ſeine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, ſagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Geſellſchaft zu ſeyn, wann ſie den Luſtſpielen dieſes Dichters beywohnten; und ſeine Scherze ſind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Beſcheidenheit, die den Luſtſpieldichtern aller Jahrhunderte zum Muſter dienen kann.

Die perſönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten alſo, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von dieſen verſchiedenen Arten des Komiſchen, aus; und unter dieſen Zügen einzig und allein ſuchten die Verfaſſer ihre Mitbürger zu beſſern und zu ergötzen. Doch dieſe letztre Art, welche ſich auf alle Stände erſtrecken konnte, ward nicht ſo weit getrieben, als ſie es wohl hätte ſeyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechiſchen noch im Lateiniſchen, deſſen Gegenſtand unmittelbar das Frauenzimmer ſey. Ariſtophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die erſten Rollen giebt, wie zum Exempel in den Rednerinnen, fällt dennoch die Critik auf die Mannsperſonen zurück, welche den wahren Gegenſtand ſeines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das ſchändliche und feile

Leben der griechiſchen Buhlerinnen vorgeſtellt. Dieſe häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen Aufführung des römiſchen Frauenzimmers machen; und unſre Neugierde wird beſtändig ein für die Critik ſo weitläuftiges und fruchtbares Feld vermiſſen. Die Neuern, welche glücklicher (oder ſoll ich vielmehr ſagen, verwegener?) waren, haben ſich die Sitten des andern Geſchlechts beſſer zu Nutze gemacht, und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkoſten lachen kann.

Das Jahrhundert des Auguſtus, welches faſt alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komiſche Dichtkunſt bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geſchmacks nur allmälich geſchieht, ſo haben wir vorher tauſend Irrthümer erſchöpfen müſſen, ehe wir auf den beſtimmten Punkt gelangt ſind, auf welchen die Kunſt eigentlich kommen muß. Als unbehutſame Nachahmer des Spaniſchen Genies, ſuchten unſre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterſtand ſich, die allerverehrungswürdigſten Geheimniſſe zu ſpielen, und ſcheute ſich nicht, eine ungeheure Vermiſchung von Frömmigkeit, Ausſchweifungen und Poſſen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte ſich, zufolge einer ſehr widerſinnigen Abwechſelung, der Geſchmack an verliebten Abentheuern unſrer Scene. Man ſahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zuſammen geſetzt waren, ſich auf derſelben verwirren und zum Erſtaunen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterſchaft, die Zweykämpfe und Entführungen ſchlichen ſich in unſre Luſtſpiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Urſache darüber unwillig zu werden.

Endlich erſchien Corneille, welcher dazu beſtimmt war, die eine Scene ſowohl, als die andre berühmt zu machen. Melite brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieſes Stück welches uns jetzt ſo ſchwach und fehlerhaft ſcheint, ſtellte unſern erſtaunten Voräldern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdeſſen muß man doch erſt von dem Lügner die Epoche der guten Komödie rechnen. Der groſſe Corneille, welcher den Stof dazu aus einem ſpaniſchen Poeten zog, leiſtete damit dem franzöſiſchen Theater den allerwichtigſten Dienſt. Er eröfnete ſeinen Nachfolgern den

Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen, und lehrte die ſinnreiche Art, ſie unſern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem Lügner muß man ſo gleich auf den Moliere kommen, um die franzöſiſche Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Dieſem bewundernswürdigen Schriftſteller haben wir die ſiegenden Einfälle zu danken, welche unſere Luſtſpiele auf alle Europäiſche Bühnen gebracht haben, und uns einen ſo beſondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr ſahe man alle Schönheiten der Kunſt und des Genies in unſern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwiſchenfälle, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers anzufeuren; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenperſonen in eine ſinnreiche Abſtechung* gebracht waren, um den Originalen deſto mehr Vorſprung zu geben. Die Laſter des Herzens wurden der Gegenſtand des hohen Komiſchen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern Europens unbekannt war, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich ſo ſahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens ſich beziehende Beurtheilung; das Luſtige und Spaßhafte wurde aus dem Innerſten der Sache ſelbſt genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komiſchen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieſes edeln Fluges konnte man natürlicher Weiſe nicht anders denken, als daß die Komödie auf dieſem Grade der Vortreflichkeit, welchen ſie endlich erlangt hatte, ſtehen bleiben, und daß man wenigſtens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu ſchlagen. Allein, wo ſind die Geſetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigenſinne der Neuigkeit widerſtehen, und den Geſchmack dieſer gebiethriſchen Göttin feſtſetzen könnten? Das Anſehen des Mo-

* Durch dieſes Wort habe ich das Franzöſiſche Contraſte überſetzen wollen. Wer es beſſer zu überſetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es ſey durch Gegenſatz zu geben. Ich habe Abſtechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und alſo eben ſo wohl ein mahleriſches Kunſtwort iſt, als das franzöſiſche. Ueb.

liere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermassen verschiedne von seinen Nachfolgern, in seine Fußtapfen zu treten, und lassen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unsrer Verfasser, und selbst diejenigen, welchen die Natur die meisten Gaben ertheilet hat, glauben, daß sie ein so nützliches Muster verlassen können, und bestreben sich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den sie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die sie auf unsre Scene gebracht haben, nichts von jenen besondern Komödien sagen, worinne man Wesen der Einbildung zur wirklichen Person gemacht und sie anstatt dieser gebraucht hat: es ist dieses ein feyenmäßiger Geschmack, und nur die Oper hat das Recht sich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die spitzige Lebhaftigkeit des Gesprächs anstatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat sie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zusammengesetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzusehen, welches geschickter ist, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatisches Gedicht mit seinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komischen einschränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der **Weinerlichen** gab, und für die man in der That schwerlich eine anständigere und gemäßere Benennung finden wird. (1)

Damit man mir aber nicht ein Unding zu bestreiten, Schuld geben könne, so muß ich hier die Maximen eines Apologisten der **Melanide**,* dieser mit Recht so berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte man, sagt er, einem Verfasser verwehren, in eben „demselben Werke das Feinste, was das Lustspiel hat, mit dem Rührend-

(1) Ich gestehe es, nichts ist lächerlicher, als über Namen zu streiten; es ist aber auch eben so lächerlich, einen bekannten und bestimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem **weinerlich Komischen** nicht besser zu, als der Name eines Epischen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt = = Wie soll man also diese neue Gattung bezeichnen? Eine in Gespräche gebrachte pathetische Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zusammen gehalten wird ꝛc. Man sehe **Principes pour lire les Poetes** im 2ten Theile.

* **Lettres sur Melanide. Paris, 1741.**

„ſen, was das Trauerſpiel darbieten kann, zu verbinden. Es tadle „dieſe Vermiſchung wer da will; ich, für mein Theil, bin ſehr wohl „damit zufrieden. Die Veränderungen ſogar in den Ergötzungen lie„ben, iſt der Geſchmack der Natur ... Man geht von einem Ver„gnügen zu dem andern über; bald lacht man, und bald weinet man. „Dieſe Gattung von Schauſpielen, wenn man will, iſt neu; allein ſie „hat den Beyfall der Vernunft und der Natur, das Anſehen des ſchö„nen Geſchlechts und die Zufriedenheit des Publicums für ſich.

Von dieſer Art ſind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu ſetzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen Bewunderung des Genies der Verfaſſer durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geſchmack ihrer Werke, oder vielmehr das weinerlich Komiſche überhaupt genommen, angreiffe. Ich habe mir beſtändig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tauſend Lobſprüche zu ertheilen, die uns durch ſehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verſchiedner wahren und ſich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmiſchung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Weſentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft ſeyn konnte. Das Genie des Verfaſſers ſtrahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler ſeines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler ſeines Werks ſtrahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezaubrungen, die das Genie des Werkmeiſters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich alſo den hochachtungswürdigen Gaben der Künſtler in dieſer neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo laßt uns ohne Furcht den Geſchmack ihrer Stücke unterſuchen, und gleich Anfangs ſehen, ob ihnen das Alterthum Beyſpiele darbiethe, die ſie uns zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegenſetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, iſt es klar und deutlich, daß ihnen das griechiſche Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komiſchen analogiſch wäre, geben konnte. Die Stücke des Ariſtophanes ſind eigentlich faſt nichts, als ſatyriſche Geſpräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch dieſer Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weise des lateinischen Theaters ist eben so wenig für sie.* Es ist ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenstand seiner Lustspiele gewählt hat. Keine einzige von seinen Fabeln, kein einziger von seinen Zwischenfällen, kein einziger von seinen Charaktern ist dazu bestimmt, daß wir Thränen darüber vergiessen sollen. Es ist wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende Scenen findet; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus seine zärtliche Unruhe für die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stellung eines jungen verliebten Menschen, der von der Ehre und von der Leidenschaft gleich stark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unsrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beständig hervorbringt; und er drückt sie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünstelten Einfalt aus, welche die Natur so wohl treffen, und auf einen gewissen Punkt fest stellen. Ist aber dieses der Geschmack der neuen Schauspielschreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge sind sie hernach verbunden, ihren vornehmsten Personen einen klagenden Ton zu geben, und das Komische für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwischenfälle entstehen blos um neue Thränen vergiessen zu lassen, und man geht endlich aus dem komischen Schauspiele mit einem von Schmerz eben so beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyest hätte aufführen sehen.

Bey den Alten also können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weise nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyspielen abhinge, oder auch nur von den Beyspielen der französischen Dichter, welche bis zu Anfange dieses Jahrhunderts auf unserm Theater geglänzt haben. Der Zusammenfluß so vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine siegende Ueberzeugung verursachen; gleichwohl aber will ich diesem Vortheile auf einen Augenblick entsagen, und untersuchen, ob diese neue mit komischen und kläglichen Zügen vermischten Accente genau aus der Natur hergehohlet sind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt ist, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß

* Man redet hier von dem lateinischen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftsteller, die uns davon übrig sind.

ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu ſeyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Bequemlichkeit, und ſie können, ohne ungerecht zu ſeyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

Nach den verſchiednen Rührungen des Herzens entweder lachen oder weinen, ſind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben demſelben Augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fortſetzen, wenn man in der andern dieſes thun ſoll, das iſt ganz und gar nicht nach der Natur. Dieſer ſchleinige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, ſetzet die Seele in Zwang und verurſacht ihr unangenehme und gewaltſame Bewegungen.*

Damit man dieſe Wahrheit in aller ſeiner Stärke empfinde, ſo wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, ſo muß man zu überzeugen ſuchen. In dem ungeheuren Luſtſpiele Samſon, reißt dieſer von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchſte Weſen angerufen, die Thore des Gefängniſſes ein, und trägt ſie auf ſeinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erſcheint Harlequin und bringt einen Kalekutſchhahn, und ſchüttet ſich in komiſchen Poſſen aus, die eben ſo kriechend ſind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu ſeyn geſchienen hatten. Ich bitte, was kann man wohl zu einer Abſtechung ſagen, die auf einmal zwey ſo widrige Stellungen zeiget, und zwey ſo widerſprechende Bewegungen verurſachet? Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anſtändigkeit ihr gleich ſehr zuwider ſind? Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zuſammenlauf nichtswürdiger Zuſchauer, welche ſolche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entſtehen ſollte?

Ueber eine ſo närriſche Vermiſchung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche

* Es iſt nicht der Körper, welcher in dem Schauſpiele lacht oder weinet; es iſt die Seele, die von den Eindrücken, die man auf ſie macht, gerühret wird. Wann ſie, durch das Pathetiſche bewegt, und durch das Komiſche erfreut wird, ſo iſt ſie zu gleicher Zeit ein Raub zweyer gegenſeitigen Bewegungen = = Wie erſtaunlich iſt es für den menſchlichen Geiſt, ſo ſchleinig und ohne Vorbereitung, von dem Tragiſchen auf das Komiſche über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäckereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters ꝛc. Principes, eben daſelbſt.

andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet sich nothwendig solcher Farben bedienen, welche sowohl den allgemeinen Lastern, dergleichen die Leidenschaften sind, die ihren Ursprung aus dem Herzen haben, als den besondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden sind, die ihre Quelle in dem Verstande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anständige Handlung erwählen; er muß sie so einzurichten wissen, daß sie die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelst der spielenden Personen, mit einstreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieser Absicht einmüthig bestimmt zu haben scheinen.

Nun ist es aber ganz und gar keine Frage, ob diese Moral aus dem Helden des Stücks fliessen soll, oder ob sie vielmehr der Gegenstand aller Züge des Tadels und des Scherzes seyn soll. Die neue Gattung scheint die erstre Methode angenommen zu haben: allein sowohl die Grundsätze als die Beyspiele sind gleich stark darwieder. Nach den Grundsätzen ist die Komödie bestimmt, uns mehr Laster und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen sollen, vorzustellen; und nach den Beyspielen, kömmt es den Nebenpersonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat Moliere dem Freunde des Misanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle ꝛc. die Sorge aufgetragen, uns die Grundsätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenstande unsrer Nachahmung machen wollte; seine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß sie sowohl zu unserm Ergötzen, als zu unserm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jezt gesagt, folgt unwidersprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Person seyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung sind, und daß dieses ein eingewurzelter Uebelstand ist, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die satyrischen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß sie unsre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenstände abzuwenden wisse.* Umsonst wird man uns zu überreden suchen, daß die neuen komischen Dichter eben darum desto mehr Lob verdienten, weil sie anstatt der

* Lettre sur Melanide.

laſterhaften Charaktere lauter Perſonen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unſer Herz von ſelbſt auffchlöſſen, und ſie mit Vergnügen uns einflöſſen lieſſen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu faſſen wüßte. Alle dieſe Gründe ſind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Laſſet ſie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn dieſe ſind ſichrer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung ſchöner und groſſer Geſinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unſre Herzen und auf unſern Verſtand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig iſt, uns in uns ſelbſt gehen zu laſſen. So viele auf das allerfeinſte vorbereitete Sittenſprüche, ſo viel zierlich ausgekrahmte Vorſchriften ſind für die Zuſchauer völlig in Wind geſagt. Man bewundert Melaniden, und betauert ſie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil ſie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinſchaft haben. Das Schickſal der Auffeherin bewegt und rühret uns, allein ihre ganz beſondern Umſtände haben mit den unſrigen gar nichts gemein. (1) Wir treffen in uns ſelbſt nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und alſo gar nicht für uns gemacht zu ſeyn ſcheinen. Man wird, wenn man es ja geſtehen muß, bey dem Anblicke ſo ſinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns ſelbſt, in dieſem Zuſammenfluſſe von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menſchlicher Dinge uns gewiß verſchonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders iſt es mit den Schilderungen bewandt, welche der

(1) Der Stoff einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen ſeyn; und ihre Perſonen müſſen, von allen Seiten, mit dem Volke, für das ſie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, dieſe ihre Perſonen auf ein Fußgeſtelle zu erhöhen, weil ihr vornehmſter Entzweck eben nicht iſt, Bewundrung für ſie zu erwecken, damit man ſie deſto leichter beklagen könne; ſie will aufs höchſte, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für ſie ein wenig unruhig machen. Dubos kritiſche Betrachtungen Th. II. S. 225.

welchem man ſchreibt, unterworfen ſey, und daß man dieſem Geſchmacke alſo folgen müſſe, wenn man darinne glücklich ſeyn wolle; ſo nehme ich dieſe Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komiſchen flieſſen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geſchmack ſich dafür erkläre; wenigſtens ſind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuſchauer, bey welchem das heilige Feuer der Wahrheit gleichſam niedergelegt worden, und deſſen ſichrer und unveränderlicher Geſchmack ſich niemals unter die Tyranney der Mode geſchmiegt, noch dieſen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Dieſem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß ſich noch in allen Gattungen jene ausgeſuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geſchmack erhält, der, indem er wider die Blendungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu beſtimmen weis. Er iſt eben ſo einfach, als die Wahrheit ſelbſt; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des franzöſiſchen Odendichters * folgen will, ſo giebt es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich ſeyn wird, damit man den Unterſcheid ihrer Charaktere deſto beſſer empfinde.

Der erſte giebt ſich mit den Laſtern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt ſeine Bilder mit lachenden und ſatyriſchen Zügen; er will, daß ſich jeder in ſeinen Gemählden erkennen, und über ſeine eigne Abſchilderungen eben ſo boshaft lachen ſolle, als ob alles auf Koſten ſeines

* Der Verfaſſer zielt hier auf eine Stelle in des **Rouſſeau** Briefe an Thalien. Sie iſt ſo trocken ſchön, daß ich ſie nicht zu überſetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt es eben die, welche der Herr von **Voltaire** an einem Orte ſehr ſcharf getadelt hat. Man ſehe, ob Rouſſeau mehr darinne ſagt als, daß es mit dem Geſchmacke eine kützliche Sache ſey, und daß er nothwendig entweder gut oder ſchlecht ſeyn müſſe.

Tout inſtitut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être auſſi conſequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts.
Mais de ces gouts la diſſemblence extreme,
A le bien prendre, eſt un foible probleme;
Et quoi qu'on diſe, on n'en ſauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais &c. Ueb.

Nächſten gehe. Der andere hingegen greift nur gewiſſe Fehler an, oder beſſer zu reden, er greift ganz und gar keine an: er ſucht mühſam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt ſie mit den allerdunkelſten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geiſt, durch ein lebhaftes und ſich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere ſtürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt ſich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entſcheiden, oder leugne die Wahrheit dieſer Charaktere.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müſſen; denn ob man ſchon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, ſo muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die ſcheinbarſten einſchränken.

„Die Komödie iſt das Bild der Handlungen des gemeinen Lebens, „oder, wenn man lieber will, der gewöhnlichen Laſter oder Tugenden, „die den Zirkel deſſelben erfüllen. In der Schilderung ſo wohl der „guten, als ſchlechten Eigenſchaften, beſtehet daher ihre weſentliche „Beſchaffenheit. Das Portrait der Menſchen mit Genauigkeit entwer„fen, ihre Gemüthsneigungen und Geſinnungen auf das deutlichſte „ausdrücken, und dieſe Gemählde zum Vortheile der Sitten anwen„den; das heißt, auf einmal die groſſen Gegenſtände der Kunſt und „des Künſtlers faſſen.

Obſchon dieſe Grundſätze, überhaupt betrachtet, wahr ſind, ſo können ſie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weiſe, auf die komiſche Dichtkunſt angewendet werden. Die Menſchen mahlen, und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, iſt ein Zweck, den auch die la Rochefoucaults und die la Bruyere mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Laſtern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatiſche Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und böſen Eigenſchaften macht alſo nicht an und für ſich ſelbſt das Weſen der Komödie aus; die Wahl und die Miſchung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Perſonen, dieſe ſind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Weſen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenſtand der Kunſt und die Pflicht des Künſtlers wohl unterſcheiden. Der erſtre iſt durch den Tadel des Laſters und durch die Anpreiſung der Tugend genugſam erfüllet. Der

andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet sich nothwendig solcher Farben bedienen, welche sowohl den allgemeinen Lastern, dergleichen die Leidenschaften sind, die ihren Ursprung aus dem Herzen haben, als den besondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden sind, die ihre Quelle in dem Verstande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anständige Handlung erwählen; er muß sie so einzurichten wissen, daß sie die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelst der spielenden Personen, mit einstreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieser Absicht einmüthig bestimmt zu haben scheinen.

Nun ist es aber ganz und gar keine Frage, ob diese Moral aus dem Helden des Stücks fliessen soll, oder ob sie vielmehr der Gegenstand aller Züge des Tadels und des Scherzes seyn soll. Die neue Gattung scheint die erstre Methode angenommen zu haben: allein sowohl die Grundsätze als die Beyspiele sind gleich stark darwieder. Nach den Grundsätzen ist die Komödie bestimmt, uns mehr Laster und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen sollen, vorzustellen; und nach den Beyspielen, kömmt es den Nebenpersonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat Moliere dem Freunde des Misanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle ꝛc. die Sorge aufgetragen, uns die Grundsätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenstande unsrer Nachahmung machen wollte; seine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß sie sowohl zu unserm Ergötzen, als zu unserm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jezt gesagt, folgt unwidersprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Person seyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung sind, und daß dieses ein eingewurzelter Uebelstand ist, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die satyrischen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß sie unsre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenstände abzuwenden wisse.* Umsonst wird man uns zu überreden suchen, daß die neuen komischen Dichter eben darum desto mehr Lob verdienten, weil sie anstatt der

* Lettre sur Melanide.

laſterhaften Charaktere lauter Perſonen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unſer Herz von ſelbſt aufſchlöſſen, und ſie mit Vergnügen uns einflöſſen lieſſen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu faſſen wüßte. Alle dieſe Gründe ſind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Laſſet ſie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn dieſe ſind ſichrer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung ſchöner und groſſer Geſinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unſre Herzen und auf unſern Verſtand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig iſt, uns in uns ſelbſt gehen zu laſſen. So viele auf das allerfeinſte vorbereitete Sittenſprüche, ſo viel zierlich ausgekrahmte Vorſchriften ſind für die Zuſchauer völlig in Wind geſagt. Man bewundert Melaniden, und betauert ſie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil ſie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinſchaft haben. Das Schickſal der Aufſeherin bewegt und rühret uns, allein ihre ganz beſondern Umſtände haben mit den unſrigen gar nichts gemein. (1) Wir treffen in uns ſelbſt nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und alſo gar nicht für uns gemacht zu ſeyn ſcheinen. Man wird, wenn man es ja geſtehen muß, bey dem Anblicke ſo ſinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns ſelbſt, in dieſem Zuſammenfluſſe von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menſchlicher Dinge uns gewiß verſchonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders iſt es mit den Schilderungen bewandt, welche der

(1) Der Stoff einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen ſeyn; und ihre Perſonen müſſen, von allen Seiten, mit dem Volke, für das ſie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, dieſe ihre Perſonen auf ein Fußgeſtelle zu erhöhen, weil ihr vornehmſter Entzweck eben nicht iſt, Bewundrung für ſie zu erwecken, damit man ſie deſto leichter beklagen könne; ſie will aufs höchſte, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für ſie ein wenig unruhig machen. Dubos kritiſche Betrachtungen Th. II. S. 225.

chelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; sie suchen sich zu überreden, der Weg der Empfindung sey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der französischen Scene den höchsten Grad der Ausschmückung gegeben habe; sie wollen durchaus nicht einsehen, daß die Empfindung, welche gewissen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, so wesentlich ist, sich ganz und gar nicht mit der komischen Grundlage verbinden lasse, welche das Theater nothwendig braucht, wenn sie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen bessert. Man betriege sich hier nur nicht: wir haben zwey sehr unterschiedne Gattungen; die eine ist die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt also, daß das weinerlich Komische eine dritte ausmache; sie schmelzt vielmehr, beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem sie uns reicher zu machen scheinet.

Wann die wirklich komischen Fabeln gänzlich erschöpft wären, so könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil sie wenigstens, als eine Vermischung des Wahren und Falschen, das Verdienst haben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn sie uns auch schon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es ist derselben noch eine sehr große Menge übrig, welche alle neu sind, und die man, schon seit langer Zeit, auf der Bühne geschildert zu sehen gewünscht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verschiednen Sitten und Lächerlichkeiten unsrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethrischen Leutseligkeit unsrer Hofleute, und von ihrem unersättlichen Durste nach Vergnügen und Gunst; von der unbesonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblasenheit unserer jungen Magistratspersonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verschwendung unsrer großen Rentmeister; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eifersucht, welche unter den Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrschet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverschämte Pracht den Gesetzen, dem Wohlstande und der Vernunft Hohn sprechen.

Auf diese Art würden sich tausend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinsel unsrer Dichter darbiethen, wenn sie nicht von der Liebe zu dem Besondern verführt würden. Sollten sie wohl von der Schwierigkeit, solche feine Charaktere zu schattiren, welch nur eine

wenn wir uns in kleine Stücke einlaſſen wollen, wird man es wohl jemals ſatt, die wahren komiſchen Auftritte zu ſehen, zum Exempel die Auftritte des Harpagons mit der Euphroſine, des Valers mit dem Meiſter Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit ſeinem Mädchen und ſeinen verſchiednen Lehrmeiſtern, die pedantiſche Zänkerey des Triſſotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und ſinnreiche Geſpräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdriſche Unterredung der Cölimene mit dem Marquis und ihre ſinnreiche Art, der ſpröden Arſinoe ihre ſpitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verurſachen uns wohl die am meiſten glänzenden Moralien, wann ſie auch bis zum Thränen getrieben werden, jemals ein ſo lebhaftes, ein ſo wahres und ein ſo daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Schwächung unſeres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernſthaften und traurig ſpruchreichen Moral, iſt der gegründeſte Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmſter Fehler iſt dieſer, daß ſie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragiſche von dem Komiſchen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomiſchen zurück bringet, welche man mit ſo vielem Grunde, nach verſchiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworffen hat. Ich weis wohl, die neue Art hat bey weitem nicht ſo viele und groſſe Ungereimtheiten; die Verſchiedenheit ihrer Perſonen iſt nicht ſo anſtößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zuſammen ſpielen: allein im Grunde iſt ſie doch eben ſo fehlerhaft, ob ſchon auf eine verſchiedne Weiſe. Denn wie die erſtre Art die heroiſchen Perſonen erniedrigte, indem ſie ihnen bloß gemeine Leidenſchaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden aufführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genug ſind; eben ſo erhöhet die andre die gemeinen Perſonen zu Geſinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt ſie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterſcheidende Eigenthum des Trauerſpiels ausmachet. Beyde ſind alſo dem Weſen, welches man dem komiſchen Gedichte zugeſtanden hat, gleich ſehr zuwider; beyde verdienen alſo einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomiſche zuerſt aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komiſchen Muſe erweitert zu haben, und billigte alſo anfangs dieſe kühne Erfindung. Mit eben dieſer Einbildung geſchmei-

chelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; sie suchen sich zu überreden, der Weg der Empfindung sey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der französischen Scene den höchsten Grad der Ausschmückung gegeben habe; sie wollen durchaus nicht einsehen, daß die Empfindung, welche gewissen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, so wesentlich ist, sich ganz und gar nicht mit der komischen Grundlage verbinden lasse, welche das Theater nothwendig braucht, wenn sie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen bessert. Man betriege sich hier nur nicht: wir haben zwey sehr unterschiedne Gattungen; die eine ist die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt also, daß das weinerlich Komische eine dritte ausmache; sie schmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem sie uns reicher zu machen scheinet.

Wann die wirklich komischen Fabeln gänzlich erschöpft wären, so könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil sie wenigstens, als eine Vermischung des Wahren und Falschen, das Verdienst haben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn sie uns auch schon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es ist derselben noch eine sehr große Menge übrig, welche alle neu sind, und die man, schon seit langer Zeit, auf der Bühne geschildert zu sehen gewünscht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verschiednen Sitten und Lächerlichkeiten unsrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethrischen Leutseligkeit unsrer Hofleute, und von ihrem unersättlichen Durste nach Vergnügen und Gunst; von der unbesonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblasenheit unserer jungen Magistratspersonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verschwendung unsrer großen Rentmeister; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eifersucht, welche unter den Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrschet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverschämte Pracht den Gesetzen, dem Wohlstande und der Vernunft Hohn sprechen.

Auf diese Art würden sich tausend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinsel unsrer Dichter darbiethen, wenn sie nicht von der Liebe zu dem Besondern verführt würden. Sollten sie wohl von der Schwierigkeit, solche feine Charaktere zu schattiren, welch einer eine

fährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chauſſee hat gleichfalls ſeinen Ton, deſſen Schöpfer er iſt, und dem es mehr in Anſehung der Art von Unmöglichkeit, ſeine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Anſehung der Schwierigkeit, ſie mit eben ſo vieler Kunſt und mit eben ſo glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunſt iſt unnütze, wenn die Gattung an und für ſich ſelbſt fehlerhaft iſt, das iſt, wenn ſie ſich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verſtändlich iſt. Aus dieſer Urſache vornehmlich wird die Täuſchung des neuen Komiſchen gewiß verſchwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig ſeyn, die Auskrahmung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu ſehen, und romanenhafte Originale die ſtrengſte Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menſchlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenſchreibers, ſinnreich zanken zu hören.

Laſſet uns daher aus dieſem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt ſind, als welche die Abſicht zu verſchönern haben, und daß die Gattung des weinerlich Komiſchen eine von den gefährlichen Erfindungen iſt, welche dem wahren Komiſchen einen tödlichen Streich verſetzen kann. Wenn eine Kunſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt iſt, und man will ihr Weſen verändern, ſo iſt dieſes, nicht ſowohl eine in dem Reiche der Gelehrſamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. (1) Die Griechen und die Römer, unſre Meiſter und Muſter in allen Geburthen des Geſchmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu beſtimmt, daß ſie uns, vermittelſt der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten ſoll. Alle Völker Europens ſind hernach dieſer Weiſe mehr oder weniger ge-

(1) Da alle Künſte an einander grenzen, ſo laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in ſeinem 1747 gedruckten Diſcours ſur l'Architecture führet. Es iſt zu befürchten, ſagt er, daß die ſinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künſtlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienſte und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge ungereimter Geſtalten fallen, welche den Geſchmack nach und nach verderben, und werden ausſchweifenden Sonderlichkeiten den ſchönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieſes Gift die Künſte einmal ergriffen hat, ſo fangen die Alten an unfruchtbar zu ſcheinen, die groſſen Meiſter froſtig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

folgt, so wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war: und wir selbst haben sie in den Zeiten unsers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man so oft mit dem Jahrhunderte des Augusts in Vergleichung gestellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernsthaftes Ansehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmste Zierde allezeit Spiel und Lachen gewesen sind, und beständig ihr unterscheidender Charakter seyn werden?

Versibus exponi tragicis res comica non vult.

Horaz in der Dichtkunst.

* * *

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wann er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären.

Des Herrn Prof. Gellerts Abhandlung für das rührende Lustspiel.

Man hat zu unsern Zeiten, besonders in Frankreich, eine Art von Lustspielen versucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuschauer zu ergötzen, sondern auch so zu rühren und so anzutreiben vermögend wäre, daß sie ihnen so gar Thränen auspresse. Man hat dergleichen Komödie, zum Scherz und zur Verspottung, in der französischen Sprache, comedie larmoyante,* das ist die weinerliche genennt, und von nicht wenigen pflegt sie als eine abgeschmackte Nachäffung des Trauerspiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in diese Klasse können gebracht werden, zu vertheidigen; sondern ich will bloß die Art der Einrichtung selbst retten, und wo möglich erweisen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, hefti-

* S. die Vorrede des Hrn. v. Voltaire zu seiner Nanine im IX. Theile seiner Werke, Dresdner Ausgabe.

fährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chaussee hat gleichfalls seinen Ton, dessen Schöpfer er ist, und dem es mehr in Ansehung der Art von Unmöglichkeit, seine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Ansehung der Schwierigkeit, sie mit eben so vieler Kunst und mit eben so glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunst ist unnütze, wenn die Gattung an und für sich selbst fehlerhaft ist, das ist, wenn sie sich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verständlich ist. Aus dieser Ursache vornehmlich wird die Täuschung des neuen Komischen gewiß verschwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig seyn, die Auskrahmung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu sehen, und romanenhafte Originale die strengste Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menschlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenschreibers, sinnreich zanken zu hören.

Lasset uns daher aus diesem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt sind, als welche die Absicht zu verschönern haben, und daß die Gattung des weinerlich Komischen eine von den gefährlichen Erfindungen ist, welche dem wahren Komischen einen tödlichen Streich versetzen kann. Wenn eine Kunst zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, und man will ihr Wesen verändern, so ist dieses, nicht sowohl eine in dem Reiche der Gelehrsamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. (1) Die Griechen und die Römer, unsre Meister und Muster in allen Geburthen des Geschmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu bestimmt, daß sie uns, vermittelst der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten soll. Alle Völker Europens sind hernach dieser Weise mehr oder weniger ge-

(1) Da alle Künste an einander grenzen, so laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in seinem 1747 gedruckten Discours sur l'Architecture führet. Es ist zu befürchten, sagt er, daß die sinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künstlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienste und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge ungereimter Gestalten fallen, welche den Geschmack nach und nach verderben, und werden ausschweifenden Sonderlichkeiten den schönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieses Gift die Künste einmal ergriffen hat, so fangen die Alten an unfruchtbar zu scheinen, die grossen Meister frostig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

folgt, so wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war: und wir selbst haben sie in den Zeiten unsers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man so oft mit dem Jahrhunderte des Augusts in Vergleichung gestellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernsthaftes Ansehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmste Zierde allezeit Spiel und Lachen gewesen sind, und beständig ihr unterscheidender Charakter seyn werden?

Versibus exponi tragicis res comica non vult.

Horaz in der Dichtkunst.

* * *

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wann er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären.

Des Herrn Prof. Gellerts Abhandlung für das rührende Lustspiel.

Man hat zu unsern Zeiten, besonders in Frankreich, eine Art von Lustspielen versucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuschauer zu ergötzen, sondern auch so zu rühren und so anzutreiben vermögend wäre, daß sie ihnen so gar Thränen auspresse. Man hat dergleichen Komödie, zum Scherz und zur Verspottung, in der französischen Sprache, comedie larmoyante,* das ist die weinerliche genennt, und von nicht wenigen pflegt sie als eine abgeschmackte Nachäffung des Trauerspiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in diese Klasse können gebracht werden, zu vertheidigen; sondern ich will bloß die Art der Einrichtung selbst retten, und wo möglich erweisen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, hefti-

* S. die Vorrede des Hrn. v. Voltaire zu seiner Nanine im IX. Theile seiner Werke, Dresdner Ausgabe.

ger bewegen könne. Dacier* und andre, welche die von dem Ariſtoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, ſetzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerliche. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derſelben darauf ankomme, obgleich, nach dem Voßius,** auch dieſes zweifelhaft ſein könnte; allein ſo viel iſt auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend beſtehe. Denn entweder ſind die reizenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernſthaften Stellen, und muß ſie haben, damit ſelbſt das Lächerliche durch das beſtändige Anhalten nicht geſchwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig iſt, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es daſſelbe allzuſehr rührt. Ich glaube alſo, daß aus der Erklärung des Ariſtoteles weiter nichts zu folgern iſt, als dieſes, was für eine Art von Laſtern die Komödie vornehmlich durchziehen ſoll. Es erhellt nehmlich daraus, daß ſie ſich mit ſolchen Laſtern beſchäftigen müſſe, welche niemandem ohne Schande, obſchon ohne ſeinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, ſolche Laſter, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran ſich aber doch weder Plautus, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, beſonders gekehrt zu haben ſcheinen. Ja man muß ſo gar zugeſtehen, daß es eine Art Laſter giebt, welche gar ſehr mit eines andern Schaden verbunden iſt, als zum Exempel die Verſchwendung, und dennoch in der Komödie angebracht werden kann, wenn es nur auf eine geſchickte und kunſtmäßige Art geſchieht. Ich ſehe alſo nicht, worinne derjenige Luſtſpieldichter ſündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der Kunſt dann und wann bey Seite ſetzt, beſonders wenn man von ihm ſagen kann:

Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

* In den Anmerkungen zu des Ariſtoteles Dichtkunſt Hauptſt. V. S. 58. Pariſer Ausgabe von 1692. Ariſtote en faiſant la definition de la Comedie decide, quelles choſes peuvent faire le ſujet de ſon imitation. Il n'y a que celles qui ſont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne ſçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'indignation, ou la pitié, paſſions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

** In ſeiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

Es sey also immer die sinnreiche Verspottung der Laster und Ungereimtheiten die vornehmste Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuschauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine ist die stammhafte und, so zureden, am meisten handgreifliche, weil sie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere ist feiner und bescheidener, weil sie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen solchen Beyfall und ein solches Vergnügen, welches nicht so stark ausbricht, sondern gleichsam in dem Innersten des Herzens verschlossen bleibt. Wann nun die ausgelassene und heftige Freude, welche aus der ersten Gattung entspringt, nicht leicht eine ernsthaftere Gemüthsbewegung verstattet; so glaube ich doch, daß jene gesetztere Freude sie verstatten werde. Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen ist, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; so sage man mir doch, worinne dasjenige Lustspiel zu tadeln sey, welches sich einen solchen Innhalt erwählet, durch welchen es, ausser der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für sich selbst aber ungemein süsse ist.* Da nun aber dieses alsdann sehr leicht geschehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laster, sondern auch die Tugenden schildern läßt; so sehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt seyn sollte, mit den tadelhaften Personen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und sich dadurch sowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaassen jener alten Klage des komischen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

Hujusmodi paucas Poetæ reperiunt comœdias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigstens sind unter den Alten, wie Scaliger erinnert, sowohl unter den Griechen als unter den Römern, verschiedene gewesen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelassen, und sie in die sittliche

* Permagna enim, sagt der vortrefliche Engländer, Joseph Trapp, est discrepantia inter istam tristitiam, quae in tragoedia dominatur, & istam, quae in comoediam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempestas, diem pene integrum nubibus & tenebris obvolvit; interspersis tantum raris & brevibus lucis intervallis: haec actionem dramaticam, tanquam coelum tempore aestivo plerumque sudum, nubibus non nunquam, sed rarius, intercipit. *Praelect. Poet.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

und lächerliche eingetheilet haben. Unter der ſittlichen verſtanden ſie diejenige, in welcher die Sitten, und unter der lächerlichen, in welcher das Lächerliche herrſchte. Doch wenn man nicht allein darauf zu ſehen hat, was in der Komödie zu geſchehen pflegt, ſondern auch auf das, was darinne geſchehen ſollte, warum wollen wir ſie nicht lieber, nach Maaßgebung des Trapps,* alſo erklären, daß wir ſagen, die Komödie ſey ein dramatiſches Gedicht, welches Abſchilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreiſe, und verſchiedene Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen, auf eine ſcherzhafte und feine Art durchziehe. Ich geſtehe ganz gerne, daß ſich dieſe Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden laſſe; allein, wenn man auch durchaus eine ſolche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen worden, in ſich faſſen ſollte, ſo würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß dieſe von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen ſoll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet iſt, und auch daher ihre Entſchuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch ſorgfältig führen möge, ſo muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen; deren eine dahinaus läuft, daß auf dieſe Weiſe der Unterſcheid, welcher zwiſchen einer Tragödie und Komödie ſeyn müſſe, aufgehoben werde; und deren andre darauf ankömmt, daß diejenige Komödie ſich ſelbſt zuwieder wäre, welche die Affecten ſorgfältig erregen wolle.

Was den erſten Grund anbelangt, ſo ſcheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig ſeyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem ſie weder eben dieſelben Leidenſchaften rege macht, noch aus eben derſelben Abſicht, und durch eben dieſelben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unſinnig, wenn ſich die Komödie jene großen und ſchrecklichen Zurüſtungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaaſſen wollte; allein wenn hat ſie dieſes jemals gethan? Sie begnügt ſich mit einer gemeinen, obſchon ſeltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; ſie

* An angef. Orte S. 314. und folglich.

weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche sich entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre aufferordentliche Häßlichkeit ausnehmen; sie weis nichts von jenem tragischen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieses alles ist so klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander setzen wollte. Was hat man also für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn sie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche sie dieser oder jener Person zustoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie eigen ist? Es sind kaum die Anfänge dieser Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Absicht anwendet, daß sie diese kleine Bewegung durch etwas erwünschtes wieder stillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geschehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmsten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herhohlt, und zusehen, ob sie sich vielleicht auf dieser Seite des Eigenthums der Tragödie anmaasse. Man sage mir also, wenn rühret denn diese neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geschicht es nicht meistentheils, wenn sie eine tugendhafte, gesetzte und aufferordentliche Liebe vorstellet? Was ist aber nun zwischen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterscheid? Ein sehr großer. Die Liebe in der Komödie ist nicht jene heroische Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeitzes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es ist nicht jene lermende Liebe, welche von einer Menge von Gefahren und Lastern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: sondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verschiedene Hinderniße und Beschwerlichkeiten verwickelt wird, die sie entweder vermehren oder schwächen, die aber alle glücklich überstiegen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Personen des Stücks angenehm, doch dem Wunsche der Zuschauer gemäß zu seyn pflegt. Es ist daher im geringsten keine Vermischung der Kunst zu befürchten, so lange sich nicht die Komödie mit eben derselben Liebe beschäftigt, welche in der Tragödie vorkömmt, sondern von ihr in Ansehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umstände eben so weit, als in Ansehung der Stärke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn so wie die Liebe in einem doppelten Bilde

ſtrahlt, welche auf ſo verſchiedene Weiſe ausgedrückt werden, daß man ſie ſchwerlich für einerley halten kann; ja wie ſo gar die Gewalt, die ſie über die Gemüther der Menſchen hat, von ganz verſchiedner Art iſt, ſo daß, wenn der eine mit zerſtreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken ſchlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen ſeinen Kummer verräth: eben ſo, ſage ich, iſt die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz und gar nicht von einerley Art und kann alſo auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt ſo viel, daß die Komödie in dieſem Stücke die Rechte der Tragödie zu ſchmälern ſcheinen ſollte, daß ſie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten ſucht. Denn ob ich ſchon denjenigen nicht beyſtimme, welche, durch das Anſehen einiger alten Tragödienſchreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragiſchen Fabel verbannen wollen; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht jede Liebe, beſonders die zärtlichere, ſich für ſie ſchickt, und daß auch diejenige, die ſich für ſie ſchickt, nicht darinne herrſchen darf, weil es nicht erlaubt iſt, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerſpiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit ſie dieſelben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit ſie ſelbſt das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieſes Geſetz, welches man der Tragödie vorgeſchrieben hat, und welches aus der Natur einer heroiſchen That hergehohlet iſt, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren ſchrecklichen und traurigen Theil bey Seite geſetzt, im Rührenden vermag, kann ſich die Komödie mit allen Recht anmaaſſen. Der vortrefliche Corneille erinnert ſehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrſchet, wann es auch ſchon in den vornehmſten Perſonen wäre, keine Tragödie, ſondern, ſeiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie ſey.* Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatperſonen aufgeführet wird, das Weſen des Trauerſpiels angenommen zu haben ſcheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von

* S. die erſte Abhandlung des P. Corneille über das dramatiſche Gedicht.

dem Anspruche der Komödie auf dieselbe, gesagt habe, kann, glaube ich, eben so wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend sind; von der Freundschaft, von der Beständigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und so weiter. Denn weil diese Tugenden denjenigen, der sie besitzt, zwar zu einem rechtschafnen, nicht aber zu einem grossen und der Tragödie würdigen Manne machen, und also auch vornehmlich nur Zierden des Privatlebens sind, wovon die Komödie eine Abschilderung ist: so wird sich auch die Komödie die Vorstellung dieser Tugenden mit allem Rechte anmaassen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was sie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf diese Art, kann man einwenden, wird die Komödie allzu frostig und trocken scheinen; sie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger besucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erschüttern wollen. Was schadet das? Genug, daß sie alsdann, wie der berühmte **Wehrenfels** * saget, weise, gelehrte, rechtschafne und kunstverständige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das schickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimassenhafte sehen: und wann schon die, welche nur Possen suchen, dabey nicht klatschen, so wird sie doch denen gefallen, welche, mit dem **Plautus** zu reden, pudicitiæ præmium esse volunt.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. **Rührende Komödien**, sagt man, widersprechen sich selbst; denn eben deswegen weil sie rühren wollen, können entweder die Laster und Ungereimtheiten der Menschen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geschieht, so sind es weder Komödien noch Tragödien, sondern ein drittes, welches zwischen beyden inne liegt, und von welchem man das sagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus sagte:

Semibovemque virum, semivirumque bovem.

Dieser ganze Tadel kann, glaube ich, sehr leicht durch diejenigen Beyspiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatischen Dichtern der Franzosen sehr häufig sind. Denn wenn **Destouches, de la Chaussee, Marivaux, Voltaire, Fagan** und andre, deren Namen

* In seiner Rede von der Komödie. S. 365. Diss. var. argum. Parte altera. Amstelod. 1617.

und Werke längſt unter uns bekannt ſind, dasjenige glücklich geleiſtet haben, was wir verlangen, wann ſie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komiſchen Stärke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innerſten der Handlung flieſſen und den Zuſchauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweiſe? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, ſo erhellet wenigſtens aus der verſchiedenen Natur derjenigen Perſonen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß ſich die Sache ganz wohl thun laſſe. Denn da, wie wir oben gezeugt haben, den böſen Sitten ganz füglich gute entgegen geſetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erſtern ſich deſto mehr ausnehme; und da dieſe rechtſchaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn ſie ſich hinlänglich äuſſern ſollen, in ſchwere und eine Zeit lang minder glückliche Zufälle, bey welchen ſie ihre Kräfte zeugen können, verwickelt ſeyn müſſen: ſo darf man nur dieſe mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunſtmäßig einflechten, wenn diejenige Komödie, die ſich am meiſten mit Verſpottung der Laſter beſchäftiget, nichts deſtoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernſthaftere Rührungen vergnügen ſoll. Zwar iſt allerdings eine groſſe Behutſamkeit anzuwenden, daß dieſes zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maaſſe geſchehe; ja der komiſche Dichter, wenn er unſer Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius marceſcere quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu ſehen, daß er nicht auf eine oder die andere luſtige Scene, ſogleich eine ernſthafte folgen laſſe, wodurch das Gemüth, welches ſich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menſchlichkeit dahin geriſſen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finſtern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer geſetzten Perſon alsdann, wenn ſie die Gemüther der Zuſchauer in Bewegung ſetzt, eine allzulächerliche beygeſellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieſer Gattung anbringen, wenn man nicht die Gemüther genugſam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denſelben Affecten ſich nicht allzulange aufhalten. Wenn man alſo die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verſparet, welchen man alsdann, wann ſich die Fabel

am meisten verwirret, noch öftrer aber, wenn sie sich aufwickelt, findet: so kann das Lustspiel nicht nur seiner satyrischen Pflicht genug thun, sondern kann auch noch dabey das Gemüth in Bewegung setzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung sich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Personen so natürlich fließt, daß es sich fast nicht anders hätte zutragen können: so überläßt sich alsdann der Zuschauer, dessen sich Verwundrung und Wahrscheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Person wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle derjenigen Personen, deren er sich am meisten annimmt, für Freuden weinen. Auf diese Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt seyn wird, pflegen die Zuschauer in dem letzten Auftritte des Looses in der Lotterie gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunst der Zuschauer erlangt. Jene hatte schon daran verzweifelt, daß sie das Looß wiederbekommen würde, welches für sie zehn tausend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine anständige Art deswegen betrübt. Ehe sie sichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigsten Herzen dasjenige wieder, was sie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entstehet zwischen beyden der edelste Streit freundschaftlicher Gesinnungen, so wie bald darauf zwischen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesstreit; und da sowohl dieser als jener schon für sich selbst, als ein angenehmes Schauspiel, sehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergeholet, sondern in der Natur der Sache gegründet, und freywillig aus den Charakteren selbst geflossen sind: so streitet ein solcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, sondern ist ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet worden, vortheilhaft. Mir wenigstens scheint eine Komödie, welche, wenn sie den Witz der Zuschauer genugsam beschäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths schliesset, nicht tadelhafter, als ein Gastgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge dabey genossen, die Gäste zum Schlusse durch ein Glas stärkern Weins erhitzen und so auseinander gehen läßt.

Es ist aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszu-

ſetzen zu ſeyn ſcheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrſchen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmſten Perſonen entweder nicht gemein und tadelhaft, ſondern von vornehmen Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart ſind, oder, wenn ſie ja einige Laſter haben, ihnen doch nicht ſolche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden ſind. Von dieſer Gattung ſind ungefehr die verliebten Philoſophen des Destouches, die Melanide des la Chauſſee, das Mündel des Fagan, und der Sidney des Greſſets. Weil nun aber diejenige Perſon, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art iſt, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an ſich hat, ſo kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein ſolches Schauſpiel mit dem Weſen der Komödie übereinkomme? Denn obſchon meiſten Theils auch luſtige und auf gewiſſe Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, ſo erhellt doch genugſam aus der Ueberlegenheit der andern, daß ſie nur der Veränderung wegen mit eingemiſcht ſind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorſtellen ſollen. Nun gebe ich ſehr gerne zu, daß dergleichen Schauſpiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu ſetzen pflegt, nicht mit begriffen ſind; allein es fragt ſich, ob man nicht dieſe Grenzen um ſo viel erweitern müſſe, daß ſie auch jene Gattung dramatiſcher Gedichte mit in ſich ſchlieſſen können.* Wenn dieſes nun der Endzweck der Komödie verſtattet, ſo

* Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anſtändige Gemüthsergötzung iſt, und dieſe durch eine geſchickte Nachahmung des gemeinen Lebens verſchaft wird: ſo werden ſich die verſchiednen Formen der Komödie gar leicht erfinden und beſtimmen laſſen. Denn da es eine doppelte Art von menſchlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernſthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: ſo muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens iſt. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernſthaftrer Gemüthsbewegungen geſchickt ſeyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verſchiednen Theile, und in Anſehung der verſchiednen Perſonen von welchen ſie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig ſind: ſo muß es auch eine vermiſchte Gattung von Komödien geben, von welcher der Cyclops des Euripides, und der Ruhmredige des Destouches ſind. Dieſes hat der jüngſt in Dennemark verſtorbene Hr. Prof. Schlegel, ein Freund deſſen Verluſt ich nie genug betauren kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatiſchen Dichtkunſt ſeyn wird, vollkommen wohl eingeſehen. Man ſehe was in den Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſe-

ſehe ich nicht, warum es nicht erlaubt ſeyn ſollte? Das Anſehen unſrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen ſeyn, dasjenige zu verſuchen, was ſie unverſucht gelaſſen haben, oder aus eben der Urſache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht ſchon Horatius geſagt:

Nec minimum meruere decus, veſtigia græca
Auſi deſerere.

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als ſolche, wie ſie Ariſtophanes, Plautus und ſelbſt Terenz gemacht haben; ſo glaube ich ſchwerlich, daß ſie den guten Sitten ſehr zuträglich ſeyn, und mit der Denkungsart unſrer Zeiten ſehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauſpiel, welches aus dem gemeinen Leben genommen und ſo eingerichtet iſt, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatiſchen Stücks iſt; ſollen wir, ſage ich, es deswegen von der Bühne verbannen, weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf daſſelbe paſſen will? Muß es deswegen abgeſchmackt und ungeheuer ſeyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, ſollte ich glauben, müſſe die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke ſeyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatiſchen Stücken gezogen, welche ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum ſollen wir uns nicht eben dieſes Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatiſchen Gedichts nicht verletzet, ſondern ſie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menſchlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum ſollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn dieſe Komödie, von der wir handeln, abgeſchmackt wäre, glaubt man denn, daß ein ſo abgeſchmacktes Ding ſich die Billigung, ſowohl der Klugen

tzung der Schrift des Herrn Batteux, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von ſeinen noch ungedruckten Abhandlungen, über dieſe Materie angeführet worden. S. 316.

als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wiſſen wir, daß dergleichen Spiele, ſowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer gefunden haben. Wenn nun alſo die meiſten durch ein ſolches Schauſpiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene wenige viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben?* Es giebt Leute, welchen die luſtige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört ſie deswegen nicht auf, gut zu ſeyn. Allein, wird man ſagen, es giebt unter den ſo genannten rührenden Komödien ſehr viel trockne, froſtige und abgeſchmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armſeliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchſt ungereimter Luſtſpiele, von deren Verfaſſern man nicht ſagen kann, daß ſie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß ſie, mit dem Boileau** zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieſer Fehler ſich auch bey den Verfaſſern der neuen Gattung von Komödie findet, ſo muß man die Schuld nicht auf die Sache ſelbſt legen. Wollen wir es aber gründlich ausmachen, was man ihr für einen Werth zugeſtehen müßte, ſo müſſen wir ſie, wie ich ſchon erinnert habe, nach der allgemeinen Abſicht der dramatiſchen Poeſie beurtheilen. Ohne Zweifel iſt die Komödie zur Ergötzung erfunden worden; weil es aber keine kunſtmäßige und anſtändige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, ſo läßt ſich auch von der Ko-

* Es ſcheint als ob man auf unſere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, ſagt er, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione & quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miserationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet: haec proinde accidunt, ut eorum, qui adsunt, mentes verbis & sententiis & actione tractantur. Quid est quod expectetur docti alicujus sententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum est. Denique hoc specimen est popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque dissensio. *Cic.* in Bruto p. 569. f. edit. Elzev.

** In der Note zu dem erſten Verſe der Dichtkunſt.

würdigste Mensch findet, gleichsam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er sie gleich weder selbst besitzt, noch sie zu besitzen, sich einige Mühe giebt. Diejenigen also, aus welchen eine große und zugleich gesellschaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns, so wie im gemeinen Leben, also auch auf der Bühne werth und angenehm zu seyn. Doch dieses würde nur sehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend selbst gefällt auf der Bühne, wo sie vorgestellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewundrung eines rechtschafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid sich mit einmischet, so bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anstatt des Neides wird in dem Gemüthe eine süße Empfindung des Stolzes und der Selbstliebe erweckt. Denn wenn wir sehen, zu was für einem Grade der Vortreflichkeit die menschliche Natur erhoben werden könne, so dünken wir uns selbst etwas grosses zu seyn. Wir gefallen uns also in jenen erdichteten Personen selbst, und die auf die Bühne gebrachte Tugend fesselt uns desto mehr, je leichter die Sitten sind, welche den guten Personen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte selbst, welche immer mäßig und sich immer gleich bleibet, nicht so wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geschenke der Natur zu seyn scheint. Mit einem Worte, so wie wir bey den lächerlichen Personen der Bühne, uns selbst freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich scheinen; eben so freuen wir uns über unsere eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroischen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, sich seltner zu ereignen pflegt, weil sie von unsern gewöhnlichen Umständen allzuentfernt sind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder sagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, so müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne gröſſer und glänzender vorgestellet werden, als sie im gemeinen Leben vorkomme; hieraus aber scheine zu folgen, daß dergleichen Sittenschilderungen, weil sie übertrieben worden, nicht sattsam gefallen könnten. Dieses nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunst dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überschreiten scheinet, so geschickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigstens wahrscheinlich scheinet. Ein Schauspiel, welches einem Mägdchen von ge-

ringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuſchauer wohl nicht erlangen. Denn

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man vorausſetzt, dieſes Mägdchen ſey, von ihren erſten Jahren an, in ein vornehmes Haus gekommen, wo ſie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geiſt zu beſſern: ſo wird alsdann die zuerſt unwahrſcheinliche Perſon wahrſcheinlich. Weit weniger aber können uns auserleſene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anſtößig ſeyn, von welchen wir wiſſen, daß ſie aus einer anſehnlichen Familie entſprungen ſind, und eine ſorgfältige Erziehung genoſſen haben. Die Wahrſcheinlichkeit aber iſt hier, nicht ſo wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; ſo daß es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich ſolche rühmliche Leute, und wie viele es derſelben giebt, ſondern daß es genug iſt, wenn viele, ſo etwas zu ſeyn ſcheinen. Dieſes findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob ſie ſchon die Beyſpiele des gemeinen Lebens überſchreiten *. So wird der **Geitzige** in dem Luſtſpiele, ob er gleich weit geitziger iſt, als alle die Geitzigen, die man alltäglich ſieht, doch nicht mißfallen. Der **Thraſo** bey dem **Terenz** iſt ſo närriſch, daß er den **Gnatho** und ſeine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß er ſich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden ſeine Stelle und ſeine Pflicht anweiſet: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate ſo großſprecheriſch geweſen iſt, ſo iſt dennoch die Perſon des **Thraſo**, weil ſie ſonſt alles mit den Großſprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieſes geſchieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Perſon auf gewiſſe Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden ſich übrigens in uns verſchiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denſelben zu bemerken verhindern. Wir wünſchen heimlich, daß die rechtſchafnen Leute ſo

* Hiervon haben die Verfaſſer der **Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters**, S. 266. und fol. ſehr geſchickt gehandelt.

Die Abhandlung, welche der Herr Profeſſor hier mit ſeinem Beyfalle beehrt, iſt von dem ſeel. Hrn. **Mylius**.

häufig als möglich seyn möchten, gesetzt auch, daß uns nicht so wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, diesen Wunsch abzwinget; und alles was der menschlichen Natur in einem solchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns selbst beygelegt. Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob sie gleich noch so vollkommen sind, und alle Beyspiele übertreffen, in der Meinung die wir von unsrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun also diese Charaktere schon des Vergnügens wegen, welches sie verursachen, billig in dem Lustspiele können gebraucht werden, so hat man noch weit mehr Ursache, sie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abschilderungen tadelhafter Personen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abschilderungen guter Personen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene schrecken von den Lastern ab; diese feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuschauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes ist, wenn man dasjenige, was übel anstehet, kennet, und sich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel aussetzt; so ist es Gegentheils etwas sehr großes und ersprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichsam in einem Bilde sieht, wie man selbst beschaffen seyn solle. Doch diese Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Personen beygelegt werden; sondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen gestellet wird, giebt uns ein Beyspiel von dem, was in dem menschlichen Leben schön und rühmlich ist. Wenn also schon dergleichen Schauspiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, sich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; so verdienen sie doch wenigstens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil sie nicht allein ergötzen, sondern auch nützlich sind, und also denjenigen Dramatischen Stücken beigezehlt werden können, welche **Wehrenfels**, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich sollen unsre Komödien so beschaf„fen seyn, daß sie Plato in seiner Republick dulden, Cato mit Ver„gnügen anhören, Vestalinnen ohne Verletzung ihrer Keuschheit sehen, „und was das vornehmste ist, Christen aufführen und besuchen kön„nen." Diejenigen wenigstens, welche Komödien schreiben wollen, werden *nicht übel thun*, wenn sie sich unter andern auch darauf befleißi-

gen, daß ihre Stücke eine ſtärkere Empfindung der Menſchlichkeit erregen, welche ſo gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine ſolche Art in Bewegung geſetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wolluſt, in welcher das ganze Gemüth gleichſam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, ſo zu reden, ſich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspreſſet, ſind dem ſanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, ſondern auch fruchtbar macht. Dieſes alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Beſitze zu vertreiben wäre; (ſie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Anſehen und ihrer Würde!) ſondern bloß darum, daß man dieſe neue Gattung in ihre Geſellſchaft aufnehmen möge, welche, da die gemeinen Charaktere erſchöpft ſind, neue Charaktere, und alſo einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt, welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit ſie in laute Gelächter ausbrechen können, ſo weis ich gewiß, daß ſich die Terenze und die Destouches wenig um ſie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelaſſene und wilde Poſſenluſt vergnügt, wird wohl keine allzugroſſe Schande ſeyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf dieſe ſollten wir ſehen. Flaccus hat ſchon einmal ſein critiſches Anſehen gebraucht, und den Ausſpruch gethan:

At proavi noſtri Plautinos & numeros &
Laudavere ſales; nimium patienter utrumque
(Ne dicam ſtulte) mirati.

Vielleicht werden ſich auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Luſtſpiels, uns allzunachgiebig, ich will nicht ſagen, allzuhartnäckig erwieſen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. Gellert! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausſchlag thue. Ich will zum Ueberfluſſe, alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal überſehen kann. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie,

häufig als möglich seyn möchten, gesetzt auch, daß uns nicht so wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, diesen Wunsch abzwinget; und alles was der menschlichen Natur in einem solchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns selbst beygelegt. Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob sie gleich noch so vollkommen sind, und alle Beyspiele übertreffen, in der Meinung die wir von unsrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun also diese Charaktere schon des Vergnügens wegen, welches sie verursachen, billig in dem Lustspiele können gebraucht werden, so hat man noch weit mehr Ursache, sie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abschilderungen tadelhafter Personen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abschilderungen guter Personen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene schrecken von den Lastern ab; diese feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuschauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes ist, wenn man dasjenige, was übel anstehet, kennet, und sich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel aussetzt; so ist es Gegentheils etwas sehr großes und ersprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichsam in einem Bilde sieht, wie man selbst beschaffen seyn solle. Doch diese Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Personen beygelegt werden; sondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen gestellet wird, giebt uns ein Beyspiel von dem, was in dem menschlichen Leben schön und rühmlich ist. Wenn also schon dergleichen Schauspiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, sich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; so verdienen sie doch wenigstens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil sie nicht allein ergötzen, sondern auch nützlich sind, und also denjenigen Dramatischen Stücken beigezehlt werden können, welche **Wehrenfels**, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich sollen unsre Komödien so beschaf„fen seyn, daß sie Plato in seiner Republick dulden, Cato mit Ver„gnügen anhören, Vestalinnen ohne Verletzung ihrer Keuschheit sehen, „und was das vornehmste ist, Christen aufführen und besuchen kön„nen." Diejenigen wenigstens, welche Komödien schreiben wollen, werden *nicht übel thun*, wenn sie sich unter andern auch darauf befleißi-

gen, daß ihre Stücke eine ſtärkere Empfindung der Menſchlichkeit erregen, welche ſo gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine ſolche Art in Bewegung geſetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wolluſt, in welcher das ganze Gemüth gleichſam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, ſo zu reden, ſich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspreſſet, ſind dem ſanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, ſondern auch fruchtbar macht. Dieſes alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Beſitze zu vertreiben wäre; (ſie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Anſehen und ihrer Würde!) ſondern bloß darum, daß man dieſe neue Gattung in ihre Geſellſchaft aufnehmen möge, welche, da die gemeinen Charaktere erſchöpft ſind, neue Charaktere, und alſo einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt, welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit ſie in laute Gelächter ausbrechen können, ſo weis ich gewiß, daß ſich die Terenze und die Destouches wenig um ſie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelaſſene und wilde Poſſenluſt vergnügt, wird wohl keine allzugroſſe Schande ſeyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf dieſe ſollten wir ſehen. Flaccus hat ſchon einmal ſein critiſches Anſehen gebraucht, und den Ausſpruch gethan:

At proavi noſtri Plautinos & numeros &
Laudavere ſales; nimium patienter utrumque
(Ne dicam ſtulte) mirati.

Vielleicht werden ſich auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Luſtſpiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht ſagen, allzuhartnäckig erwieſen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. Gellert! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausſchlag thue. Ich will zum Ueberfluſſe, alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal überſehen kann. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie,

wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, Plautus hat die Gefangnen gemacht und, was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Moliere selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem schleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen desselben gesagt hat; betrift nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele, Simson, anführt. Freylich muß der Dichter gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeussersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anders, als von einem Aeussersten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig *weich gemacht* wird. Und auch hier kan man eine doppelte

Frage thun. Man kann fragen, iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert ſelbſt Nein. Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja; und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maaßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht? Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chauſſee in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern, niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſo wohl Tugenden als Laſter, ſo wohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß iſt, daß die erſtern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren, beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des Poſſenſpiels gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darinne beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen

wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, Plautus hat die Gefangnen gemacht und, was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, komnen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Moliere selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem schleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen desselben gesagt hat; betrift nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele, Simson, anführt. Freylich muß der Dichter gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeussersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anders, als von einem Aeussersten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kan man eine doppelte

Frage thun. Man kann fragen, iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert ſelbſt Nein. Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja; und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maaßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht? Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chauſſee in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern, niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſo wohl Tugenden als Laſter, ſo wohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß iſt, daß die erſtern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren, beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des Poſſenſpiels gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darinne beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen

II. Leben des Herrn Jacob Thomſon.

Thomſon iſt auch in Deutſchland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten ſind von denen, welche ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können, in der Ueberſetzung des Herrn Brockes bewundert worden, ſo viel ſie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Ueberſetzung ſeines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre ſchlecht, wenn beydes ſeine Leſer nicht ſollte begierig gemacht haben, nähere Umſtände von dem Verfaſſer zu wiſſen. Man erlaube mir alſo, daß ich mir ſchmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derſelben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig ſeyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Dieſe ſind die Lebensbeſchreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands,* welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verſchiedene daran gearbeitet, der vornehmſte Verfaſſer aber, der auf dem Titel genennt wird, iſt Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmteſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen Englands heraus gegeben hat.** Aus dieſem Werke alſo, welches Lobſprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomſon angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatraliſchen Dichters betrachtet.

Jacob Thomſon war der Sohn eines Geiſtlichen der Schottiſchen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo ſein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erſte Erziehung genoß er in einer Privatſchule der daſigen Gegend. In ſeinen erſten Jahren zeigte er ſo wenig ein beſonders Genie, daß ihm vielmehr ſein Lehrmeiſter, und alle die mit ſeiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichſten und ſchlechteſten Gaben zutrauten.

* The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

** The Lives and Characters of the moſt eminent Actors and Actreſſes of Great Britain and Ireland, from Shakeſpear to the preſent Time &c.

Als er auf gedachter Schule die lateiniſche und griechiſche Sprache lernte, beſuchte er oft einen Geiſtlichen, deſſen Kirchſpiel mit dem Kirchſpiele ſeines Vaters in eben demſelben Presbyteriate lag. Es war dieſes der Herr Rickerton, ein Mann von ſo beſondern Eigenſchaften, daß ſehr viel Leute von Einſicht, und Herr Thomſon ſelbſt, welcher mit ihm umging, erſtaunten, ſo große Verdienſte an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu ſehen, wo er weder Gelegenheit hatte ſich zu zeigen, noch ſonſt mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodiſchen Zuſammenkünften der Geiſtlichen.

Ob nun ſchon der Lehrmeiſter unſers Thomſons ſeinen Schüler kaum mit einem ſehr geringen Verſtande begabt zu ſeyn glaubte, ſo konnte ſich doch den Augen des Hrn. Rickerton deſſen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poeſie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verſchiedne von den erſten Verſuchen, die Hr. Thomſon in dieſer Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unſer junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton ſehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. Und die Einſicht in die natürliche und ſittliche Philoſophie, welche er hernach in ſeinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieſes Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. Rickerton den jungen Thomſon für einen Menſchen ohne alle Gabe hielt, ſondern vielmehr ein ſehr feines Genie an ihm wahrnahm: ſo hätte er ſich doch, wie er oft ſelbſt geſtanden, niemals eingebildet, daß er es ſo weit bringen und auf eine ſo erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen ſollte. Als er daher zuerſt Thomſons Winter zu ſehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburgh geſchah, erſtaunete er ganz, und ließ, nachdem er die erſten Zeilen deſſelben, welche nicht erhabener ſeyn könnten, geleſen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomſon die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Univerſität nach Edinburg geſchickt, wo er ſeine Studien enden und ſich zu dem geiſtlichen Amte tüchtig machen ſollte.

Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine grosse Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studirte, hatten keinen bessern Begrif von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Klassen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden sechs Jahr verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in diesem theologischen Collegio, dessen Professor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchsten Wesens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors auf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war so erhaben, daß sowohl der Professor als die Studierenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran aussetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Hr. Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freyheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas grössers Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden: denn selten pflegt sich in grosses Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer

jährlichen Einkunft von ſechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer ſchlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schickſal des Herrn Thomſon geweſen wäre, wenn ſich ſeine Abſichten nicht über die Sphäre eines Predigers der ſchottiſchen Kirche erſtreckt hätten.

Nachdem er alſo alle Gedanken auf den geiſtlichen Stand aufgegeben hatte, ſo war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, ſich zu zeigen und ſich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich ſeyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er ſich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, ſo fing er an, ſein Augenmerk auf die Hauptſtadt zu richten.

Das erſte Gedicht des Hrn. Thomſons, welches ihm einiges Anſehen bey dem Publico erwarb, war ſein Winter, deſſen ſchon gedacht worden; doch hatte er auch ſchon wegen verſchiedner andern Stücke, noch ehe er ſein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen ſie zu Geſichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphraſin über den 104ten Pſalmen, welche er ſeinen Freunden abzuſchreiben erlaubte, nachdem ſie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Dieſe Paraphraſis kam endlich durch verſchiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benſon, welcher ſeine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich ſagte, wenn der Verfaſſer in London wäre, ſo würde es ihm ſchwerlich an einer ſeiner Verdienſte würdigen Aufmunterung mangeln. Dieſe Anmerkung ward dem Hrn. Thomſon durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen ſo ſtarken Eindruck bey ihm, daß er ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu nehmen, beſchleinigte. Er machte ſich alſobald nach Newcaſtle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinsgate anlandete. Als er angekommen war, ließ er ſeine unmittelbare Sorge ſeyn, den Herrn Mallet, ſeinen ehemaligen Schulkameraden zu beſuchen, welcher jetzo in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeiſter bey dem Herzoge von Montroſe und ſeinem verſtorbnen Bruder dem Lord Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich iſt. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsſchreiben an verſchiedne

Standesperſonen in London mitbekommen, die er ſehr ſorgfältig in ſein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gaſſen ſchlenderte, konnte er die Gröſſe, den Reichthum und die verſchiednen Gegenſtände, die ihm alle Augenblicke in dieſer berühmten Hauptſtadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft ſtehen, und ſein Geiſt war mit dieſen Scenen ſo erfüllt, daß er auf das beſchäftigte Gedrenge um ſich herum wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach Hanover-Square, in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daſelbſt ankam, fand er, daß er ſeine Neugierde habe bezahlen müſſen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schupſacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieſer Zufall würde einem, der weniger philoſophiſch geweſen wäre, als Hr. Thomſon, ſehr empfindlich geweſen ſeyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft ſelbſt ſeine Freunde durch die Erzehlung deſſelben zum lachen.

Es iſt natürlich, daß Hr. Thomſon, nach ſeiner Ankunft in die Stadt, verſchiednen von ſeinen Bekannten das Gedichte auf den Winter zeigte. Es beſtand Anfangs aus abgeriſſenen Stücken und gelegentlichen Beſchreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath hernach in ein Ganzes zuſammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, ſo wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey ſeinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verſchiednen Buchhändlern vergebens anzubiethen, welche die Schönheit deſſelben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch ſich eines unbekannten Fremdlings wegen, deſſen Name keine Anpreiſung ſeyn konnte, in Unkoſten ſetzen wollten. Endlich both es Hr. Mallet dem Hrn. Millan, jetzigen Buchhändler in Charingcroß an, der es auch ohne Umſtände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan ſehr ſchlecht gefahren zu ſeyn; es blieb liegen und nur ſehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit deſſelben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewiſſer Herr Whatley, ein Mann von einigem Geſchmacke in den Wiſſenſchaften, der aber die Bewunderung alles deſſen, was ihm gefiel, bis zum Enthu-

ſiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf; und weil er verſchiednes fand, was ihn vergnügte, ſo las er es ganz durch und erſtaunte nicht wenig, daß ein ſolches Gedicht eben ſo unbekannt, als ſein Verfaſſer ſey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jezt gedachten Umſtände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehauſe auf das andre, poſaunte die Schönheiten ſeines Dichters aus, und both alle Leute von Geſchmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erſchienen wären, aus ſeiner Dunkelheit zu retten. Dieſes Verfahren hatte eine ſehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte laſen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beſchuldigen zu dürfen, weil ſie es ſelbſt ſo vortreflich fanden, daß ſie ſich glücklich ſchätzten, einem Manne von ſolchen Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren zulaſſen.

Das Gedicht auf den Winter iſt ohne Zweifel das am meiſten vollendete und zugleich das mahleriſchſte von ſeinen Jahrszeiten. Es iſt voll groſſer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung ſcheinet in dieſer Jahrszeit in Trauer zu ſeyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholiſche Bildung an. Eine ſo poetiſche Einbildungskraft, als des Thomſons ſeine war, konnte alſo keine andre, als die grauſeſten und ſchrecklichſten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünſte, Stürme und Wolken, die er ſo ſchön ſchildert, erfüllen. Die Beſchreibung iſt die eigene Gabe des Thomſons; wir zittern bey ſeinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte ſeines Winters; wir werden erquickt, wenn ſich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote iſt hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, ſchickte Hr. Thomſon ſeinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joſeph Mitchel ein Exemplar zum Geſchenke. Dieſer fand ſehr wenig darinne, was nach ſeinen Gedanken zu billigen wäre, und ſchickte ihm folzende Zeilen zu:

Beauties and faults ſo thick lie ſcatter'd here,
Thoſe i could read, if theſe were not ſo near.

Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohne des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomsons findet sich auch eines zum Andenken des Isaac Newtons, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. schrieb Herr Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nennte. Sein Vorsatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bey weiten nicht eines von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig betauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine sehr einträgliche Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Hrn. Thomson vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch Beobachtung einiger kleinen Formalitäten, sie in Besitz nehmen würde. Doch dieses versäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, so daß zuletzt seine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Hrn. Thomsons gehöret seine Burg der Trägheit, (Castle of Indolence) ein allegorisches Gedicht von so ausserordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine andern Werke. Es ist in dem Stile des Spencers geschrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Stil des Marots in den Erzehlungen und Sinnschriften.

ſchaffen. Man hat ſeine Schreibart als ſonderbar und ſteif getadelt, und wenn man dieſes auch ſchon nicht gänzlich leugnen kann, ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſie ſich zu den Beſchreibungen vortreflich wohl ſchicket. Der Gegenſtand, den er mahlet, ſtehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem ſeinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergröſſerungsglas, welches alle kleine Schönheiten deſſelben zu entdecken fähig iſt, betrachten, ob es gleich noch ſo ſchlecht gefaßt iſt, als durch ein anders, welches zu dieſer Abſicht nichts taugt, aber ſonſt mit vielen Zierathen verſehen iſt? Thomſon iſt in ſeiner Manier ein wenig ſteif; aber ſeine Manier iſt neu; und es iſt niemals ein vorzügliches Genie aufgeſtanden, welches nicht ſeine eigene Weiſe gehabt hätte. So viel iſt wahr, daß ſich die Schreibart des Herrn Thomſons zu den zärtlichen Leidenſchaften nicht allzuwohl ſchickt, welches man näher einſehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatiſchen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar ſehr, aber doch nicht ſo ſehr, als in andern Gattungen der Dichtkunſt geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieſer Gedichte hatte unſerm Verfaſſer die Bekanntſchaft verſchiedner Perſonen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand ſich der D. Rundle, nachheriger Biſchof von Derry, welchem der Geiſt der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorſtrahlet, ſo wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundſchaft des verſtorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufſicht über ſeinen älteſten Sohn anvertraute, welcher ſich eben zu ſeiner Reiſe nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit dieſem jungen Edelmanne hielt er ſich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel ſeinen Geiſt durch die vortrefflichen Denkmähler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwiſchen dem neuen Italien und dem Begriffe anſtellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall ſeine Freyheit, in drey Theilen zu ſchreiben. Der erſte Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen

Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk iſt an den älteſten Sohne des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf ſeinen Reiſen ſtarb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomſons findet ſich auch eines zum Andenken des Iſaac Newtons, von welchem wir nichts mehr ſagen wollen, als dieſes, daß er durch dieſes Stück allein, wenn er auch ſonſt nichts mehr geſchrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. ſchrieb Herr Thomſon ein Gedicht, welches er Britannia nennte. Sein Vorſatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieſes Gedicht iſt bey weiten nicht eines von ſeinen beſten.

Auf den Tod ſeines großmüthigen Beförderers des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomſon zugleich aufrichtig betauerte, ſchrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfaſſer, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne geprieſen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine ſehr einträgliche Stelle, die ihm dieſer würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geiſt ſeines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach ſeinem Tode behielt der Nachfolger deſſelben dieſe Stelle dem Hrn. Thomſon vor, und wartete nur darauf, bis dieſer zu ihm kommen, und durch Beobachtung einiger kleinen Formalitäten, ſie in Beſitz nehmen würde. Doch dieſes verſäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, ſo daß zuletzt ſeine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Hrn. Thomſons gehöret ſeine Burg der Trägheit, (Caſtle of Indolence) ein allegoriſches Gedicht von ſo auſſerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieſes einzige Stück zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Stile des Spencers geſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Stil des Marots in den Erzehlungen und Sinnſchriften.

Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzehlung, welche Meliſander von ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

: : : Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des Aegiſthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt beſſer weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich ſchon die beſtimmte Speiſe
Der Fiſche, als das Schiff vom Ufer ſtieß: die Fluth,
Die brauſend klatſchete, entdeckte mir mein Schickſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhen Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſeyn:
Stumm klagt ſichs an, und ſchreit um die verdiente Strafe!
Du öfneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter . . Dieſer Schwarm ſetzt mich die nächſte Nacht
(Die mir noch ſchrecklich iſt) an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat auſſer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſetzt. Allein die Menſchenliebe
(Das glaube) iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts erſchrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich ſeufzte ihnen nach! . . Die fürchterlichſte Stille
Umſchloß mich nun, die bloß das brauſende Geräuſch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und ſeufzte faſt wie ich. Hier ſetzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muſe die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob faſt aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menſchen ſucht, ſang über meinem Haupte

sorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun „muß das geschehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des grossen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorscheine. Hr. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner grossen Gewogenheit gegen den Hrn. Thomson; er schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an dem Hrn. Thomson ausetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darinne rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging, so ward sie doch zu verschiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt daß die Charaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen, als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besondes für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angestrengtre Aufmerksamkeit desselben wohl *in keinem* Stücke des Thomsons besser belohnt, als in dem

Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzehlung, welche Meliſander von ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des Aegiſthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt beſſer weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich ſchon die beſtimmte Speiſe
Der Fiſche, als das Schiff vom Ufer ſtieß: die Fluth,
Die brauſend klatſchete, entdeckte mir mein Schickſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhen Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſeyn:
Stumm klagt ſichs an, und ſchreit um die verdiente Strafe!
Du öfneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter - - Dieſer Schwarm ſetzt mich die nächſte Nacht
(Die mir noch ſchrecklich iſt) an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat auſſer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſetzt. Allein die Menſchenliebe
(Das glaube) iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts erſchrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich ſeufzte ihnen nach! - - Die fürchterlichſte Stille
Umſchloß mich nun, die bloß das brauſende Geräuſch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und ſeufzte faſt wie ich. Hier ſetzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muſe die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob faſt aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menſchen ſucht, ſang über meinem Haupte

Ihr unvergleichliches Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge.
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem ärmsten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckte mich ihr Lied;
Das Auge schloß sich auf: vermissend suchte es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so geschwind
War dieser Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth . .

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Uebersetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieses vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Cassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, diese Uebersetzung auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fliessend und stark. Ihr Verfasser aber gestehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er den ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals selbst an einer Verdolmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte.*) Zum Exempel;

*) Diese Übersetzung, in Prosa, bis in den fünften Auftritt des zweiten *Aufzugs fortgeführt*, befindet sich in dem Breslauischen Convolute.

in der erſten Scene des erſten Aufzuges werden die Worte given to the Beaſts a Prey, or wilder famine überſetzt: dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längſt meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegiſthus aber nicht Klytemneſtra den Meliſander auf die wüſte Inſel ſetzen laſſen; auch nicht daß der Ausdruck, der wilde Hunger der Thiere hat ihn ſchon längſt verdaut, der ſchönſte nicht ſey: ſondern nur dieſes muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf Beaſts gehet, und daß der Dichter die Klytemneſtra eigentlich ſagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müſſen. Auch gewiſſe kleine Zuſätze würde der Verfaſſer hoffentlich ausgeſtrichen, und einige undeutſche, wenigſtens nicht allen verſtändliche Worte mit gewöhnlichern vertauſcht haben, wenn ihm eine Ueberſehung ſeiner Arbeit wäre vergönnt geweſen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im erſten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greek regoic'd me ſehr gut und poetiſch durch: es ſchwoll mein treu und griechiſch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht, und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer ſchildert ſeine Perſon, als einen Mann, der ſich über die Siege ſeines Vaterlands erfreut; der Ueberſetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit ſeyn, einer überwundnen Stadt zu drohen? = Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. = = Doch ich bekenne es nochmals, alles dieſes ſind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen ſollen. Wo das meiſte glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler ſeyn als Horaz?

Ich komme wieder zu unſerm Dichter ſelbſt. Im Jahr 1736. both Herr Thomſon der Bühne ein Trauerſpiel an, unter dem Titel Edward und Eleonora, deſſen Vorſtellung aber, aus politiſchen Urſachen, welche nicht bekannt geworden, unterſagt wurde.

Im Jahr 1744 ward ſein Tancred und Sigismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des Thomſons, und noch jezt geſpielet wird. Die Anlage dazu

Controlleurs von America verſchaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomſon ward von allen, die ihn kannten, ſehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber dann und wann den geſellſchaftlichen Ergötzungen allzu ſehr nach; ein Fehler, von welchem ſelten ein Mann von Genie frey zu ſeyn pfleget. Sein äußerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu ſeyn bereit war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekanntſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verſchiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie ihm Gegentheils, wenn dieſe großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortrefflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft als lehrreich ſeine Muſe war: denn von allen engliſchen Dichtern iſt er derjenige, welcher ſich von allem, was unanſtändig war, am meiſten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaſte Muſe employ'd her heav'ntaught lyre
None but the nobleſt paſſions to inſpire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leyer zu nichts, als zu Einflöſſung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen.

Zum Schluſſe muß ich noch erinnern, daß ſein Bildniß, welches man vor dieſem Stücke findet, nach demjenigen getreulich geſtochen iſt, welches vor ſeinen ſämmtlichen Werken ſtehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſre Thränen mögen davon ſprechen! Die ſchöne Abbrechung in dieſen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf ſich ſelbſt, und er ſchien niemals ein größerer Schauſpieler, als in dem Augenblicke, da er von ſich geſtand, daß er keiner ſey. Die Pauſe, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war ſo voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunſt ſeyn konnte; die Natur mußte dabey das beſte thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weſſington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Dieſe Umſtände nun, nebſt der Ueberlegung, daß der Verfaſſer nunmehr dahin ſey, verſchaften dieſem Trauerſpiele eine neunmalige Vorſtellung, die es an und vor ſich ſelbſt ſchwerlich würde gefunden haben. Denn, wie geſagt, es iſt bey weitem nicht, irgend einem von den Thomſonſchen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatiſcher Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müſſe; er läßt jeden Charakter reden, ſo lange noch etwas zu ſagen iſt; die Handlung ſteht alſo, während dieſer gedehnten Unterredungen, ſtill, und die Geſchichte wird matt. Nur ſein Tancred und Sigismunde muß von dieſem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber ſind auch die Charaktere darinne nicht genug unterſchieden, welche ſich faſt durchgängig auf einerley Art ausdrücken. Kurz, Thomſon war ein gebohrner mahleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzubekannt iſt, und dem man allzuſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Aeltſtgebohrne des Spencers, und er hat es ſelbſt oft bekannt, daß er das beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müſſe, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſey geſetzt worden.

Im Auguſt 1748 verlohr die Welt dieſe Zierde der poetiſchen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre ſeines Alters dahin riß. Vor ſeinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines

Controlleurs von America verſchaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomſon ward von allen, die ihn kannten, ſehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber dann und wann den geſellſchaftlichen Ergötzungen allzu ſehr nach; ein Fehler, von welchem ſelten ein Mann von Genie frey zu ſeyn pfleget. Sein äußerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu ſeyn bereit war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekanntſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verſchiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie ihm Gegentheils, wenn dieſe großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortrefflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft als lehrreich ſeine Muſe war: denn von allen engliſchen Dichtern iſt er derjenige, welcher ſich von allem, was unanſtändig war, am meiſten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaſte Muſe employ'd her heav'ntaught lyre
None but the nobleſt paſſions to inſpire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leyer zu nichts, als zu Einflöſſung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen.

Zum Schluſſe muß ich noch erinnern, daß ſein Bildniß, welches man vor dieſem Stücke findet, nach demjenigen getreulich geſtochen iſt, welches vor ſeinen ſämmtlichen Werken ſtehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

III. Auszug aus dem Trauerspiele Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutschland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntschaft uns einen ganz andern Begrif von der Spanischen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich schmeichle mir, daß schon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leser erfreut seyn werden, den größten tragischen Dichter kennen zu lernen, den jezt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegen stellen kann. Es ist dieses Don Augustino de Montiano y Luyando, von dessen Lebensumständen ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichsten seiner Werke einen umständlichen Auszug vorlege.

Don Augustino de Montiano y Luyando ist den ersten März im Jahre 1697 gebohren, und also jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und seine Mutter stammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmsten dieser Provinz. Seine Erziehung war seiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl studiret, und die gewöhnlichen Wissenschaften eines jungen Menschen von Stande begriffen hatte, that er sich als ein geschickter Weltweiser und Rechtsgelehrter vor. Er versteht übrigens die französische und italiänische Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der englischen. Er fand, schon in seiner zartesten Jugend, einen besondern Geschmak an der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, so, daß er bereits in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne seinem Namen, unter dem Titel die Leyer des Orpheus, (la Lira de Orfeo) in 8vo drucken ließ, welche zu verschiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptstadt dieser Insel, gesungen ward. Im Jahre 1724 gab er in eben derselben Stadt eine prosaische und poetische Beschreibung der bey der Krönung Ludewigs des I. angestellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf

dern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat.

* * *

IV. Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieses Werk des Herrn von Sainte Albine zu übersetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Uebersetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn so unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unsre Schrift ist schon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Comedien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.* Ich kann von ihrem Verfasser weiter keine Nachricht geben, als daß er selbst kein Schauspieler ist, sondern ein Gelehrter, der sich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meisten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich schliesse dieses aus seinem Aufsatze sur le Laminage (vom Blechschlagen) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauspieler ist, wie gleich auf dem Titel gesagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen besteht. Zu diesen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der Vorrede wundert sich der Verfasser, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen sey, ein eigentliches Buch über die Kunst Tragödien und Komödien vorzustellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, seine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philosophischer Kenner ein solches Geschenk mache. — — Was er sonst in der Vorrede sagt, sind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht lassen will.

Die Einleitung fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauspielkunst an. Diese erhält den Vorzug. „Umsonst rühmt sich die Mahlerey, daß sie die Leinewand be-

er auf Verlangen der Spanischen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre Athaulpho. Beyden ist eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorgesetzt, in welchen er besonders gegen den Herrn du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrern gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können das Spanische Original der Virginia zu bekommen, und bin also genöthiget gewesen mich der Französischen Uebersetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in diesem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die Spanischen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Uebersetzung der Virginia; beyden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des Spanischen Dichters zu danken, die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaische Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des französischen Uebersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der Virginia ist aus dem Livius und an

trachtungen. Gleich das erste Hauptstück untersucht, ob es wahr sey, daß es vortreflichen Schauspielern an Witze gefehlt habe? Man glaubt zwar fast durchgängig, daß man sich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauspieler wohl in seiner Kunst vortreflich seyn, wenn er nicht, in allen verschiednen Stellungen mit einem geschwinden und sichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung dessen, was sich schickt, muß ihn überall leiten. „Doch „nicht genug, daß er alle Schönheiten seiner Rolle faßt. Er „muß die wahre Art, mit welcher jede von diesen Schönheiten „auszudrücken ist, unterscheiden. Nicht genug, daß er sich bloß „in Affect setzen kann; man verlangt auch, daß er es niemals „als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen Grade thue, „welchen die Umstände erfordern. Nicht genug, daß sich seine „Figur für das Theater schickt, daß sein Gesicht des Ausdrucks „fähig ist; wir sind unzufrieden, wenn sein Ausdruck nicht be„ständig und genau mit den Bewegungen zusammen trift, die „er uns zeigen soll. Er muß nicht bloß von der Stärke und „Feinheit seiner Reden nichts lassen verlohren gehen; er muß „ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen „Aussprache und Action geben können. Es ist nicht hinrei„chend, daß er bloß seinem Verfasser treulich folgt; er muß ihm „nachhelfen; er muß ihn unterstützen. Er muß selbst Verfasser „werden; er muß nicht bloß alle Feinheiten seiner Rolle aus„drücken; er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß „ausführen, er muß selbst schaffen. Ein Blick, eine Bewegung „ist zuweilen in der Komödie ein sinnreicher Einfall, und in „der Tragödie eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, „ein Stillschweigen, die man mit Kunst angebracht, haben zu„weilen das Glück eines Verses gemacht, der nimmermehr die „Aufmerksamkeit würde an sich gezogen haben, wenn ihn ein „mittelmäßiger Schauspieler, oder eine gemeine Schauspielerin „ausgesprochen hätte. = = Der Witz ist ihnen also eben so unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel desselben verbergen, und ein Schauspieler ohne

„lebe; es kommen aus ihren Händen nichts als unbelebte Werke. „Die dramatische Dichtkunst hingegen, giebt den Wesen, welche „sie schaft, Gedanken und Empfindungen, ja so gar, vermittelst „des theatralischen Spiels, Sprache und Bewegung. Die Mah„lerey verführt die Augen allein. Die Zauberey der Bühne „fesselt die Augen, das Gehör, den Geist und das Herz. Der „Mahler stellt die Begebenheiten nur vor. Der Schauspieler „läßt sie auf gewisse Weise noch einmal geschehen. Seine Kunst „ist daher eine von denjenigen, welchen es am meisten zukömmt, „uns ein vollständiges Vergnügen zu verschaffen. Bey den übri„gen Künsten, welche die Natur nachahmen, muß unsre Ein„bildungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen. Nur „die Kunst des Schauspielers braucht diese Nachhülfe nicht; „und wenn ihre Täuscherey unvollkommen ist, so liegt es nicht „an ihr, sondern an den Fehlern derjenigen, welche sie aus„üben. — — Hieraus folgert der Verfasser, wie unumgänglich nöthig es sey, daß sich diejenigen, die sich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müssen untersuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche sie nicht einmal dem allergemeinsten Zuschauer gefallen können. Besitzen sie diese, so kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuschauer von Geschmack und Einsicht erwerben. „Die Natur muß den Schau„spieler entwerfen. Die Kunst muß ihn vollends ausbilden.

Nach diesen zwey Puncten ist das ganze Werk geordnet. In dem ersten Theile nehmlich wird von den vorzüglichsten Eigenschaften geredet, welche die Schauspieler von der Natur müssen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was sie von der Kunst erborgen müssen.

Der erste Theil sondert sich wiederum in zwey Bücher ab. Das erste Buch macht verschiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauspielern überhaupt unentbehrlich sind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieser oder jener Rolle insbesondere erfordert werden.

Wir wollen das erste Buch näher zu betrachten anfangen. Es besteht aus vier Hauptstücken und zwey angehängten Be-

denschaft aus; und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andre überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in der Komödie nicht so gewaltsam sind, als in der Tragödie: so muß der komische Schauspieler zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragische aber in einem männlichern Grade besitzen. — — Mit der Empfindung hat das Feuer einige Verwandtschaft, und von diesem untersucht der Verfasser im dritten Hauptstücke, ob ein Schauspieler dessen zu viel haben könne? Das Feuer besteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltsamkeit der Bewegungen, sondern es ist nichts anders als die Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauspieler ausmachen, zusammen treffen, um seiner Action das Ansehen der Wahrheit zu geben. In diesem Verstande nun ist es unmöglich, daß eine spielende Person allzuviel Feuer haben könne. „Man wird sie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Ac„tion mit ihrem Charakter, oder mit der Stellung, in welcher „sie sich befindet, nicht überein kömmt, und wenn sie, anstatt „Feuer zu zeigen, nichts als convulsivische Verzückungen sehen, „und nichts als ein überlästiges Geschrey hören läßt. Allein „alsdenn werden Leute von Geschmack ihr nicht allzuviel Feuer „Schuld geben, sondern sie werden sich vielmehr beklagen, daß „sie nicht Feuer genug hat; so wie sie, anstatt mit dem Pu„blico bey gewissen Schriftstellern allzuviel Witz zu finden, viel„mehr finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schriftsteller „leihet zum Exempel in einem Lustspiele dem Bedienten oder „dem Mägdchen die Sprache eines witzigen Kopfes; er legt ei„ner Person, welche von einer heftigen Leidenschaft getrieben „wird, Madrigale oder Sinnschriften in Mund: und alsdenn „sagt man, er habe allzuviel Witz. Genauer zu reden, sollte „man vielmehr sagen, er habe nicht Witz genung, die Na„tur zu erkennen, und sie nachzuahmen. So auch mit dem „Schauspieler; kömmt er bey Stellen außer sich, wo er nicht „außer sich kommen soll, so ist dieses unnatürlich. Allein er „verfällt in diesen Fehler nicht aus Ueberfluß, sondern aus „Mangel der Hitze. Er empfindet alsdenn nicht das, was er empfinden sollte; und drückt das nicht aus, was er ausdrü-

„den sollte. Es ist daher kein Feuer, was wir bey ihm ge„wahr werden, sondern es ist Ungeschicklichkeit; es ist Unsinn — — Aus diesem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauspieler des Feuers ganz und gar überhoben seyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die blosse äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen darunter versteht — — Bis hierher hat der Verfasser die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die äußerlichen, und untersucht in dem vierten Hauptstücke, ob es vortheilhaft seyn würde, wenn alle Personen auf dem Theater von ausnehmender Gestalt wären? „Gewisse Zuschauer, welche das sinnliche Vergnügen dem geistigen „vorziehen, werden mehr durch die Schauspielerinnen, als durch „die Stücke vor die Bühne gelockt. Als Leute, die nur gegen „die Gestalt empfindlich, und immer geneigt sind, ein liebens„würdiges Gesicht für Talente anzunehmen, wollten sie lieber gar, „daß auch die alte Mutter des Orgons im Tartüff, die Madam „Pernelle, reitzend wäre. — — Doch diese Herren verstehen den Vortheil der Zuschauer sehr schlecht, und noch schlechter verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie selbst erfordert. Den erstern verstehen sie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend schöne Gestalten auf dem Theater erscheinen dürften, das Publicum nicht selten die vortreflichsten Schauspieler entbehren würde, denen es sonst an keiner Art von Geschicklichkeit mangelt. Noch schlechter, wie gesagt, verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äusserlichen Vollkommenheiten unter die Acteurs nicht gleich vertheilt seyn müssen, ja nach welcher es so gar oft gut ist, wenn gewisse Acteurs einige von diesen Vollkommenheiten ganz und gar nicht besitzen. „Regelmäßige Ge„sichtszüge, ein edles Ansehen nehmen uns freylich überhaupt „für eine Person auf dem Theater ein; allein es giebt Rollen, „welche ihr weit besser anstehen, wenn ihr die Natur diese Vor„züge nicht ertheilt hat. Ich weis wohl, daß man, ohne von „dem Mangel der Wahrscheinlichkeit beleidiget zu werden, ja „daß man sogar mit Vergnügen eine junge Schöne die Person „einer Alten, und einen liebenswürdigen Schauspieler eine

„ben und tölpiſchen Bauer vorſtellen ſieht. Ich weis wohl, daß „wir nicht in die Komödie gehen, die Gegenſtände ſelbſt, ſon„dern blos ihre Nachahmung zu ſehen = = Gleichwohl aber muß „man doch unter den Gattungen der komiſchen Rollen einen „Unterſchied machen. Einige ergötzen uns durch die bloſſe Nach„ahmung gewiſſer lächerlichen Fehler. Andre aber ergötzen uns „durch die Abſtechung, die ſich entweder zwiſchen dem Vorgeben „der Perſon und den Beweiſen, auf welche ſie daſſelbe gründet, „oder zwiſchen dem Eindrucke befindet, den ſie bey denjenigen „Perſonen, die mit ihr ſpielen, machen ſollte, und zwiſchen dem „Eindrucke, welchen ſie wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein „Schauſpieler, in den Rollen von der erſten Art, die Vollkom„menheiten hat, die den Fehlern, welche er nachahmt, entgegen „geſetzt ſind; deſto mehr wiſſen wir es ihm Dank, wenn er uns „gleichwohl eine vollkommene Abſchilderung von dieſen Fehlern „macht. Je weniger aber, in den Rollen von der zweyten „Art, ein Schauſpieler die Vollkommenheiten hat, welche die Per„ſon, die er vorſtellt, haben will, oder welche ihm die andern „ausſchweifenden Perſonen des Stücks beylegen, deſto lächerli„cher macht er die närriſche Einbildung des einen und das ab„geſchmackte Urtheil der andern, und deſto komiſcher folglich wird „ſeine ganze Action. Die Rolle eines Menſchen, der nach der „Meinung des Verfaſſers, mit aller Gewalt den Titel eines „Schönen haben will, wird weit weniger belacht werden, wenn „ſie von einem Komödianten geſpielt wird, der ſich dieſes Titels „in der That anmaaßen könnte, als wenn ſie einer vorſtellt, „der der Natur in dieſem Stücke weniger zu danken hat. Der „Irrthum eines albernen Tropps, welcher einen Bedienten für „einen Menſchen von Stande anſieht, wird uns weniger ergö„tzen, wenn das gute Anſehen des Bedienten den Irrthum ent„ſchuldigen kann, als wenn er ganz und gar nichts an ſich hat, „das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt alſo, daß es gut „ſeyn ſollte, wenn alle Schauſpieler von reizender und ausneh„mender Geſtalt wären; es iſt vielmehr unſerm Vergnügen zu„träglicher, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet ſind. „Unterdeſſen aber muß man dieſe Maxime nicht allzuweit aus„*dehnen*. Wir erlauben ihnen zwar, gewiſſe Vollkommenheiten

„nicht zu haben; aber die gegenseitigen Fehler zu besitzen, ver„statten wir ihnen durchaus nicht. Sie müssen so gar völlig „von gewissen Mängeln frey seyn, die uns bey andern Perso„nen, die sich dem Schauspiele nicht widmen, wenig oder gar „nicht anstößig seyn würden. Dergleichen sind, zu lange oder „kurze Arme, ein zu großer Mund, übelgestaltene Füße ꝛc. = = Zu diesen vier Hauptstücken fügt der Verfasser noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des ersten Buchs genau verbunden sind. Die erste ist diese: Die Schauspieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben so wenig entübrigt seyn, als in den Hauptrollen. Die Ursache ist, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da sind, sondern einen Einfluß in das Ganze haben, und sich oft eben so thätig erweisen, als die allervornehmsten Personen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerspielen, haben oft so vortrefliche Stellen, besonders in den Erzehlungen, die ihnen meisten Theils aufgetragen werden, zu sagen, daß sie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung ist diese: Wenn man auch schon die vornehmsten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauspieler erfordert werden, so muß man doch in einem gewissen Alter zu spielen aufhören. Denn in den Schauspielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menschlichen Natur zu überlegen, und auf uns selbst verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauspielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung seyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von ausserordentlichen Gaben einige Nachsicht haben; nur werden diese alsdann so billig seyn, wenn es in ihrer Gewalt stehet, keine andre als solche Rollen zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzusehr abstechen. Frankreich hat es selbst seinem Baron nicht vergeben, daß er noch in seinen letzten Jahren so gern junge Prinzen vorstellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schau-

spielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte seyn können.

In dem zweyten Buche des ersten Theils handelt der Verfasser von einigen Vorzügen, welche gewisse Schauspieler insbesondere haben müssen. Diese Schauspieler sind erstlich diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweise die komischen nennt; zweytens diejenigen, welche sich in der Tragödie durch ihre Tugenden unsere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unser Mitleiden erwerben sollen; und drittens diejenigen, welche so wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorstellen. Alle diese haben gewisse besondere Gaben nöthig, welches Theils innerliche, Theils äußerliche sind. Dieser Eintheilung gemäß macht der Verfasser in diesem zweyten Buche zwey Abschnitte, deren erster die innerlichen, und der zweyte die äußerlichen Gaben untersucht. Wir wollen uns zu dem ersten Abschnitte wenden, welcher aus fünf Hauptstücken besteht. In dem ersten Hauptstücke zeigt er, daß die Munterkeit denjenigen Schauspielern, welche uns zum lachen bewegen sollen, unumgänglich nöthig sey. „Wenn man, sind seine „Worte, eine komische Person vorstellt, ohne selbst Vergnügen „daran zu haben, so hat man das bloße Ansehen eines gedungenen Menschen, welcher nur deswegen Komödiant ist, weil „er sich seinen Lebensunterhalt auf keine andre Art verschaffen „kann. Theilt man aber das Vergnügen mit dem Zuschauer, „so kann man sich allezeit gewiß versprechen, zu gefallen. Die „Munterkeit ist der wahre Apollo der komischen Schauspieler. „Wenn sie aufgeräumt sind, so werden sie fast immer Feuer „und Genie haben. = = Es ist aber hierbey wohl zu merken, daß man diese Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Gesichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragischen Schauspielern die Regel: weinet wenn ihr wollt, daß ich weinen soll; und den komischen Schauspielern sollte man die Regel geben: Lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen soll. = = Das zweyte Hauptstück zeigt, daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden schlecht vorstelle. Unter dieser erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewisser tragischen Schauspieler verstehen, welche auch außer dem

Theater noch immer Prinzen zu ſeyn ſich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich ſchätzen, und lieber gar behaupten möchten, es ſey leichter ein Held zu ſeyn, als einen Helden gut vorzuſtellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, beſteht in einem edeln Enthuſiasmo, der von allem was groß iſt in der Seele gewirkt wird. Dieſer iſt es, welcher die vortreflichen tragiſchen Schauſpieler von den mittelmäßigen unterſcheidet, und ſie in den Stand ſetzt, das Herz des gemeinſten Zuſchauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er ſich ſelbſt nicht zugetrauet hätte = = Mit dieſem Enthuſiasmo, welcher für diejenige Perſon gehöret, die Bewunderung erwecken ſoll, muß derjenige Theil der Empfindung verbunden werden, welchen die Franzoſen unter dem Namen des Eingeweides (d'Entrailles) verſtehen, wenn eben dieſelbe Perſon unſer Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das dritte Hauptſtück. „Wollen die „tragiſchen Schauſpieler, ſagt der Verfaſſer, uns täuſchen; ſo „müſſen ſie ſich ſelbſt täuſchen. Sie müſſen ſich einbilden, daß „ſie wirklich das ſind, was ſie vorſtellen; eine glückliche Raſe„rey muß ſie überreden, daß ſie ſelbſt diejenigen ſind, die man „verräth, die man verfolgt. Dieſer Irrthum muß aus ihrer „Vorſtellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebil„detes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspreſſen. Alsdann „ſehen wir in ihnen nicht mehr froſtige Komödianten, welche „uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete Be„gebenheiten einnehmen wollen. Sie werden zu unumſchränkten „Gebiethern über unſre Seelen; ſie werden zu Zaubrern, die „das unempfindlichſte empfindlich machen können = = Und dieſes „alles durch die Gewalt der Traurigkeit, welche Leidenſchaft „eine Art von epidemiſcher Krankheit zu ſeyn ſcheinet, deren „Ausbreitung eben ſo ſchnell als erſtaunlich iſt. Sie iſt von „den übrigen Krankheiten darinne unterſchieden, daß ſie ſich „durch die Augen und durch das Gehör mittheilet; wir brau„chen eine mit Grund wahrhaft betrübte Perſon nur zu ſe„hen, um uns zugleich mit ihr zu betrüben. Der Anblick der „andern Leidenſchaften iſt ſo anſteckend nicht. Es kann ſich ein „Menſch in unſrer Gegenwart dem allerheftigſten Zorne überlaſ-

„sen; wir bleiben gleichwohl in der vollkommensten Ruhe. Ein „andrer wird von der lebhaftesten Freude entzückt, wir aber le„gen unsern Ernst deswegen nicht ab. Nur die Thränen, wenn „es auch schon Thränen einer Person sind, die uns gleichgültig „ist, haben fast immer das Vorrecht uns zu rühren. Da wir „uns zur Mühe und zum Leiden gebohren wissen, so lesen wir „voll Traurigkeit unsere Bestimmung in dem Schicksale der Un„glücklichen, und ihre Zufälle sind für uns ein Spiegel, in „welchem wir mit Verdruß das mit unserm Stande verknüpfte „Elend betrachten. = = Dieses bringt den Verfasser auf eine kleine Ausschweifung, welche viel zu artig ist, als daß ich sie hier übergehen sollte. = = „Es ist nicht schwer, spricht er, von unsrer „Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund anzugeben. Allein „desto schwerer ist es die Natur desjenigen Vergnügens eigent„lich zu bestimmen, welches wir, bey Anhörung einer Tragödie, „aus dieser Empfindung ziehen. Daß man in der Absicht vor „die Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche uns fehlen, da„selbst zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns mißfallen, „zu zerstreuen, darüber wundert man sich gar nicht. Das aber, „worüber man erstaunt, ist dieses, daß wir oft durch die Be„gierde Thränen zu vergießen dahin geführt werden. Unterdes„sen kann man doch von dieser wunderlichen Neigung verschiedne „Ursachen angeben, und die Schwierigkeit dabey ist bloß, die „allgemeinste davon zu bestimmen. Wenn ich gesagt habe, daß „das Unglück andrer ein Spiegel für uns sey, in welchem wir „das Schicksal, zu dem wir verurtheilet sind, betrachten, so „hätte ich einen Unterscheid dabey machen können. Dieser Un„terschied kann hier seine Stelle finden, und er wird uns eine „von den Quellen desjenigen Vergnügens, dessen Ursprung wir „suchen, entdecken. Der Anblick eines fremden Elends ist für „uns schmerzlich, wenn es nehmlich ein solches Elend ist, dem „wir gleichfalls ausgesetzt sind. Er wird aber zu einer Tröstung, „wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, dessen Abschil„derung er uns vorlegt. Wir bekommen eine Art von Erleich„terung, wenn wir sehen, daß man in demjenigen Stande, „welchen wir beneiden, oft grausamen Martern ausgesetzt sey, „*für die uns* unsre Mittelmäßigkeit in Sicherheit stellet. Wir

„ertragen alsdenn unser Uebel nicht nur mit weniger Ungeduld,
„sondern wir wünschen uns auch Glück, daß wir nicht so elend
„sind, als wir uns zu seyn eingebildet haben. Doch daher,
„daß uns fremde Unglücksfälle, welche grösser als die unsrigen
„sind, unsrer geringen Glücksumstände wegen trösten, würde
„noch nicht folgen, daß wir in der Betrübniß über diese Un-
„glücksfälle ein Vergnügen finden müßten, wenn unsre Eigen-
„liebe, indem sie ihnen diesen Tribut bezahlt, nicht dabey ihre
„Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch ihr Unglück
„berühmt sind, sind es zugleich auch durch ausserordentliche Ei-
„genschaften. Je mehr uns ihr Schicksal rührt, desto deutlicher
„zeigen wir, daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und
„der Ruhm, daß wir die Größe gehörig zu schätzen wissen,
„schmeichelt unserm Stolze. Uebrigens ist die Empfindlichkeit,
„wenn sie von der Unterscheidungskraft geleitet wird, schon selbst
„eine Tugend. Man setzt sich in die Klasse edler Seelen, in-
„dem man durchlauchten Unglücklichen das schuldige Mitleiden
„nicht versaget. Auf der Bühne besonders läßt man sich um
„so viel leichter für vornehme Personen erweichen, weil man
„weis, daß diese Empfindung durch die allzulange Dauer uns
„nicht überlästig fallen, sondern eine glückliche Veränderung gar
„bald ihrem Unglücke, und unsrer Betrübniß ein Ende machen
„werde. Werden wir aber in dieser Erwartung betrogen, und
„werden diese Helden zu Opfern eines ungerechten und barbari-
„schen Schicksals; so werfen wir uns alsdann zwischen ihnen
„und ihren Feinden zu Richtern auf. Es scheint uns sogar,
„wenn wir die Wahl hätten, entweder wie die einen umzukom-
„men, oder wir die andern zu triumphiren, daß wir nicht ei-
„nen Augenblick in Zweifel stehen würden, und dieses macht
„uns in unsern Augen desto größer. Vielleicht würde die Un-
„tersuchung, welche von diesen Ursachen den meisten Einfluß in
„das Vergnügen habe, mit dem wir in einem Trauerspiele wei-
„nen, ganz und gar vergebens seyn. Vielleicht wird jede von
„denselben nach Beschaffenheit derjenigen Seele auf welche sie
„wirken, bald die vornehmste, bald die geringste = = = Wir kom-
men von dieser Ausschweifung wieder auf den geraden Weg.
Das vierte Hauptstück beweiset, daß nur diejenigen Personen

eine bezaubernde. Von der letztern besonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuschauer, alles was sie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was sie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anstatt vieler andern Vorzüge seyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie blos sahen, hat sie vollkommen zu verdienen geschienen, wenn wir sie gehöret haben — — Von der Stimme kommt der Verfasser auf die Gestalt und zeigt in dem zweyten Hauptstücke, daß die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine ansehnliche Gestalt haben müssen. Weil es wahrscheinlich ist, daß die erhabenen Gesinnungen einer Prinzeßin sie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmässige Bildung seines Gesichts in Ansehung seiner übrigen grossen Eigenschaften, zu vergessen: so ist es eben nicht so unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Gestalt sey, wenn seine Rolle sich nur ungefehr zu seinem Alter schikt. In der Komödie aber pflegen wir strenger zu seyn. Weil diese uns in den Gesinnungen und Handlungen ihrer Personen nichts als das Gemeine zeigt, so bilden wir uns ihre Helden auch von keinen so ausnehmenden Verdiensten ein, daß sie über das Herz siegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen stellen wir uns nicht so gar zärtlich vor, daß sie bey dem Geschenke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen sollten. Die Gestalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abschildern, sondern wir müssen sie auch nicht für unwahrscheinlich halten, noch ihren schlechten Geschmak dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menschen seufzen sehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber ist zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueber-

legung will abhangen lassen. Bey den Liebhaberinnen ist diese Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es ist zwar nicht eigentlich Schönheit, was sie besitzen müssen; sondern es ist etwas, was noch mehr als Schönheit ist, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es ist ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches sie nur umsonst schön ist; es ist eine gewisse siegende Anmuth, welche eben so gewiß allezeit rührt, als es gewiß ist, daß sie sich nicht beschreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Personen, welche der Verfasser in Ansehung ihres Standes und ihrer Gesinnungen über das Gemeine hinaus setzt; ihre äusserliche Gestalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden sind: so ist es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauspieler von geringen Ansehen eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel, und seine Gesichtsbildung muß sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewissen Schauspieler wiederfuhr, welcher seine Probe spielen sollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur sein äusserliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals stellte er die Person des Mithridats vor, und stellte sie so vor, daß alle Zuschauer mit ihm hätten zufrieden seyn müssen, wenn er lauter Blinde zu Zuschauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo Monime zu dem Könige sagt: Herr, du änderst dein Gesicht, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauspielerin zu: Laßt ihn doch ändern. Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauspielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinstimmung, die sich zwischen ihm und seiner Person befände. — — In dem dritten Hauptstücke kömmt der Verfasser auf das wahre oder anscheinende Verhältniß, welches zwischen dem Alter des Schauspielers und dem Alter der Person seyn muß. Ein Portrait, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätz-

bar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns auch ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle allzu alt ist. Es ist nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannicus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reitzungen ihrer Jugend zu sehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als seine Person seyn, weil er uns alsdann, wenn er diesen Unterscheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuschung verschaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in diesem Falle nicht wäre. — — Dieses ist zu deutlich, als daß der Verfasser nöthig haben sollte viel Worte damit zu verschwenden. Er thut es auch nicht, sondern eilt mit dem ersten Theile seines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines Hauptstück, welches das vierte ist, und besonders die Mägdchen und die Bedienten angehet, hinzu thut. Bey einigen Rollen ist es gut, wenn die Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, nicht allzu jung mehr sind; bey einigen aber müssen sie nothwendig jung seyn, oder wenigstens jung scheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entschuldigung für die unbedachtsamen Reden, welche sie meistentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathschläge, die sie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung seyn darf, so muß sie doch immer eine ausserordentliche Flüchtigkeit der Zunge besitzen. Diese Eigenschaft ist besonders in den Lustspielen des Regnards sehr nöthig, wo ohne dieselbe bey verschiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine schalkhafte Mine, und von den Bedienten Geschwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper schickt sich daher für die Bedienten eben so wenig, als sich für die Mägdchen das Stottern schicken würde.

Dieses also wäre der Inhalt des ersten Theils. Er handelt, wie man gesehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich ist, ein guter Schauspieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenstände *würden wir* unter ihnen entbehren, wenn sie alle so billig ge-

wesen wären, sich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir sehen, wenn diejenigen die diese Prüfung vorgenommen, und darinne bestanden haben, nicht geglaubt hätten, daß sie nunmehr schon vollkommne Schauspieler wären, und nichts mehr als diese natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuschauer zu erzwingen. Sie mögen sich ja nicht betriegen; sie haben aufs höchste nur die Anlage von dem, was sie seyn müssen, und wenn sie sich nicht durch Kunst und Fleiß ausarbeiten wollen, so werden sie zeitlebens auf dem halben Wege stehen bleiben. Wie dieses aber geschehen müsse und worauf sie insbesondere zu sehen haben, handelt unser Verfasser in seinem zweyten Theile ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptstücken besteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erste Hauptstück untersucht worinne die Wahrheit der Vorstellung bestehe? Diese Wahrheit bestehet in dem Zusammenfluße aller Wahrscheinlichkeiten, welche den Zuschauer zu betriegen geschickt sind. Sie theilen sich in zwey Klassen. Die einen entstehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewissen Modificationen des Schauspielers, in Ansehung seiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er spielt. Die Wahrscheinlichkeiten von der ersten Art gehören vornehmlich hierher, und bestehen in der genauen Beobachtung alles dessen, was sich geziemt. Das Spiel des Acteurs ist nur alsdann wahr, wenn man alles darinne bemerkt, was sich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umstände der Person, die er vorstellt, schicket. Diese Wahrheit aber theilt sich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der ersten handelt das zweyte Hauptstück. Diese Wahrheit ist oft diejenige gar nicht, welche dem Schauspieler zuerst in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (Iphigenia Aufz. II. Auft. 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: Du bist dabey, mein Tochter. Verschiedne Schauspieler glauben diese Stellung recht pathetisch auszudrücken, wenn sie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein diese Action ist ganz wider die Wahrscheinlichkeit, weil Agamem-

non, indem er dieses zu seiner Tochter gesagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit sie den tödlichen Schmerz, der sein Herz zerfleischte, nicht darinne lesen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action bestehet, zeigt sich besonders in den verwickelten Stellungen. Der Verfasser versteht unter dieser Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Person entgegengesetzten Absichten ein Genüge thun muß. In diesem Falle ist Isabelle in der Männerschule, wenn sie sich zwischen dem Sganarelle und Valere befindet, und den einen umfaßt indem sie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen etwas spricht, was sich der andre annehmen soll. Die Schauspielerin, die dieses spielt, hat sehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuschauer weder allzuwenige Vorsicht in Ansehung ihres Eifersüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptstücke betrachtet der Verfasser die zwey vornehmsten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Gestus. Beyde müssen hauptsächlich wahr seyn. Der Schauspieler muß die Leidenschaften nicht allein in seinem Gesichte ausdrücken, sondern er muß sie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht so weit gehen, daß er sein Gesicht dadurch verstellet. Gemeiniglich aber fällt man in diesen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Person erfordert, aufgebracht oder gerührt ist. Empfindet man wirklich eine von diesen beyden Eindrücken, wie man sie empfinden soll, so wird sie sich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber seine Seele erst mit aller Gewalt aus ihrem Todenschlafe reissen, so wird sich der innere gewaltsame Zustand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Gestus theilt der Verfasser in zwey Arten; einige, spricht er, haben eine bestimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erstern sind nicht willkührlich, sondern sie machen eine gewisse Sprache aus, die wir alle reden, ohne sie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verstehen können. Die Kunst kann sie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; sie kann sie aufs höchste nur ausputzen,

und den Schauspieler lehren, sich ihrer so zu bedienen, wie es sich für seine Rolle schickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komische wenigere heftige Gestus erfordert, als das niedrig Komische; und das Tragische noch wenigere, als das edle Komische. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn sie sich selbst gelassen ist, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn sie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernsthaftigkeit eines zu beobachtenden Ansehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Gestus anbelangt, so müssen sie wenigstens eine Art des Ausdruckes haben; sie müssen nicht studirt seyn, und müssen oft abgewechselt werden. Bey denjenigen komischen Rollen, bey welchen man gewisser Maassen die Natur nicht vor sich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der Crispins, der Pourceaugnacs und andre sind, thut man wohl, wenn man seinen Vorgänger in denselben, dessen Art Beyfall gefunden hat, so viel wie möglich nachahmt. Vielleicht ist es gut, wenn man manchmal auch sogar dessen Fehler nachahmt, um den Zuschauern die Action desto wahrer scheinen zu lassen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfasser in dem vierten Hauptstücke auf die Recitation und derselben Wahrheit. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß sie die Declamation ihrer dramatischen Werke nach Noten abgemessen haben. Wenn dieses harmonische Noten gewesen sind, so haben sich ihre Schauspieler in eben den Umständen befunden, in welchen sich die heutigen Opersänger in Ansehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Musik keine an und vor sich bestimmten Mittel hat, die verschiednen Leidenschaften auszudrücken. Sollen aber diese Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, so muß man voraussetzen, daß sich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken lassen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes ist falsch. Die verschiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entstehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein sie sind

auch wegen der verschiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterschieden. Wer daher die Kunst zu recitiren methodisch abhandeln wollte, der müßte eben so vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen sind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten schicken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmste Geheimniß ist dabey dieses, daß man diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerley sind, in der That aber unterschieden werden müssen, nicht unter einander verwechsele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan seyn, wenn man den einen anstatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Person zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Gesinnungen zu verbergen, sondern die Geheimnisse ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwischen läßt. Der andre ist vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Personen, welche Geschicke und Herrschaft über sich selbst genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber sich nicht entschliessen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus blosser Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironische Ton, welcher sich bey dem einen Falle schickt, schickt sich ganz und gar nicht bey dem andern, und so weiter.

Dieses war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptstücke handelt der Verfasser mit wenigen, von der Art, wie die Komödie recitirt werden müsse. Sie muß durchaus nicht declamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um sie den Zuhörern desto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es ist überhaupt ein unverbrüchliches Gesetz für „die komischen Schauspieler, daß sie eben so recitiren müssen, „*als sie außer* dem Theater reden würden, wenn sie sich wirk-

„lich in den Umständen befänden, in welchen sich die Person, „die sie vorstellen, befindet. In den prosaischen Komödien wird „es ihnen eben nicht schwer, dieser Regel zu folgen; allein in „den Komödien in Versen haben sie schon mehr Mühe damit. „Sie sollten dahero wünschen, daß sie alle in Prose möchten „geschrieben seyn. Dennoch aber, ob schon oft in ganzen Ge„sellschaften von Komödianten kaum eine Person Verse gehörig „herzusagen weis, ziehen sie die Stücke in Versen vor, weil „diese sich leichter lernen und behalten lassen. Der größte Theil „der Zuhörer giebt diesen Stücken gleichfalls den Vorzug. Ohne „hier zu untersuchen, ob sich die Sprache der Poesie für die „Komödien schickt, und in welchem Falle sie zu dulden sey, will „ich nur anmerken, daß man sich ihrer gewiß seltner bedienen „würde, wenn man nicht in Prose mehr Witz haben müßte; „daß das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit der Un„terredung nothwendig verringert, und daß folglich die Schau„spieler sich nicht Mühe genug geben können, das eine zu un„terbrechen, und den andern zu verstecken.

In dem sechsten Hauptstücke untersucht der Verfasser, ob die Tragödie declamirt werden müsse? Man ist dieser Frage wegen nur deswegen so sehr uneinig, weil man sich allzu verschiedne Begriffe von der Declamation macht. Einige verstehen darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation, ein gewisses unsinniges und monotonisches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine solche Declamation muß aus der Tragödie verbannt seyn; nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl bestehen kann. Dieser prächtige Vortrag schickt sich besonders an gewisse Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt sind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß sie doch in aller ihrer Grösse und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß sie etwas mehr als menschliches besitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, so kann sie ganz wohl als eine andre Weibsperson reden. Wenn

sie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn sie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß sie donnern.

In dem siebenden Hauptstücke werden einige Hinderniſſe angegeben, welche der Wahrheit der Recitation schaden. Eine von den vornehmsten ist die Gewohnheit verschiedener Schauspieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in seinem natürlichen Tone redet, ist es sehr schwer, der Wahrheit gemäß zu spielen. Eine andere Hinderniß ist die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine ist die Verharrung in ebenderselben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derselben Wendungen der Stimme. Der erste von diesen Fehlern ist den tragischen und comischen Schauspielern gleich gemein. Verschiedene von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, so wie die kleinen Instrumente, mit welchen man gewisse Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragischen Acteurs öfterer als die komischen; sie sind gewohnt, fast immer mit der tiefen Octave zu schliessen. Eben so ist es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komischen Schauspielern weit seltner als den tragischen vorzuwerfen hat, die besonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Versen majestätisch auszusprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringsten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, so viel möglich den Ruhepunct der Cäsur zu vermeiden. Es ist dieses blos ein Anstoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verstand und ohne Geschmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poesie die natürliche Sprache der Tragödie ist, so sind die tragischen Acteurs nicht so wie die komischen verbunden, den Reim allezeit zu verstecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn sie auch gerne wolten. Der Abschnitt des Verstandes zwingt sie oft, bey dem Schlusse eines jeden Verses inne zu halten, und dieses verursacht eine Art von Gesang, welchem man am besten dadurch abhilft, wenn man diesen Abschnitt nach Beschaffenheit der Umstände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verse in einerley Zeit ausspricht. — — Ferner gehöret unter die Hin-

derniſſe der vorherrſchende Geſchmak, welchen gewiſſe Schauſpieler für eine beſondere Art zu ſpielen haben. Beſitzen ſie zum Exempel die Kunſt zu rühren, ſo wollen ſie dieſe Kunſt überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, ſo ſind ſie faſt nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptſtück unterſucht in welcher Vollkommenheit die Schauſpieler ihre Rollen auswendig wiſſen ſollen, damit die Wahrheit der Vorſtellung nichts darunter leide? Die Antwort hierauf iſt offenbar: in der allermöglichſten. „Denn „die vornehmſte Aufmerkſamkeit des Schauſpielers, ſagt der Ver„faſſer, muß dahin gerichtet ſeyn, daß er uns nichts als die „Perſon, die er vorſtellt, ſehen laſſe. Wie iſt dieſes aber mög„lich, wenn er uns merken läßt, daß er blos das wiederhohlt, „was er auswendig gelernt hat? Ja noch mehr. Wie kann „er uns nur den bloſſen Schauſpieler zeigen, wenn ſein Ge„dächtniß arbeiten muß? Wenn der Lauf des Waſſers, das „durch ſeine Erhöhung oder durch ſeinen Fall eine Fontaine zu „verſchönern beſtimmt iſt, in ſeinen Kanälen durch etwas auf„gehalten wird, ſo kann es unmöglich die verlangte Wirkung „thun. Wenn dem Schauſpieler ſeine Rede nicht auf das „ſchleunigſte beyfällt, ſo kann er faſt nicht den geringſten Ge„brauch von ſeinen Talenten machen. — — Ja, der Verfaſſer geht noch weiter und behauptet, daß die Schauſpieler nicht allein ihre eigne Rolle, ſondern auch die Rollen aller andern, mit welchen ſie auf der Bühne zuſammen kommen, wenigſtens zum Theil, wiſſen müſſen. Man muß faſt immer auf dem Theater, ehe man das Stillſchweigen bricht, ſeine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieſer Action muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten ſoll, weis, ſo iſt man oft der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hieher hat der Verfaſſer die Wahrſcheinlichkeiten betrachtet, die der Schauſpieler in ſeinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorſtellung wahr ſcheinen ſoll. In dem neunten Hauptſtücke betrachtet er nunmehr diejenigen Wahrſcheinlichkeiten,

welche von den äusserlichen Umständen, in welchen sich der Schauspieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich seyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuschauer müssen sich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris besonders Mode ist. Die Schauspieler müssen gehörig gekleidet seyn; wenn sie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erscheinen verbindet, so müssen sie nicht in einem schlechten erscheinen; auch diejenigen Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, müssen sich nicht allzusehr putzen, sondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Besonders müssen die Schauspieler die Wahrscheinlichkeit beobachten, wenn sie sich den Zuschauern nach einer That zeigen, die ihre Person nothwendig in einige Unordnung muß gesetzt haben. Orest, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, Hermionen ein Gnüge zu thun, den Pirrhus umgebracht hat, muß nicht in künstlich frisirten und gepuderten Haaren erscheinen. = = Noch eine gewisse Gleichheit muß zwischen dem Schauspieler und der Person, die er vorstellt, ausser der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerst den verlohrnen Sohn vorstellte, schien seiner Vortreflichkeit in dem hohen Komischen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu seyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte, der sich durch seine üble Aufführung in die äusserste Armuth gestürzt, und das härteste Elend erduldet habe. Hingegen war das gesunde Ansehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorstellte, in dieser Rolle gar nicht anstößig, sondern um so viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Mensch, dem alles das längste Leben zu versprechen schien, sich beständig in einer nahen Todesgefahr zu seyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorstellung fliessen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptstück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung grosser Bewegungen, daß stuffenweise Steigen derselben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatischer Dichter, welcher seine Kunst verstehet, läßt die Zuschauer mit Fleiß nicht merken, wohin er sie führen will. Der

Schauspieler muß sich hierinne nach dem Verfasser richten, und muß uns das letzte nicht eher sehen lassen, als bis wir eben darauf kommen sollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, so mögen wir auch eben so wenig uns gern betriegen lassen. Es ist uns lieb, wenn wir das zu sehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt sind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten lassen, als das, was wir sehen. Dieses erläutert der Verfasser durch eine Stelle aus der Phädra, wo diese den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das stuffenweise Steigen besteht darinne, daß sich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben so nothwendig als die Vorbereitung ist, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieses erläutern. — — Was aber die Verbindung verschiedner Bewegungen, besonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, so wird die Stelle aus der Zaire zum Muster angeführt, wo Orosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unschuldigen Gegenstand seines Verdachts äussert. Ich müßte sie ganz hersetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauspieler kann die meisten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich spielen. Der Verfasser untersucht also in dem eilften Hauptstücke, worinne das natürliche Spiel bestehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig sey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühsam läßt, so ist es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauspieler haben müssen. Versteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, so kann man kühnlich behaupten, daß der Schauspieler unschmackhaft werden würde, wenn er beständig natürlich spielen wollte. Der komische Schauspieler darf nicht nur, sondern muß auch dann und wann seine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter diesem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragischen Acteurs begriffen ist, und daß man sie nur dem komischen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches desto stärker in die Augen fallen zu lasse

Doch auch hier müssen gewisse Bedingungen und Umstände beobachtet werden. Der Schauspieler muß noch immer bey seinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorstellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer lustigen Raserey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Nase mache; aber diese Nase muß doch sonst mit den andern Nasen übereinkommen, und muß sich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewiesen hat. Gleichfalls muß der Schauspieler, wenn er übertreiben will, zuerst eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuschauer in eine Art von freudiger Trunkenheit versetzt hat, welche ihm nicht so strenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer diesen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falschen Orte angebracht werden. Am falschen Orte würde es zum Exempel angebracht seyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtschafne ehrliche Leute nennt, vorzustellen haben, und uns für sich einnehmen sollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig seyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Scapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben so viel als er will, weil die Wahrscheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrscheinlich seyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er sagen soll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltsamkeit seines Betragens, diesen jungen Liebhaber so täuschte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu sehen glaubte.

Alles was unser Verfasser bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauspieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuschauern Genüge, welche das Gute, was sie sehen, empfinden, und damit zufrieden sind, nicht aber denen, welche zugleich untersuchen, ob das Gute nicht noch besser hätte seyn können.

für diese hat der Schauspieler gewisse Feinheiten von Nöthen, die der Verfasser in den folgenden drey Hauptstücken erklärt. In dem zwölften Hauptstücke handelt er von diesen Feinheiten überhaupt. Eine von den größten bestehet darinne, daß er dem Verfasser nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch sonst eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen schönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn „zum Exempel Sever nach dem Tode des Polieuct (Aufz. 5. „letzter Auftritt) zu dem Felix und zu der Paulina sagt:

Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque,

„so bekümmert er sich wenig darum, daß sie bey ihrer Reli„gion bleiben, allein die Treue gegen den Kayser betrachtet er, „als eine Schuldigkeit, deren sie sich auf keine Weise entbrechen „können. Daher sprach auch Baron, welcher dasjenige, was „die Verfasser nicht sagten, aber doch gerne sagen wollten, um„gemein glücklich zu errathen wußte, die letztern Worte: dienet „eurem Monarchen auf eine ganz andre Art aus, als die er„stern dienet nur eurem GOtt. Er ging über die erste Helfte „ganz leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die andere. „In der ersten nahm er den Ton eines Mannes an, welcher „von den Tugenden der Christen zwar gerührt, aber von der „Wahrheit ihrer Religion noch nicht überzeugt ist, und also „ganz wohl zugeben konnte, daß man ihr anhing, aber es gar „nicht für nöthig hielt, sie selbst zu ergreifen. In der andern „aber gab er durch eine sehr feine Bewegung und durch eine „sehr künstliche Veränderung der Stimme zu verstehen, daß ihm „der Dienst des Kayſers ein weit wichtigerer Punct zu seyn „scheine, als die genaueste Beobachtung des Christenthums. — — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauspielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfasser, eine Person, mit der er in Unterredung ist, allzulange sprechen, so macht er es nicht, wie es wohl oft gewisse Schauspielerinnen machen, und läßt seine Augen unterdessen unter den Zuschauern herumschweifen, sondern er bemüht sich, durch ein stummes Spiel auch alsdenn zu sprechen, wenn ihm der Dichter das Stillschweigen auflegt.

In dem dreyzehnten Hauptſtücke nimt der Verfaſſer, um die Feinheiten des Schauſpielers näher zu betrachten, diejenigen vor, welche dem Tragiſchen insbeſondere zugehören. „Man glaubt mit Recht, daß die Tragödie groſſe Bewegungen „in uns erregen müſſe. Wenn man aber daraus ſchließt, daß „ſich folglich der Schauſpieler dieſen Bewegungen nicht ununter„brochen genug überlaſſen könne, ſo betriegt man ſich. Oft iſt „es ſehr gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen „gemeine Seelen denken, daß er ſich in der allergewaltſamſten „Bewegung zeigen werde, ganz vollkommen ruhig zu ſeyn ſchei„net. In dieſer Abſtechung liegt der größte und vornehmſte „Theil der Feinheiten, welche in dem tragiſchen Spiele anzu„bringen ſind. Ein Paar Exempel werden dieſes deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunſt, womit Auguſtus den Cinna „beehrte, hatte den letztern doch nicht abhalten können, ſich in „eine Verſchwörung wider ſeinen Wohlthäter einzulaſſen. Das „Vorhaben des Cinna wird entdeckt. Auguſtus läßt ihn vor „ſich fordern, um ihm zu entdecken, daß er alle ſeine Untreue „wiſſe. Wer ſieht nicht ſogleich ein, daß dieſer Kayſer um ſo „vielmehr Ehrfurcht erwecken muß, je weniger er ſeinen Unwil„len auslaſſen wird? Und je mehr er Urſache hat über die „Undankbarkeit eines Verräthers erbittert zu ſeyn, den er mit „Wohlthaten überſchüttet hat, und der ihm gleichwohl nach „Thron und Leben ſteht, deſto mehr wird man erſtaunen, die „Majeſtät eines Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn „eines ſich rächenden Feindes in ihm zu bemerken. — — „Eben ſo deutlich fällt es in die Augen, daß je weniger man „über die Gröſſe ſeiner entworfnen Unternehmungen erſtaunt „ſcheint, deſto gröſſer der Begrif iſt, den man bey andern von „ſeinem Vermögen, ſie auszuführen, erweckt. Mithridat muß „daher einen weit gröſſern Eindruck machen, wenn er ſeinen „Söhnen die Entwürfe, die er den Stolz der Römer zu er„niedrigen gemacht hat, mit einer ganz gelaſſenen und einfälti„gen Art mittheilet, als wenn er ſie mit Schwulſt und Pra„lerey auskrahmet, und in dem Tone eines Menſchen vorträgt, „welcher den weiten Umfang ſeines Genies und die Gröſſe ſei„nes Muths gern möchte bewundern laſſen. — — Wenn man

dieſes gehörig überlegt, ſo wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß groſſe Geſinnungen zur Vorſtellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird dieſe verlangten Abſtechungen auf keine Weiſe anbringen können; kaum daß er fähig ſeyn wird, dieſelben ſich vorzuſtellen.

Das vierzehnte Hauptſtücke handelt von denjenigen Feinheiten insbeſondere, welche für das Komiſche gehören. Dieſe ſind zweyerley. Entweder der komiſche Schauſpieler macht uns über ſeine eigne Perſon zu lachen, oder über die andern Perſonen des Stücks. Das erſte zu thun, ſind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmſte aber beſteht darinne, daß man ſich der Umſtände zu Nutze macht, welche den Charakter der Perſon an den Tag legen können. Iſt zum Exempel dieſe Perſon ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, ſo muß er nothwendig das eine auslöſchen. Auch bey den Leidenſchaften kann man viel komiſche Feinheiten von dieſer Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob ſie ſich wider Willen der Perſon, die ſie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über ſeiner Perſon zu lachen machen, wenn man ſie etwas thun läßt, was ihren Abſichten zuwider iſt. Ein Liebhaber, der wider ſeine Schöne in dem heftigſten Zorne iſt und ſie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer ſeiner Geliebten nehmen ſehen; desgleichen ein unbedachtſam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verſchweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komiſchen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Perſonen lächerlich zu machen ſucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anſpielungen, und beſonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus bloſſer Munterkeit geſchieht. Gleichfalls gehören die Hinderniſſe hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug leſen zu können; und dieſer zieht ihn entweder durch die Langſamkeit, mit welcher er ihn ſucht, oder durch die Unvorſichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem funfzehnten Hauptstücke fügt der Verfasser zu dem, was von den Feinheiten gesagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derselben beobachten muß. Sie müssen vor allen Dingen diejenige Person nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur sehr wenig Witz haben soll. Sie müssen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Person in einer heftigen Bewegung ist, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft voraussetzen. Ferner muß man sich lieber gar nicht damit abgeben, als solche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt ist; denn in Absicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle diese Feinheiten sind von der Art, daß sie fast immer so wohl gesehen als gehöret werden müssen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos gesehen werden dürfen, und diese sind das, was man Theaterspiele nennt. Der Verfasser widmet ihnen das sechszehnte Hauptstück. Sie helfen entweder die Vorstellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorstellung wahrer machen, gehören für die Tragödie so wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbesondre nur für die Komödie. Ferner hangen sie entweder nur von einer Person, oder von allen Personen, die sich mit einander auf der Bühne befinden, zusammen ab. Die letztern müssen so eingerichtet seyn, daß in aller Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, so müssen der Schauspieler und die Schauspielerin sich wohl vorgesehen haben, damit sie sich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauspielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, dessen sie sich bemächtigen will, erst lange zu suchen. — — Ueberhaupt muß in den Theaterspielen eine grosse Abwechselung zu bemerken seyn; und von dieser handelt der Verfasser

In dem siebzehnten Hauptstücke. Die Abwechselung gehöret nicht allein für diejenigen Schauspieler, welche sich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die *alleine, die nur* in der einen oder in der andern spielen: son-

dern auch für die, die sich nur zu gewissen Rollen bestimmen, die alle einigermaassen mit einander übereinkommen. Die Ursache davon ist diese, weil auch diejenigen Personen, die einander am meisten ähnlich sind, dennoch gewisse Schattirungen haben, die sie von einander unterscheiden. Diese Schattirungen muß der Schauspieler aufsuchen, und seine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und sich nicht einer eckeln Einförmigkeit schuldig machen will. — — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauspieler sein Spiel abwechseln; er muß es auch alsdann abwechseln, wenn er eben dieselben Rollen spielt. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf diesen Artickel richtet, ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander sehen mögen. — — Meistentheils sind die Schauspieler aber nur deswegen so einförmig, weil sie mehr nach dem Gedächtnisse, als nach der Empfindung spielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von seiner Stellung gehörig eingenommen ist; wenn er die Gabe hat, sich in seine Person zu verwandeln, so braucht er auf die Abwechselung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden ist, so oft er eben dieselbe Rolle spielt, eben derselbe Mensch zu bleiben, so wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuschauern neu zu scheinen.

Gesetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr ist; gesetzt, daß es natürlich ist; gesetzt, daß es fein und abwechselnd ist: so werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieser Anmuth handelt das achtzehnte Hauptstück. Bey Vorstellung der Tragödie, ist sie mit unter der Majestät begriffen, welche überall darinne herrschen muß. Was aber die Anmuth in dem Komischen sey, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß sie darinne bestehe, wenn man der Natur auch so gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närrische Originale nachschildern, aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschil-

dern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er nur immer seyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterschied seyn, welcher zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist.

Das neunzehnte Hauptstück, welches das letzte unsers Schauspielers ist, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung besteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen ist. „Je schwerer nun, sagt „der Verfasser, die Kunst ist, desto mehr Nachsicht sollten wir „gegen die jungen Schauspieler haben, wenn sie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nöthig sind, auch den gehörigen „Eifer, in ihrem Werke vortreflich zu werden, verbinden. Wenn „es aber unser Nutzen erfordert, mit diesen nicht allzustrenge „zu verfahren, so erfordert es auch unsre Billigkeit, vortreflichen Schauspielern alle die Achtung wiederfahren zu lassen, „welche sie verdienen. — — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leser aus diesem Auszuge eine sehr gute Meinung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden sie mir es gar verdenken, daß ich sie mit einem blossen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß also meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Uebersetzung, die doch schon fast fertig war, abgestanden bin. Ich habe deren zwey. Erstlich glaube ich nicht, daß unsre deutschen Schauspieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutsche Zuschauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erste zu beweisen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfasser seine feinsten Anmerkungen zu erläutern sehr oft nur solche französische Stücke anführt, die wir auf unsrer deutschen Bühne nicht kennen; Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man sage mir, ist es wohl etwas mehr, als eine schöne Metaphysik von der Kunst des Schauspielers? Glaubt *wohl jemand* wenn er auch schon alles, was darinne gesagt

wird, inne hat, sich mit völliger Zuversicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde sich einen Menschen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menschen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menschen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorstellung gehört: wird ihm denn deswegen sogleich sein Körper überall zu Diensten seyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empfindet und einsieht? Umsonst sagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Aussprache seiner Person gemäß, natürlich, abwechselnd und reitzend einrichtet. Alles dieses sind abgesonderte Begriffe von dem, was er thun soll, aber noch gar keine Vorschriften, wie er es thun soll. Der Herr Remond von Sainte Albine setzet in seinem ganzen Werke stillschweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele sind, die sich von selbst ohne Mühe ergeben. Es ist zwar wahr, daß jeder Mensch ungelernt den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht nur einigermaassen ausgedrückt sehen; nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, vor sich ausdrücken würde; sondern man will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu aber ist kein ander Mittel, als die besondern Arten, wie sie sich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zusammen zu setzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundsatz unsers Verfassers ist umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß sie etwas gewisses ausdrücken, nachzumachen weis, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewe-

gungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art die Schauspielkunst zu studiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauspieler unsers Verfassers? Nichts, oder aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieses ist auch die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unsre Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wissen, was er dabey denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher, als leicht zu machen.

V. Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bey mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vofves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eines von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der französischen Armeen, und Gou-

teneur von Hünningen, in deſſen Dienſten und unter deſſen Aufſicht er ſich ganzer ſieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geſchickt machte. Dieſer Herr hatte ſich ehedem nicht nur im Felde einen groſſen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, ſondern war auch königlicher Abgeſandter bey den Schweitzeriſchen Cantons geweſen. Er beſas ſehr beſondere Verdienſte, und wußte zwey ganz entgegen geſetzte Eigenſchaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge Destouches befand ſich noch in dem Hauſe des Marquis, als er ſeine erſte Komödie ans Licht ſtellte. Es war dieſes der unverſchämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Verſen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu ſeyn, ſie ſeinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieſer Zueignungsſchrift nicht ſo wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, ſo war er es auch in der That. Er und ſeine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, ſich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er ſeinen Geiſt gebildet und ſein Herz gebeſſert, ja von ihm hatte er ſo gar manche vortrefliche Einſicht in die Kunſt, in welcher er ſich zu zeigen anfing, erlangt. So viel iſt gewiß, daß unſer Dichter ſchon in ſeinem erſten Stücke eine beſondre Kenntniß der groſſen Welt und der Art, durch welche ſich das Lächerliche derſelben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterſcheidet, zeigte, und überall diejenige Anſtändigkeit auch bey Schilderung der Laſter blicken ließ, die faſt nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachſen ſind, natürlich zu ſeyn ſcheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlaſſen, ward er nach und nach in verſchiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch ſein Beyſpiel auf eine ſehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß ſich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten ſchicke, und beſonders die geringſten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig ſey. Die Belohnungen ſeiner Verdienſte blieben nicht aus. Im Jahr 1723

ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorbeerkränze zu flechten; und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleise. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatischen Commentariis über alle tragische und komische, so wohl alte als neue Dichter, ohne die Spanischen, Englischen und Italiänischen auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen, und der erste Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides Aristophanes, Plautus und Terenz enthält, ist bereits vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beyden Corneilles gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht sehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über grosse Meister besser urtheilen, als wer selbst ein grosser Meister ist, und zugleich die edle Bescheidenheit besitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er starb zu Melun, den 5ten Julius dieses Jahres.

Seine dramatischen Stücke sind zu verschiedenen malen zusammen gedruckt worden. Die neuste Ausgabe davon ist ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt ist. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat sie dem Herrn Destouches selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt, und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kann wiederfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stück. Das erste ist der un-

verschämte Neugierige, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesetzt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellet ward. Das zweyte Stück ist der Undankbare (Flngrat) in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der Unentschlüßige (l'Irresolu) auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unser Destouches gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück ist der Verleumder, (le Medisant) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: Die dreyfache Heyrath (le triple Mariage.) Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: Die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (la belle Orgueilleuse ou l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil bestehet aus fünf Stücken. Erstlich aus der unvermutheten Hinderniß, oder der Hinderniß ohne Hinderniß, (l'obstacle imprevu ou l'obstacle sans obstacle) einem Lustspiele in Versen und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweytens aus dem Verschwender oder der ehrlichen Betriegerin, (le Dissipateur ou l'honnete friponne) in Versen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem Ruhmredigen (le Glorieux) auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meisten Beyfall erworben hat. Er ist so bescheiden einen grossen Theil dieses Beyfalls, den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und sich als der unglückliche Vater

gungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art die Schauspielkunst zu studiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauspieler unsers Verfassers? Nichts, oder aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieses ist auch die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unsre Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wissen, was er dabey denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher, als leicht zu machen.

V. Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bey mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vosves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eines von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der französischen Armeen, und Gou-

engliſchen Urheber ſchimpfen können. — — Der verheyrathete Philoſoph (le Philoſophe marié) iſt das zweyte Luſtſpiel im dritten Theile. Es iſt in Verſen und fünf Aufzügen. Auch dieſes fand ungemeinen Beyfall, und ſein Verfaſſer ſchrieb es dem Miniſter und Staatsſecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück iſt eigentlich nichts als eine dramatiſche Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidiſche Kunſtrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es iſt in Proſa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der Neidiſche. (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet iſt der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfaſſer eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeizige und die Unbeſonnene. (l'Ambitieux & l'Indiſcrete) Er hat ihm deswegen den Namen eines bloſſen Luſtſpiels nicht geben wollen, weil alle Perſonen darinnen von einem gewiſſen Range ſind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müſſen, wollte er anders ſeine Helden in die vortheilhafteſten Umſtände für die Entwickelung ihrer Charaktere ſetzen. Es iſt ein Prolog bey dem Ehrgeizigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verſchiedene Perſonen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauſpiel in dieſem Theile iſt die abgenutzte Liebe, (l'Amour uſé) ein proſaiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Mit dieſem Stücke ging es dem Verfaſſer ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der erſten Vorſtellung um allen Beyfall. Er beklagt ſich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Luſtſpiele vorgedruckt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — — Auſſer dieſen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertiſſements, welche aber durchaus nichts ſagen wollen, und beynahe ihres Verfaſſers unwerth wären, wenn ſie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt worden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erſte

ist der Sonderling (l'Homme singulier) ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen. Es ist eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfasser bezeigt eine besondre Liebe für dasselbe und schmeichelt sich selbst, daß man nicht allein das hohe Komische und die lebhafte und männliche Moral, welche seinen übrigen Stücken so viel Beyfall erworben, sondern auch einen ziemlich neuen und sehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück ist die Stärke des Naturells, (la force du naturel) ebenfalls in Versen und fünf Aufzügen. Man ist mit dem Inhalte dieses Lustspiels nicht zufrieden gewesen, und kann es auch gewissermaassen nicht wohl seyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es ist gleich das Gegenspiel von der Nanine des Herrn von Voltaire, welcher wenigstens in diesem Stück ein besserer Kenner der Natur als der alte Destouches gewesen ist. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der junge Mensch, der die Probe aushält; es ist in Prosa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieses gleich die Frucht des Alters ist, so ist es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftstellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils bestehe aus den ersten Auftritten verschiedener Lustspiele, die der Verfasser ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er sie gleich für nichts, als für blosse Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der sich in der komischen Dichtkunst üben wollen, gemacht habe. Die vornehmsten davon sind Anfangsscenen zu einem Lustspiele, welches der liebenswürdig Alte heissen sollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Rachsüchtigen. Auch ist der Anfang zu einem Lustspiele Prometheus da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig ist. Wird wohl jemand so kühn seyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein solcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in diesem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und siebenzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König über seine Genesung. Nur die Lieder des Hrn. Destouches, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seiner Werke. Sie

iſt übrigens noch mit dem in Kupfer geſtochnen Bilde unſers Dichters geziert, von welchem der Verleger verſichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher iſt als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemählde eines Largilliere geſtochen hat; ſo viel weis ich, daß dieſes von beſſern Geſchmack iſt.

VI. Ueber das Luſtſpiel die Juden, im vierten Theile der Leßingſchen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres, gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenigen von meinen Leſern, welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind, nicht undeutlich ſeyn will. „Der End„zweck dieſes Luſtſpiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu „ſagen, iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre, nehmlich die Thor„heit und Unbilligkeit des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, „womit wir den Juden meiſtentheils begegnen. Man kann da„her dieſes Luſtſpiel nicht leſen, ohne daß einem die mit glei„chem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, „die in Hrn. Gellerts Schwediſcher Gräfin ſtehet, beyfallen „muß. Bey Leſung beyder aber iſt uns ſtets das Vergnügen, „ſo wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen „worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu

„künftiger Verbeſſerung der Erdichtungen dieſer Art bekannt „machen wollen. Der unbekannte Reiſende iſt in allen Stücken „ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo beſorgt, ob er auch et„wann ſeinem Nächſten Unrecht thun und ihn durch ungegrün„deten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht „unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich iſt, daß unter ei„nem Volke von den Grundſätzen, Lebensart und Erziehung, „das wirklich die üble Begegnung der Chriſten auch zu ſehr mit „Feindſchaft, oder wenigſtens mit Kaltſinnigkeit gegen die Chri„ſten erfüllen muß, ein ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt „bilden könne. Diſe Unwahrſcheinlichkeit ſtört unſer Vergnügen „deſto mehr, jemehr wir dem edeln und ſchönen Bilde Wahr„heit und Daſeyn wünſcheten. Aber auch die mittelmäßige „Tugend und Redlichkeit findet ſich unter dieſem Volke ſo ſel„ten, daß die wenigen Beyſpiele davon den Haß gegen daſſelbe „nicht ſo ſehr mindern, als man wünſchen möchte. Bey den „Grundſätzen der Sittenlehre, welche zum wenigſten der größte „Theil derſelben angenommen hat, iſt auch eine allgemeine Red„lichkeit kaum möglich, ſonderlich da faſt das ganze Volk von „der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Verſu„chung zum Betruge giebt, als andre Lebensarten.“

Man ſieht leicht, daß es bey dieſen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchafner und edler Jude an und vor ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches ſey; zweytens ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit ſetzen dürfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey dieſem, als bey dem erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchafnen und edeln Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung,

engliſchen Urheber ſchimpfen können. — — Der verheyrathete Philoſoph (le Philoſophe marié) iſt das zweyte Luſtſpiel im dritten Theile. Es iſt in Verſen und fünf Aufzügen. Auch dieſes fand ungemeinen Beyfall, und ſein Verfaſſer ſchrieb es dem Miniſter und Staatsſecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück iſt eigentlich nichts als eine dramatiſche Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidiſche Kunſtrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es iſt in Proſa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der Neidiſche. (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet iſt der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfaſſer eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeizige und die Unbeſonnene. (l'Ambitieux & l'Indiſcrete) Er hat ihm deswegen den Namen eines bloſſen Luſtſpiels nicht geben wollen, weil alle Perſonen darinnen von einem gewiſſen Range ſind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müſſen, wollte er anders ſeine Helden in die vortheilhafteſten Umſtände für die Entwickelung ihrer Charaktere ſetzen. Es iſt ein Prolog bey dem Ehrgeizigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verſchiedene Perſonen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauſpiel in dieſem Theile iſt die abgenutzte Liebe, (l'Amour uſé) ein proſaiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Mit dieſem Stücke ging es dem Verfaſſer ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der erſten Vorſtellung um allen Beyfall. Er beklagt ſich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Luſtſpiele vorgedruckt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — — Auſſer dieſen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertiſſements, welche aber durchaus nichts ſagen wollen, und beynahe ihres Verfaſſers unwerth wären, wenn ſie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt worden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erſte

Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben so wohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschafnen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er.*)

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier, das 70 Stück der Göttingschen ge„lehrten Anzeigen. Lesen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren „Anzeiger recensiren den 4ten Theil der Leßingschen Schriften, die „wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, „daß sie an dem Lustspiele, die Juden, ausetzen? Den Hauptcharak„ter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel und viel zu groß„müthig ist. Das Vergnügen, sagen sie, daß wir über die Schönheit „eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrschein„lichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unsrer Seele nichts, als „der bloße Wunsch für sein Daseyn übrig. Diese Gedanken machten „mich schamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was „sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrung für unsere be-

*) „Michaelis war der Göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis.“ Karl G. Lessing.

iſt übrigens noch mit dem in Kupfer geſtochnen Bilde unſers Dichters geziert, von welchem der Verleger verſichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher iſt als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemählde eines Largilliere geſtochen hat; ſo viel weis ich, daß dieſes von beſſern Geſchmack iſt.

VI. Ueber das Luſtſpiel die Juden, im vierten Theile der Leßingſchen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres, gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenigen von meinen Leſern, welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind, nicht undeutlich ſeyn will. „Der End„zweck dieſes Luſtſpiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu „ſagen, iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre, nehmlich die Thor„heit und Unbilligkeit des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, „womit wir den Juden meiſtentheils begegnen. Man kann da„her dieſes Luſtſpiel nicht leſen, ohne daß einem die mit glei„chem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, „die in Hrn. Gellerts Schwediſcher Gräfin ſtehet, beyfallen „muß. Bey Leſung beyder aber iſt uns ſtets das Vergnügen, „ſo wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen „worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu

Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben so wohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschafnen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er.*)

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier, das 70 Stück der Göttingschen ge„lehrten Anzeigen. Lesen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren „Anzeiger recensiren den 4ten Theil der Leßingschen Schriften, die „wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, „daß sie an dem Lustspiele, die Juden, ausetzen? Den Hauptcharak„ter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel und viel zu groß„müthig ist. Das Vergnügen, sagen sie, daß wir über die Schönheit „eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrschein„lichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unsrer Seele nichts, als „der bloße Wunsch für sein Daseyn übrig. Diese Gedanken machten „mich schamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was „sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrung für unsere be-

*) „Michaelis war der Göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis." Karl G. Lessing.

in welcher dieſes Volk ſeufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſo bald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wenn hören ſie aber auf, dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet wèrden, das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes Reichthums wird dazu erfordert. Man ſehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er iſt reich; er ſagt es ſelbſt von ſich, daß ihm der GOtt ſeiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich laſſe ihn auf Reiſen ſeyn; ja, ich ſetze ihn ſo gar aus derjenigen Unwiſſenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieſet, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß flieſſen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſetzt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Charakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. — —

Ich bin ſchon allmälich auf den erſten Punkt gekommen.

„getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müſſen. „Die guten Leute, wird er bey ſich denken, haben doch endlich die „groſſe Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menſchen ſind. So „menſchlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt iſt.

„Nicht daß ich durch dieſe Betrachtung dem Leßingſchen Schau„ſpiele ſeinen Werth entziehen wollte; keines weges! Man weis daß „ſich der Dichter überhaupt, und ins beſondere wenn er für die Schau„bühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrſchenden Meinung „zu richten habe. Nach dieſer aber muß der unvermuthete Charakter „des Juden eine ſehr rührende Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und „in ſo weit iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Verbindlichkeit „ſchuldig, daß er ſich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu „überzeugen, die für ſie von groſſer Wichtigkeit ſeyn muß.

„Sollte dieſe Recenſion, dieſe grauſame Seelenverdammung nicht „aus der Feder eines Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken „der Chriſtlichen Religion einen groſſen Vorſchub zu thun, wenn ſie „alle Menſchen, die keine Chriſten ſind, für Meichelmörder und Straſ„senräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der Chriſtlichen Re„ligion ſo ſchimpflich zu denken; das wäre ohnſtreitig der ſtärkſte Be„weis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man ſie feſtzuſtellen alle „Menſchlichkeit aus den Augen ſetzen müßte.

„Was können uns unſere ſtrengen Beurtheiler, die nicht ſelten „ihre Urtheile mit Blute verſiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen „nicht alle ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen Geitz hinaus, den ſie „vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdiſchen Hau„ſen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen dieſen zu; wird es denn „deswegen aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem Chri„ſten der in räuberiſche Hände gefallen iſt, das Leben gerettet haben „ſollte? Oder wenn er es gethan, muß er ſich nothwendig das edle „Vergnügen, ſeine Pflicht in einer ſo wichtigen Sache beobachtet zu „haben, mit niederträchtigen Belohnungen verſalzen laſſen? Gewiß „nicht! Zuvoraus wenn er in ſolchen Umſtänden iſt, in welche der „Jude im Schauſpiele geſetzt worden.

„Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß unter einem Volke „von ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes „Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! ſo iſt „alle unſere Sittlichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb mehr

„drengte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine „Volk der Chriſten hat uns von je her als den Auswurf der Natur, „als Geſchwüre der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein von ge„lehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von „dieſen vermuthete ich die uneingeſchränkte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie ſehr habe ich „mich geirrt, als ich einem jeden Chriſtlichen Schriftſteller ſo viel „Aufrichtigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Menſch, der noch „ein Gefühl der Redlichkeit in ſich hat, einer ganzen Nation die „Wahrſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufwei„ſen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer „der Juden ausdrückt, alle Propheten und die gröſſeſten Könige „aufſtanden? Iſt ſein grauſamer Richterſpruch gegründet? Welche „Schande für das menſchliche Geſchlecht! Ungegründet? Welche „Schande für ihn!

„Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf „ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Unge„rechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig „mitten unter freyen und glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja „man ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt „aus; nur die Tugend, den einzigen Troſt bedrengter Seelen, die „einzige Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht gänzlich ab„zuſprechen.

„Jedoch man ſpreche ſie uns ab, was gewinnen die Herren Re„cenſenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Ei„gentlich ſoll der Charakter des reiſenden Juden (ich ſchäme mich, „wann ich ihn von dieſer Seite betrachte) das wunderbare, das un„erwartete in der Komödie ſeyn. Soll nun der Charakter eines hoch„müthigen Bürgers der ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, ſo „unwahrſcheinlich nicht ſeyn, als eines Juden, der großmüthig iſt? „Laßt einen Menſchen, dem von der Verachtung der jüdiſchen Nation „nichts bekannt iſt, der Aufführung dieſes Stückes beywohnen; er „wird gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, „ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird „ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zuviel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingschen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane, ein sehr einnehmendes Stück machen liesse. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

Zweytes Stück.

VII. Von den lateinischen Trauerspielen welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind.

Die einzigen Ueberreste, woraus man die tragische Bühne der Römer einigermassen beurtheilen kann, sind diejenigen zehn Trauerspiele, welche unter dem Namen des Seneca gelesen werden.

Da ich jetzt vorhabe, sie meinen Lesern bekannter zu machen, so sollte ich vielleicht verschiedene historischkritische Anmerkungen und Nachrichten voraus schicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfassern dieser Trauerspiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklärten. Doch weil sich hiervon schwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht schon selbst gelesen hat, so will ich in dieser meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrscheinlicher

Weise beobachten würde, der sich selbst von diesen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerspiele nach der Reihe durchgehen, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je grösser die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehne, welche folgende Ueberschriften führen. I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Oedipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

I. Der rasende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben vermählt. Seine Thaten und besonders seine Reise in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden und bemächtigte sich des Thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es vor gut, sich mit der zurückgelassenen Gemahlin des Herkules zu verbinden. Doch indem er am heftigsten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyrannischen Lycus mit allen seinen Anhängern. Juno, die unversöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beständige Glück dieses Helden erbittert, und stürzt ihn durch Hülfe der Furien, in eine schreckliche Raserey; deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieses Trauerspiels sind. Ausser dem Chore kommen nicht mehr als sechs Personen darinne vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theseus.

Auszug.

Juno eröfnet die Scene. Herkules ist in den zwey ersten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weis sie doch schon, daß er gewiß erscheinen werde, und schon bereits siegend die Hölle verlassen habe. Man muß sich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alcmene

erzeugt hatte. Sie tobt also in diesem ersten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider diese Frucht derselben insbesondere. Endlich faßt sie wider den Herkules den allergrausamsten Anschlag. — — Wir wollen sehen, wie dieses der Dichter ungefehr ausgeführt hat.

Sie sagt gleich Anfangs, daß sie, die Schwester des Donnergotts — — denn nur dieser Name bleibe ihr noch übrig — — die ätherischen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlassen habe. „Ich muß auf der Erde wan„deln, um den Kebsweibern Platz zu machen. Diese haben „den Himmel besetzt! Dort glänzt von dem erhabensten Theile „des eisreichen Pols Callisto in der Bärin, und regieret argo„lische Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der laue Früh„ling herab fließt, schimmert der schwimmende Träger Euro„pens. Hier bilden des Atlas schweifende Töchter das den „Schiffern und der See furchtbare Gestirn; dort schreckt mit „drohendem Schwerd Orion die Götter. Hier hat der güldne „Perseus seine Sterne; dort Castor und Pollux ꝛc. Und da„mit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, so muß er „auch noch den Kranz des Cnoßischen Mädchens tragen. Doch „was klage ich über alte Beleidigungen? Wie oft haben mich „nicht des einzigen gräßlichen Thebens ruchlose Dirnen zur „Stiefmutter gemacht! Ersteige nur den Himmel, Alcmene; „bemächtige dich nur siegend meines Sitzes; und du, ihr Sohn, „um dessen Geburth die Welt einen Tag einbüßte und der lang„same Phöbus später aus dem Eoischen Meere aufstieg, nimm „die versprochnen Gestirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht „fahren lassen; mein rasender Schmerz, mein tobender Zorn „soll mich zu ewigen Kriegen reitzen — — Aber, zu was für „Kriegen? Was die feindselige Erde nur scheusliches hervor„bringt; was Meer und Luft nur schreckliches, gräßliches, wil„des und ungeheures tragen, alles das ist von ihm gebändigt „und besiegt. Das Ungemach stärkt ihn; er nützet meinen Zorn; „er verkehret meinen Haß in sein Lob, und je härtere Dinge „ich ihm auflege, je mehr beweiset er seinen Vater! — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott schon in der ganzen Welt verehrt werde, und

der ihre Befehle leichter vollziehe, als ſie dieſelben erdenke. Die Erde ſey ihm nicht weit genug geweſen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und ſchleppe, über ſie triumphirend, mit ſtolzer Fauſt den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt ſie fort, erblaßte, die Sonne „zitterte, als ſie den Cerberus erblickte; mich ſelbſt überfiel ein „Schauer, da ich das überwältigte dreyköpfigte Ungeheuer ſahe, „und ich erſchrak über meinen Befehl. — — Sie fürchtet, Herkules werde ſich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirrdiſche überwunden habe; er werde ſeinem Vater den Scepter entreiſſen, und nicht, wie Bacchus, auf langſamen Wegen ſich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt ſie erſteigen und über den öden Himmel gebiethen wollen. — „Wüthe nur alſo fort, mein Zorn; wüthe „fort! Unterdrücke ihn mit ſeinem groſſen Anſchlage; falle ihn „an, Juno, zerfleiſche ihn mit deinen eignen Händen. Warum „überträgſt du andern deinen Haß? — — Welche Feinde „kannſt du ihm erwecken, die er nicht überwunden habe? Du „ſuchſt einen, der ihm gewachſen ſey? Nur er ſelbſt iſt ſich ge„wachſen. So bekriege er ſich dann alſo ſelbſt! Herbey ihr „Eumeniden! Herbey aus dem tiefſten Abgrunde des Tartarus! „Schüttelt das flammende Haar; ſchlagt ihm mit wüthenden „Händen vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannſt du „nach den himmliſchen Wohnungen trachten! — — Umſonſt „glaubſt du dem Styx entflohen zu ſeyn! Hier, hier will ich „dir die wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die Zwietracht „aus ihrer finſtern Höhle, noch jenſeits dem Reiche der Ver„dammten, hervor! Was du noch ſchreckliches da gelaſſen haſt, „ſoll erſcheinen. Das lichtſcheue Verbrechen, die wilde Ruchlo„ſigkeit, die ihr eigen Blut leckt, und die irre ſtets wieder ſich „ſelbſt bewafnete Raſerey; dieſe, dieſe ſollen erſcheinen und Rä„cher meines Schmerzes ſeyn! Fanget dann alſo an, ihr Die„nerinnen des Pluto! Schwinget die lodernden Fackeln! Stra„fet des Styx kühnen Verächter! Erſchüttert ſeine Bruſt und „laßt ſie ein heftiger Feuer durchraſen, als in den Höhlen des „Aetna tobet! — — Ach, daß Herkules raſen möge, muß ich

„vorher erst selbst rasen. Und warum rase ich nicht
— — Auf diese Art beschließt Juno, daß ihr Feind imn
aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften z
kommen möge; sie wolle ihn seine Kinder gesund wieder
lassen, aber in einer plötzlichen Unsinnigkeit solle er ihr V
werden. „Ich will ihm selbst die Pfeile von der ge
„Senne schnellen helfen; ich will selbst die Waffen des S
„den lenken, und endlich einmal selbst dem kämpfenden
„les beystehen. Mag ihn doch nach dieser That sein Va
„den Himmel aufnehmen — Mit diesem Vorsatze begiel
Juno fort, weil sie den Tag anbrechen sieht.

Diesen Anbruch des Tages beschreibt der darauf fol
Chor. Er beschreibt ihn nach den Veränderungen, die a
Himmel vorgehen, und nach den verschiedenen Beschäftig
der Menschen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen.
„wenige, fügt er hinzu, beglückt die sichere Ruhe! Wie n
„sind der Flüchtigkeit des Lebens eingedenk, und nützen d
„wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil es noch das Sc
„erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit schnelle
„gen dahin, und die unerbittlichen Schwestern spinnen
„ohne den Faden wieder aufzuwinden. — — Er tadelt
auf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schicksal
gegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Sc
nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehr
diese treibt, nicht, sondern wünscht sich, in einer verbor
Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar nie
aber sichern Orte fest stehe, wenn die kühne Tugend hoch
stürzet. — — Hier sieht er die traurige Megara, mit zer
ten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo
Halbvater des Herkules, langsam nachfolgt. Er macht
also Platz und Megara eröfnet den

Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Müh
keiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß
nie ein Tag sie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das
des einen Uebels der Uebergang zu dem andern sey; daß
Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelassen werde; daß

Juno ſeit der zarteſten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthiget habe, noch ehe er fähig geweſen ſey, ſie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er ſchon in der Wiege, ſo feſt ſie ihn auch umſchlungen hatten, mit lächelnden Blicke zerquetſchte, und berührt alle ſeine übrigen Thaten mit kurzen mahleriſchen Zügen, bis auf die ſchimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber, fährt ſie „fort, was hilft ihn alles dieſes? Er muß der Welt, die er „vertheidigte, entbehren. Und ſchon hat es die Erde empfun„den, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen ſey! Das „glückliche Laſter heißt Tugend; die Böſen herrſchen über die „Guten; Gewalt geht vor Recht, und die Geſetze verſtummen „vor Furcht. — — Zum Beweiſe führt ſie die Grauſamkeiten des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, deſſen Söhne, ermordet und ſich des Thebaniſchen Reichs bemächtiget habe. Sie bedauret, daß dieſe berühmte Stadt, aus welcher ſo viel Götter entſproſſen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche ſelbſt der Vater der Götter ſich ſo oft herab gelaſſen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müſſe. „Der, welcher zu „Waſſer und Land die Laſter verfolgt, und tyranniſche Scepter „mit gerechter Fauſt zerbrochen hat, muß ſelbſt abweſend die„nen, und das Joch tragen, wovon er andre befreyet. Dem „Herkules gehöret Theben, und Lycus hat es inne. Doch lange „wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held „an das Tageslicht wieder hervor dringen; er wird den Weg „zurück entweder finden, oder ſich machen. — — Erſcheine „denn, o Gemahl, und komm als Sieger zu deinem beſiegten „Hauſe zurück! Entreiſſe dich der Nacht, und wann alle Rück„gänge verſchloſſen ſind, ſo ſpalte die Erde, ſo wie du einſt das „Gebirge ſpalteteſt, und dahin den Oſſa und dorthin den Olym„pus warfſt und mitten durch den Theſſaliſchen Strom einen „neuen Weg führteſt. Spalte ſie; treibe was in ewigen Fin„ſterniſſen begraben war, zitternde Schaaren des Lichts ent„wöhnter Schatten, vor dir her, und ſo ſtelle dich deinen Ael„tern, deinen Kindern, deinem Vaterlande wieder dar! Keine „andre Beute davon bringen, als die man dir befohlen hat,

„ist deiner unwürdig! — — Doch hier besinnt sich Megara, daß diese Reden für ihre Umstände zu großsprechrisch sind; und wendet sich lieber zu den Göttern, welchen sie Opfer und heilige Feste verspricht, wenn sie ihr den Gemahl bald wieder schenken wollen. „Hält dich aber, fügt sie hinzu, eine höhere „Macht zurück; wohl, so folgen wir! Entweder schütze uns „durch deine Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach dir! „— — Ja, nachziehen wirst du uns dir; denn uns Gebeugte „vermag auch kein Gott aufzurichten.

Hier unterbricht sie der alte Amphitryo. „Hoffe ein besse„res, spricht er, und laß den Muth nicht sinken. Er wird ge„wiß auch aus dieser Mühseligkeit, wie aus allen, grösser her„vorgehen!

Meg. Was die Elenden gern wollen, das glauben sie leicht.

Amphit. Oder vielmehr, was sie allzusehr fürchten, dem vermeinen sie auf keine Weise entgehen zu können.

Meg. Aber jetzt, da er in die Tiefe versenkt und begraben ist, da die ganze Welt auf ihm liegt, welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdstrich, und durch das trockne Meer stürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur selten verschonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann sich lange so häufigen Gefahren sicher blos stellen. Wen das Verderben so oft vorbey gegangen ist, den trift es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil sie den wüthenden Lycus mit drohendem Gesicht, und mit Schritten, die seine Gemüthsart verrathen, einhertreten sieht. Er redet die ersten zwanzig Zeilen mit sich selbst, und schildert sich als einen wahren Tyrannen. Er ist stolz darauf, daß er sein Reich nicht durch Erbschaft besitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geschlecht aufweisen könne. Er trozt auf seine eigene Tapferkeit, und findet, daß seine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerde beruhe. „Nur dieses, sagt er, kann bey „dem schützen, was man wider Willen der Unterthanen besitzt — — Unterdessen will er doch auch nicht unterlassen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet sich nehmlich ein, daß er

ein neu erobertes Reich durch nichts mehr befeſtigen könne, als wenn er ſich mit der Megara vermählte. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſeinen Antrag verachten werde: ſollte ſie es aber thun, ſo hat er bereits den feſten Entſchluß gefaßt, das ganze Herkuliſche Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von ſo einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmſten Stücken der Regierungskunſt, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu ſeyn. In dieſer Geſinnung will er ſogleich den Verſuch machen, und geht auf Megara los, die ſich ſchon im voraus von ſeinem Vorhaben nichts gutes verſpricht. Seine Anrede iſt nicht ſchlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet ſie, ihn ruhig anzuhören. Er ſtellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt ſtehen würde, wenn Sterbliche einander ewig haſſen wollten. „Dem Sieger und dem Beſiegten „liegt daran, daß der Friede endlich wieder hergeſtellet werde. „Komm alſo und theile das Reich mit mir; laß uns in ein „enges Bündniß tretten, und empfange meine Rechte, als das „Pfand der Treue. — — Megara ſieht ihn mit zornigen Blicke an. „Ich, ſpricht ſie, ſollte deine Rechte annehmen, „an welcher das Blut meines Vaters, und meiner Brüder klebt? „Eher ſoll man die Sonne im Oſt untergehen, und im Weſt aufgehen ſehen; eher ſollen Waſſer und Feuer ihre alte Feindſchaft „in Friede verwandeln ꝛc. Du haſt mir Vater, Reich, Brüder „und Götter geraubt. Was blieb mir noch übrig? Eins blieb „mir noch übrig, welches mir lieber als Vater, Reich, Brüder „und Götter iſt: das Recht dich zu haſſen. Ach! warum muß „auch das Volk dieſes mit mir gemein haben. — — Doch „herrſche nur, Aufgeblaſener; verrathe nur deinen Uebermuth! „Gott iſt Rächer und ſeine Rache folget hinter dem Rücken „der Stolzen.“ Sie ſtellt ihm hierauf vor, was für ein ſtrenges Schickſal faſt alle Thebaniſche Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Oedipus und ſeine Söhne, Niobe und Cadmus ſind ihre ſchrecklichen Beyſpiele. „Sieh, fährt ſie fort, dieſe „warten deiner! Herrſche wie du willſt, wenn ich dich nur endlich in eben das Elend, das von unſerm Reiche ſo unzertrennlich iſt, verwickelt ſehe. — — Lycus wird über dieſe Reden

unwillig, und giebt ihr auf eine höhniſche Art zu verſtehen, daß er König ſey, und ſie gehorchen müſſe. „Lerne, ſagt er, von „deinem Gemahl, wie unterwürfig man Königen ſeyn müſſe.“ Er zielet hiemit auf die Befehle des Euryſtheus, die ſich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch, ſpricht er weiter, ob ich „ſchon die Gewalt in meinen Händen habe, ſo will ich mich „doch ſo weit herablaſſen, meine Sache gegen dich zu rechtferti„gen. Er bemüht ſich hierauf den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von ſich abzuwelzen. „Sie ſind im Streite umge„kommen. Die Waffen wiſſen von keiner Mäßigung; und die „Wuth des gezückten Schwerdes kennet kein Schonen. Es iſt „wahr, dein Vater ſtritt für ſein Reich, und mich trieben ſträf„liche Begierden. Doch jetzt kömmt es nicht auf die Urſache, „ſondern auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher „an das geſchehene nicht länger denken. Wenn der Sieger die „Waffen ablegt, ſo geziemet es ſich, daß auch der Beſiegete den „Haß ablege. Ich verlange nicht, daß du mich mit gebogenem „Knie verehren ſollſt. Es gefällt mir vielmehr, daß du deinen „Unfall mit ſtarken Muthe zu tragen weißt. Und da du die „Gemahlin eines Königs zu ſeyn verdieneſt, ſo ſey es denn an „meiner Seite.“ Megara geräth über dieſen Antrag auſſer ſich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erſt, daß ich eine „Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt ſoll meine „Treue überwinden; als die Deinige will ich ſterben.

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben iſt, macht dich ſo kühn?

Megara. Er ſtieg in die Hölle herab, um den Himmel zu erſteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Laſt der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kann eine Laſt für den zu ſchwer ſeyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirſt gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weis nicht zu ſterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geſchenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du ſollſt ſterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehſt du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieſer Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienſte?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennſt du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wofür ſich alle entſetzen.

Dieſe kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten ſind, werden noch einige Zeilen fortgeſetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antaſtet, und den alten Amphitryo alſo nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir ‚ſpricht er, kömmt es zu, ihm ſeinen wahren Vater nicht ſtreitig machen zu laſſen.“ Er führt hierauf ſeine erſtaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergeſtellet, und die Götter ſelbſt vertheidiget habe. „Zeigen dieſe ‚nicht deutlich genug, daß Jupiter ſein Vater ſey, oder muß ‚man vielmehr dem Haſſe der Juno glauben? Was läſterſt du ‚den Jupiter, erwiedert Lycus? Das ſterbliche Geſchlecht iſt „keiner Verbindung mit dem Himmel fähig. — — Er ſucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unſtätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo ſetzt dieſen Beſchuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte geweſen ſey, der auf einer herumirrenden Inſel ſogar gebohren worden, und mit dem erſten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyſpiel des Bacchus, und zeigt auch an dieſem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott gebohren werden, zu ſtehen komme.

Lycus. Wer elend iſt, iſt ein Menſch.

Amph. Wer tapfer iſt, iſt nicht elend.

Lycus will ihm auch dieſen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer ſehr ſpöttiſchen Art ſeines Abentheuers

mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft sich Amphitryo auf den Bacchus, welcher sich nicht geschämt habe, das Haar zierlich fliegen zu lassen, den leichten Thyrsus mit spielender Hand zu schwenken, und im sanften Gange den güldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter sich her zu ziehen. Nach vielen und schweren Thaten, fügt er hinzu, ist es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, sich zu erhohlen. — —

Lycus. Dieses beweiset das Haus des Thespius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieses hatte ihm keine Juno, kein Eurystheus befohlen; es waren seine eigne Thaten.

Auf diese höhnische Anmerkung erwiedert Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheissen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx, des Antäus, des Busiris, des Geryon. „Und auch du, Lycus, wirst noch unter die Zahl dieser Ermor„deten kommen, die doch durch keine Schändung sein Ehebette „zu beflecken gesucht.

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt ist, ist auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir soll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt Lycus seine Ruchlosigkeit auf das höchste. Er wirft dem guten Alten seine gefällige Nachsicht gegen den Jupiter vor, und will, daß sich Megara nur ein Exempel an der Alcmene nehmen solle. Er droht sogar Gewalt zu brauchen, und sagt, was ich keinem tragischen Dichter jetziger Zeit zu sagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt sich, daß sie in diesem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermnestra, welches die einzige von den funfzig Schwestern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes schonte. Auf diese Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Wenn du „denn also unsre Verbindung hartnäckig ausschlägst, so erfahre „es, was ein König vermag. Umfasse nur den Altar; kein „Gott soll dich mir entreissen; und wenn auch Alcides selbst „triumphirend aus der Tiefe zurückkehrte. — — Er befiehlt

hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen ſolle. Er will das ganze Geſchlecht des Herkules in ſeinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reiſſen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerſt ſterben dürfe. „Sterben? ſpricht Lycus. „Wer alle zum Sterben verdammt, iſt kein Tyrann. Die „Strafen müſſen verſchieden ſeyn. Es ſterbe der Glückliche; „der Elende lebe. Mit dieſen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weis weiter nichts zu thun, als die Götter wider dieſen Wütrich anzurufen. „Doch was flehe ich umſonſt die Götter an. „Höre mich, Sohn, wo du auch biſt! — Welch plötzliches Er„ſchüttern? Der Tempel wankt; der Boden brillet! Welcher „Donner ſchallt aus der Tiefe hervor — — Wir ſind erhört! „— — Ich höre, ich höre ſie, des Herkules nahende Tritte.

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Geſang deſſelben iſt eine Apoſtrophe an das Glück, welches ſeine Wohlthaten ſo ungleich austheile und den Euryſtheus in leichter Ruhe herrſchen laſſe, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müſſe. Hierauf wird die Anrede an dieſen Held ſelbſt gerichtet. Er wird ermuntert, ſiegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringers zu thun, als die Banden des Schickſals zu zerreiſſen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt ſeiner Saiten, Eurydicen von den unerbittlichen Richtern, obſchon unter einer allzuſtrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geſchloſſen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Geſänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten ſey.

Dritter Aufzug.

Die erwünſchte Erſcheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts als durch den vorigen Chor unterſchieden wird. Megara und Amphitryo ſind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet ſie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet ſich hierauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andere Götter, die von oben auf das Irrdiſche herabſehen. Dem Jupi-

ter giebt er den Rath, wenn er dieses Ungeheuer nicht sehen wolle, sich unterdessen den Blitz vor die Augen zu halten: visum fulmine oppositio tege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren, und den übrigen, das Gesicht wegzuwenden. „Der „Anblick dieses Scheusals, fährt er fort, ist nur für zwey; für „den, der es hervorgezogen, und für die, die es hervorzuziehen „befohlen." Dieser, der Juno nehmlich, spricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt sich das Chaos der ewigen Nacht, und was noch ärger als Nacht sey, und der Finsterniß schreckliche Götter, und das Schicksal überwunden zu haben. Er fordert sie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert sich, daß sie seine Hände so lange müßig lasse. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anstalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen lassen. Er sieht den Tempel mit bewafneter Mannschaft umsetzt, und da er noch darüber erstaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieser zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten desselben sey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt sogleich, was diese traurige Tracht seines Vaters und seiner Gemahlin, und der schmutzige Aufzug seiner Kinder bedeute. „Welch Unglück drückt das Haus? Amphitryo antwortet auf diese Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet sey, daß Lycus herrsche, und daß dieser Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So ist niemand dem Herkulischen Hause zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt solch Unrecht mit ansehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es sterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theseus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erschienen, ins Wort. „Diesen Fleck sollte deine Tapferkeit tragen? Ly„cus sollte ein würdiger Feind Alcidens seyn? Nein; ich muß „sein verhaßtes Blut vergiessen.

Doch Herkules hält den Theseus zurück, entreißt sich den Umarmungen seines Vaters und seiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich „angekommen sey — — So sagt er und geht ab. Theseus

wendet ſich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, ſein Geſicht aufzuheutern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich, ſagt er, den Herkules kenne, ſo wird „er gewiß an dem Lycus des ermordeten Creons wegen Rache „üben. Er wird? Nein er übt ſie ſchon. Doch auch dieſes „iſt für ihn zu langſam: er hat ſie bereits geübt. — — Hier- auf wünſcht der alte Amphitryo, daß es Gott alſo gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefehr- ten ſeines unüberwindlichen Sohnes nähere Umſtände von dem unterirrdiſchen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wiſſen. Theſeus weigert ſich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmſten Gottheiten um Erlaubniß gebethen, fängt er eine lange und prächtige Beſchreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derſelben beſonders, welches den Kampf des Herkules mit dem hölliſchen Ungeheuer ſchildert, iſt von einer auſſerordentlichen Stärke. Die ganze deutſche Sprache, — — wenigſtens ſo wie ich derſelben mächtig bin, — — iſt zu ſchwach und zu arm, die meiſterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das ſtarrende Waſſer des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte ſcheus- liche Fuhrmann ſchrecken in den traurigſten Farben — — Cha- ron war eben an dem dißeitigen Ufer mit dem leeren Nachen angelangt; als ſich Herkules durch die Schaar wartender Schat- ten drengte, und zuerſt hinüber geſetzt zu werden begehrte. „Wo- „hin Verwegener? ſchrie der gräßliche Charon. Hemme die „eilenden Schritte! Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entriſſenen Ruder, und ſtieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, ſank unter der Laſt des einzigen tiefer herab, und ſchöpfte überladen mit ſchwankendem Rande letheiſche Fluth — — Endlich näher- ten ſie ſich den Wohnungen des geitzigen Pluto, die der Sty- giſche Hund bewacht. Die Geſtalt dieſes dreyköpfigten Wächters iſt die gräßlichſte, und der Geſtalt gleicht ſeine Wuth. Fähig auch den leiſen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit geſpitzten Ohren auf das Geräuſche nahender Füſſe. Er

„fallen, und ſeinen Nacken zermalmen. — — Amphitryo er-
ſtaunet über dieſen plötzlichen Wahnwitz, doch Herkules fährt
fort. Er kömmt auf ſeine Thaten, und will ſich mit Gewalt
den Eingang in den Himmel eröfnen. Er drohet, wenn Jupi-
ter geſchehen laſſe, daß ihm Juno noch länger zuwider ſey, den
Saturn zu befreyen, die Rieſen zu neuen Kriegen aufzufriſchen
und ſie ſelbſt anzuführen. Dieſe Kriege glaubt er bereits mit
allen ihren ſchrecklichen Verwüſtungen zu ſehen, bis er endlich
ſeine eigne Kinder, die mit der Megara bey dem Opfer gegen-
wärtig ſeyn ſollten, gewahr wird, und ſie für die Kinder des
Lycus anſieht. Dieſer Wahn bringt ſeine Wuth aufs höchſte.
Er ſpannt ſeinen Bogen und durchſchießt das eine, und das
andere, welches ſeine Knie mit den kleinen Händen umfaßt,
und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger
Fauſt, ſchwenkt es in der Luft herum, und zerſchmettert es ge-
gen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches ſeine
Zuflucht zu ſeiner Mutter nimt, ſieht er dieſe für die Juno an.
Erſt richtet er das Kind hin, und alsdann ſeine Gemahlin. — —
Alles dieſes, wird man ſagen, müſſe einen ſehr gräßlichen und
blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe
der römiſchen Bühne, deren Bauart von den unſrigen ganz un-
terſchieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem
nehmlich Herkules ſeine Kinder und ſeine Gemahlin verfolgt,
und von Zeit zu Zeit den Zuſchauern aus dem Geſichte kömmt,
ſo gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo ſie
nur von den übrigen Perſonen auf der Bühne können geſehen
werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles was
er ſieht in eben dem Augenblicke ſagt, und die Zuſchauer alſo
eben ſo lebhaft davon unterrichtet, als ob ſie es ſelbſt geſehen
hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nach-
geht, ſo ſchreyt Megara: „Wohin, Unſinniger? Du vergießeſt
„dein eigen Blut. Mit dieſen Worten eilt ſie beyden nach,
daß ſie alſo bereits hinter der Scene iſt, wenn Amphitryo fol-
gende Erzehlung macht: „das zitternde Kind ſtirbt vor dem feu-
„rigen Blicke des Vaters, noch ehe es verwundet worden. Die
„Furcht hat ihm das Leben genommen. Und nun, nun ſchwenkt
er die tödliche Keule auf ſeine Gemahlin. Sie iſt zermalmt,

„und nirgends ſieht man den Kopf des zerſtümmelten Körpers. — — Amphitryo geräth hierüber auſſer ſich, er verwünſcht ſein Alter, das ihn zu dieſem Unglücke geſpart; er will nicht länger leben, ſondern eilt den Pfeilen und der Keule des unſinnigen Mörders entgegen. Doch Theſeus hält ihn zurück, und beſchwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu erſparen. Dieſer kömmt unterdeſſen allmälig wieder zu ſich, und Amphitryo erſtaunt ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu ſehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf ſey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das ſtarke Athemhohlen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es alſo für gut, ihn ruhen zu laſſen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er ſie nicht in einer neuen Raſerey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugeſtoſſene Unſinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet ſich beſonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetiſch apoſtrophirt. „Beſänftige die raſenden Aufwallungen ſeines Gemüths; „und gieb dem Helden Frömmigkeit und Tugend wieder. Wo „nicht, ſo laß ihn fortraſen, und in ſteter Unſinnigkeit dahin „leben. In ihr allein beruhet jetzt ſeine Unſchuld. Reinen Händen kommen diejenigen am nächſten, die ihr Verbrechen nicht „kennen. — — Er beſchreibt nunmehr, wie verzweifelnd ſich Herkules anſtellen werde, wenn er wieder zu ſich ſelbſt kommen, und ſein Unglück erfahren ſollte. Und zuletzt beweinet er noch den zufrühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitryo und Theſeus ſtehen ſchweigend von ferne. „Wo bin ich? In welchem Lande? Unter welchem Himmelsſtriche? ꝛc. Welche Luft ſchöpfe ich? Ich „bin doch wenigſtens aus der Hölle wieder zurück? Aber, welche „blutige Leichname ſehe ich hier geſtreckt? Welche hölliſchen „Schattenbilder ſchweben mir noch vor den Augen? Ich ſchäme „mich, es zu ſagen: ich zittere. Ich weis nicht, welcher ſchreckliche Unfall mir ahndet. Wo iſt mein Vater? Wo meine „Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder

„so stolz ist? Warum vermisse ich an meiner Linken die Beute
„des überwundenen Löwens? — — Wo sind meine Pfeile?
„Wo der Bogen? Ich lebe, und man hat mir meine Waffen
„abnehmen können? Wer hat diesen Raub davon getragen?
„Wer hat auch den schlafenden Herkules nicht gescheuet? Ich
„muß ihn doch sehen, meinen Sieger; ich muß ihn doch sehen.
„Stelle dich, Sieger, den zu zeugen, der Vater den Himmel
„nochmals verlassen, und dem zu gefallen die Nacht länger, als
„mir, stille gestanden — — Was sehe ich? Meine Kinder
„ermordet? Meine Gemahlin todt? Welcher zweyte Lycus hat
„sich des Reichs bemächtiget? Herkules ist wieder gekommen,
„und doch erkühnt man sich zu Theben solcher Verbrechen? Her-
„bey Boeotier, Phryger ꝛc. Zeiget mir den Urheber dieser gräß-
„lichen Morde! — — So breche denn mein Zorn auf meine
„Feinde los! Alle sind meine Feinde, die mir meinen Feind
„nicht zeigen. — — Du verbirgest dich, Alcidens Sieger? Er-
„scheine ꝛc. Laß uns ohne Anstand kämpfen. Hier stehe ich
„frey und bloß; auf! greife mich mit meinen eigenen Waffen
„an. — — Doch warum entziehet sich Theseus, warum ent-
„zieht sich der Vater meinen Blicken? Warum verbergen sie
„ihr Antlitz? Hemmet dies Winseln! Saget, wer hat meine
„Söhne ermordet? Vater, warum schweigst du? Rede, Theseus;
„aber rede so, wie ichs vom Theseus gewohnt bin. Schweigt
„ihr noch? Noch wendet ihr voll Scham euer Gesichte weg?
„Noch fallen verstohlne Thränen herab? — — Wessen hat
„man sich bey solchem Unglücke zu schämen? Ist es Eurystheus;
„ist es das feindliche Heer des ermordeten Lycus, von dem
„diese Niederlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen
„meinen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, sage, wer ist der
„Mörder meines Geschlechts? Als wessen Beute habe ich un-
„tergelegen?

Amph. Laß uns dies Unglück mit Stillschweigen übergehen.

Herkules. Und ich sollte ungerochen seyn?

Amph. Schon oft ist die Rache schädlich gewesen.

Herkules. Wer war je träge genug dergleichen Unglück zu erdulden?

Amph. Der, welcher noch gröſſer Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein gröſſeres Unglück zu fürchten ſeyn, als dieſes?

Amph. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil iſt es.

Herkules. Erbarme dich, Vater. Flehend ſtrecke ich meine Hände gegen dich aus." — — Indem Herkules dieſes thut, wird er gewahr, daß ſeine eigenen Hände voller Blut ſind. Er wird gewahr, daß es ſeine eigenen Pfeile ſind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er ſelbſt, ſeinen Bogen habe ſpannen können, iſt er genöthiget ſich ſelbſt für den Mörder zu erkennen. „Wie? Vater, Freund, ſo bin ich es ſelbſt der dieſes Verbrechen begangen hat? Ach! ihr ſchweigen; ich bin es." Amphitryo will ihn tröſten, und giebt alle Schuld auf die Juno. Doch umſonſt; er geräth in eine ſo wüthende Verzweiflung, daß es ſcheint, die Raſerey habe ihn nicht ſowohl verlaſſen, als nur ihre Richtung verändert und ſich gegen ihn ſelbſt gewendet. Er bittet ſeinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergeſſen, und zornig von dem geſtirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucaſus gefeſſelt, oder zwiſchen den Symplegaden zerſchmettert ſeyn. Er will Wälder zuſammen laufen, und ſich, befleckt von ſträflichen Blute, in den brennenden Holzſtoß ſtürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Dieſe ſoll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenſeits dem Erebus liege, verbergen; an einem Orte, wo er ihm und dem Cerberus unbekannt ſey. — — Er beklagt, daß ſein Geſicht zu verhärtet ſey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod ſeiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will ſein Schwerd, ſeine Pfeile, ſeinen Bogen zerbrechen; er will ſeine Keule, er will ſeine Hände, die ſie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theſeus, ihm zuzureden.

Theſ. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herk. Oft iſt ein zu groſſer Irrthum anſtatt des Verbrechens geweſen.

Theſ. Hier iſt Herkules nöthig. Ertrage dieſe Laſt von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raserey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abscheuligen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen sollte, die ihn ohnedem fliehen müßten. Meine Waffen, Theseus, meine Waffen, die man mir so schimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Rase ich nicht mehr; so gieb mir sie zurück. Rase ich aber noch, so entferne dich, Vater. Ich will schon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichste zu bitten. Er beschwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwischen ihnen beyden obwalteten; es sey nun, daß er ihn als seinen Vater, oder als seinen Pfleger betrachte. Er stellt ihm vor, daß er die einzige Stütze seines Hauses sey; daß er ihn noch nie genossen habe, sondern immer in der äussersten Furcht seinetwegen habe leben müssen.

Herkules. Und warum sollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verlohren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raserey selbst, habe ich verloren. Es ist kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büssen.

Theseus. Du wirst deinen Vater ums Leben bringen.

Herk. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich sterben.

Thes. In Gegenwart des Vaters?

Herk. Solchen Gräul anzusehen, habe ich ihn schon gelehrt.

Amph. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir selbst diese einzige Schuld.

Herk. Der sollte sich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieses einzige that ich von mir selbst — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm seine Waffen wieder zurück geben solle. Umsonst verbindet Theseus seine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanständig sey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe meine Verbrechen „nicht freywillig, sondern gezwungen gethan. Jenes würde man „glauben, wenn ich leben bliebe; dieses kann nur mein Tod „bekräftigen. — — Der Dichter hat dieses in wenig Worten

auszudrücken gewußt: Si vivo, feci ſcelera; ſi morior, tuli. — Herkules fährt alſo fort, ſich als ein Ungeheuer anzuſehen, von welchem er die Welt reinigen müſſe. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und ſich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuſer mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf ſich zu reiſſen, und ſich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch dieſe Laſt ihm zu leicht ſeyn, ſollten ſieben Thore noch nicht ſchwer genug auf ihm liegen: ſo ſoll die halbe Welt auf ſein Haupt ſtürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Dieſe Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden numehr ungemein rührend. Es iſt nur zu bedauren, daß der Text hier eine ſehr merkliche Verwirrung der Perſonen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrſcheinlicher Weiſe die andre ſagen ſoll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kann, iſt dieſes, daß Amphitryo ſelbſt ſich einen von den Pfeilen an die Bruſt ſetzt, und ſich zu durchſtechen drohet, wenn Herkules ſeinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, ſpricht „er, du lebſt, oder du wirſt auch an mir zum Mörder. Schon „ſchwebt meine durch Unglück und Alter geſchwächte Seele auf „den äuſſerſten Lippen. Wer überlegt es ſo lange, ob er ſei„nem Vater das Leben ſchenken wolle? Jezt drüke ich, des „Verzögerns ſatt, das tödliche Eiſen durch die Bruſt. Hier, „hier wird des vernünftigen Herkules Verbrechen liegen.“ Und hiermit gelingt es dem Amphitryo den Herkules ſo zu erweichen, daß er ſich zu leben, und dieſen Sieg über ſich ſelbſt zu ſeinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entſchließt. Er iſt nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlaſſen. „Doch wohin ſoll „ich fliehen? Wo werde ich mich verbergen? Welcher Tanais, „welcher Nil, welcher gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein „wird meine Rechte abwaſchen können? Und wenn auch der „ganze Ocean über meine Hände dahin ſtrömte, ſo würden doch „noch die gräßlichen Morde daran kleben. — — Er erſucht

hierauf den Theſeus ihn in dieſer Noth nicht zu verlaſſen, einen Ort, wo er verborgen ſeyn könnte, für ihn auszuſuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirrdiſche Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da will ich mich verborgen halten. Doch „auch da bin ich bekannt. — — Theſeus ſchlägt ihm ſein eigen Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land ſey, wo Mars ſelbſt wegen Ermordung ſeines Sohnes, losgeſprochen worden. „Dieſes Land, welches die Unſchuld der Götter richtet; dieſes Land, Alcides, rufet dich.

Und ſo ſchließt der raſende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung deſſelben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leſer zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenſchaften können unſre Leidenſchaften unmöglich ganz ruhig laſſen. Und dieſe wollen wir vornehmlich in den Trauerſpielen erregt wiſſen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raſerey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, ſo kann der Dichter gewiß ſeyn, daß man ihm ſeine Fehler willig vergeben wird. Und was ſind es denn endlich auch für Fehler? Er iſt mit den poetiſchen Farben allzuverſchwenderiſch geweſen; er iſt oft in ſeiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Gröſſe hier und da bis zur Schwulſt; und die Natur ſcheinet bey ihm allzuviel von der Kunſt zu haben. Lauter Fehler, in die ein ſchlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden ſie, wenn man ſie nach dem Stoffe des Trauerſpiels beurtheilet, welcher, wie man geſehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt iſt. Die Thaten des Herkules ſind für uns unſinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren ſie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn ſie hörten, daß er Gebirge zerriſſen, daß er die Hölle geſtürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, iſt es billig einen Dichter anders, als nach den Umſtänden ſeiner Zeit zu beurtheilen? Iſt es billig, daß wir das, was ſeine Zeitverwandten in

dem Munde des Herkules für ſchreckliche Drohungen hielten, für unſinnige Großſprechereyen halten, und ſie als ſolche, mit ſamt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf dieſen Umſtand nicht weiter dringen, weil man ſchon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unſer Verfaſſer ſonſt die Regeln der Bühne gekannt, und ſich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, iſt nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet ſich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem alſo ſey, beweiſet die Stelle der Juno im erſten Aufzuge. Z. 124.

claresci dies
Ortuque Titan lucidus croceo ſubit.

und die Stelle im vierten Aufzuge: Z. 939.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebræ.

Wenn es alſo da noch Mittag iſt, ſo bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene iſt bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaſte des Herkules aufgebauet war. Zu dieſem nehmen Amphitryo und Megara nebſt ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An dieſem wollte ſie Lycus verbrennen laſſen, weil er ſie nicht mit Gewalt davon wegreiſſen durfte. Bey dieſem findet ſie Herkules, als er plötzlich erſcheinet. Auf dieſem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich iſt auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus iſt eine bloſſe Epiſode, welche mit vieler Kunſt in das Ganze eingewebt worden. Sie iſt nicht die Haupthandlung, ſondern bloß die Gelegenheit zu derſelben. — — Dieſer Umſtand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides raſendem Herkules.

Der Ἡρακλῆς μαινόμενος iſt das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerſpielen des Griechen. Daß ſich der Römer daſſelbe zum Muſter vorgeſtellet habe, iſt nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklave, ſondern als ein Kopf, welcher ſelbſt denkt, nachgeahmt, und verſchiedne Fehler, welche in dem Vorbilde ſind, glücklich verbeſſert. Ich kann

mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen, so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröfnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröfnet ihnen ihr Todesurtheil, mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erscheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man sichs versieht erscheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie soll dem Herkules auf Befehl der Juno den Verstand verrücken; die Furie weigert sich, doch endlich muß sie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raserey des Herkules nur erzehlt, und in dem fünften kömmt Theseus dazu, welcher seinen Freund, der sich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurechte bringt. — — Nun sehe man, wie geschickt der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen solchen gefährlichen Ruhepunkt findet, sondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nehmlich mit dem grausamen Entschlusse der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuschauern zeigen will. Es ist wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu sehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunstgrif des lateinischen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grausamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt sie bloß erzehlen, und unterrichtet den Zuschauer nicht einmal so lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, dessen Geschrey, da er auffer der Bühne

ermordet wird, man doch wenigſtens vernimt. Wie viel beſſer läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzehlen, und ſpart ſeine Theaterſpiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieſes aber, was ich jezt geſagt habe, muß man nicht ſo auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben ſo wenig, als in dieſen mechaniſchen Einrichtungen, den Vorzug zugeſtehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer ſonſt ſein Nachahmer iſt, nur ſelten gekannt zu haben ſcheinet. Der Affect drückt ſich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weis nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz erſetzen. Aber glücklich ſind die, welche ihn noch ſo erſetzen können! Sie entgehen doch wenigſtens der Gefahr, platt, eckel und wäßrigt zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht ſeyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienſt dieſes Jeſuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich geweſen, ſeinen Auszügen aus den griechiſchen Trauerſpielen, Auszüge aus den ähnlichen römiſchen Tragödien beygefügt. Man kann alſo leicht glauben, daß er auch unſern raſenden Herkules, bey Gelegenheit des Euripidiſchen, nicht werde vergeſſen haben. Ich habe nichts darwider, daß er dieſen weit vorzieht; allein daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen ſucht, wo er es nicht iſt, dieſes kann ich unmöglich ſo hingehen laſſen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jeſuit ſelbſt iſt. Man wird ſich der Stelle erinnern, die ich oben auf der 237 Seite, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — ſi novi Herculem,
Lycus Creonti debitas pœnas dabit.
Lentum eſt, dabit; dat: hoc quoque eſt lentum; dedit.

Theſeus will dem Amphitryo damit Troſt zuſprechen. Ich habe ſchon ſo viel Zutrauen zu meinem Geſchmacke, daß ich mich nicht zu geſtehen ſchäme, dieſe Zeilen allezeit für ſehr ſchön gehalten zu haben. Mußte ich alſo nicht erſtaunt ſeyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las. „Das ich ſterbe, ich bin

„tod, ich bin begraben, des Geitzigen bey dem Moliere (Aufz. „4. Auft. 7.) ist ohne Zweifel aus dieser Quelle entsprungen. „Allein dieses sagt ein Narr, welchen der Dichter in einer lä„cherlichen Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß sprechen läßt; „und Theseus hätte sich, wo nicht als ein König, doch wenig„stens als ein vernünftiger Mann ausdrücken sollen. — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieser Stelle auf seinen Einfall gerathen sey, so würde dieses doch nichts mehr beweisen, als so viel, daß kein ernsthafter Gedanke, keine Wendung so schön sey, die sich nicht ziemlich lustig parodiren lasse. Hieraus aber zu schliessen, daß die Parodie, und die parodirte Stelle gleich ungereimt seyn müßten, ist eine sehr kindische Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax selbst, sondern darinne, daß er einen Narren von sich etwas sagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von sich sagen kann, widerlegt wird: nicht darinne, daß der Tod so geschwind auf das Sterben, und das Begräbniß so geschwind auf den Tod folgt; sondern darinne, daß er einen Menschen vorgeben läßt, dieses alles wiederfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun also die Rede des Theseus, ausser dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder ist sie an und vor sich selbst abgeschmackt? Hätte doch der Pater dieses gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter schöner ausdrücken sollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich strafen werde. — — Mit eben so wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Herkules raset. „Herkules, sagt er, bildet sich ein den himmlischen Löwen, den „er in dem Nemeäischen Walde überwunden, zu sehen, wie er „eben bereit ist, die Zeichen des Herbstes und des Winters zu „überspringen, um den Stier zu zerreissen, welcher ein Zeichen „des Frühlings ist. Das ist wahrhaftig eine gelehrte Raserey! — — Wie artig der Jesuit spottet. Aber warum ist sie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jesuiterschüler nicht ganz und gar ein Ignorante seyn muß, wenn er wissen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrsamkeit braucht denn Herkules, dieses von sich selbst

zu wiſſen? Oder ſteckt etwa die Gelehrſamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreiſſes? Wenn das iſt, ſo werden ziemlich alle Bauern gelehrt ſeyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters anführen, welcher entweder ſehr viel leichtſinnige Uebereilung, oder ſehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man geſehen hat, kömmt Herkules wieder zu ſich ſelbſt, und geräth in die äuſſerſte Verzweiflung, als er erfährt, was er in ſeiner Raſerey begangen. Man könnte ſagen, er werde aufs neue raſend; ſo ſchreckliche Dinge erbittet er über ſich ſelbſt. „Allein, ſagt Brumoy, „ſeiner Gewohnheit gemäß, mengt er auch lächerliches Zeug „darunter. Er will ſeine Keule, ſeine Pfeile, und ſelbſt die „Hände der Juno, die ſie ſo unglücklich geführt haben, ver„brennen. — — Nun ſehe man, ob es wahr iſt, daß ihn der Dichter dieſes ſagen läßt. Die Stelle iſt dieſe:

Tibi tela frangam noſtra, tibi noſtros puer
Rumpemus arcus, ac tuis ſtipes gravis
Ardebit umbris: ipſa Lernæis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma pœnas: vos quoque infauſtas meis
Cremabo telis, *ô novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder, eines nach dem andern an, und will zu deſſen Genugthuung die Pfeile, zu deſſen den Bogen, zu deſſen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch „euch, ſpricht er, auch euch, unſelige ſtiefmütterliche Hände, will „ich mit meinen Pfeilen verbrennen. — — Wer heißt denn nun hier den Jeſuiten, unter novercales manus die Hände der Juno verſtehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des Herkules ſeyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchſte liegt in dem Worte novercales blos eine Anſpielung auf die Juno, und er nennt ſeine Hände bloß darum ſtiefmütterlich, weil ſie nicht minder grauſam gegen ſeine Kinder geweſen waren, als die Juno gegen ihn zu ſeyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls dieſen Stof bearbeitet haben. Bey den Franzoſen führen eine Menge

Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jezt nur von zweyen mit Gewißheit sagen, daß sie den rasenden Herkules angehen. Die mehresten werden ohne Zweifel den sterbenden Herkules aufstellen. Roland Brisset ist der erste, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weis. Sein Theater ist zu Tours 1589. in 4to gedruckt, und enthält ausser genanntem Stücke, noch folgende: Baptiste; Agamemnon; Octavie; und Thieste. Der zweyte Franzose ist Nicolas L'Heritier Nouvelon, welcher 1638. ein Trauerspiel unter der Aufschrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann also nicht urtheilen, wie sie zu Werke gegangen sind; ob sie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob sie gar nur einen von beyden übersezt haben. Auf dem italiänischen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce; allein von diesem weiß ich es zuverläßig, daß es bloß eine poetische Uebersetzung des Seneca ist. Dolce hat noch sieben Trauerspiele unsers lateinischen Dichters übersezt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich also nicht eigentlich sagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den rasenden Herkules auf die Bühne gebracht habe: so will ich wenigstens meine Gedanken entdecken, wie er am besten darauf zu bringen sey.

Vorschlag für einen heutigen Dichter.

So viel ist augenscheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen sey. Die Maschinen finden ihren natürlichen Platz darinne, und wenn die blosse Erscheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, so könnte man die Erscheinungen aus dem Euripides borgen. Dieser nehmlich, wie ich schon angemerkt habe, führt anstatt der Juno selbst, die Iris, ihre Bothschafterin, und eine Furie auf. Zwey Gegenstände, an welchen Maschinenmeister und Mahler ihre Kunst hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünstler würde sich nicht beschweren dürfen, daß man seine Kunst durch eine verhaßte Monotonie der Leidenschaften einschränkte. Sie sind durchgängig *in dem* stärksten Spiele. Das Zornige, das Klagende,

das Stolze, das Erfreute, das Raſende, das Zärtliche, das Geſetzte, das Freundſchaftliche, wechſelt unaufhörlich ab, und oft treffen ſie ſo glücklich zuſammen, daß ſie der ſchönſten Abſtechungen unter einander fähig ſind. Auch die Erfindung des Balletmeiſters würde ſich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauſpiele, das ſo vorzüglich zum Vergnügen des Geſichts und des Gehörs beſtimmt iſt, billig auch mit ſehen muß. Doch da die Oper mehr in das muſikaliſche, als in das poetiſche Fach gehöret, ſo will ich mich nicht weiter damit einlaſſen. Ich will vielmehr meine Abſicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechaniſche Einrichtung deſſelben würde man gänzlich dem Seneca abſehen können. Nur mit der Juno, welche bey ihm ziemlich das Anſehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unſere neuere tragiſche Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat ſie in die allegoriſchen Stücke verwieſen, und das mit Recht. Was alſo zu thun? Ich wollte rathen die perſönliche Erſcheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Prieſters zu verwandeln. Er müßte ſelbſt kommen, und es dem Herkuliſchen Hauſe erzehlen, was er in ſeiner Entzückung geſehen, und welche ſchreckliche Drohungen er gehöret. Dieſe Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ſeyn; ſie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit ſie den Ausgang ſo wenig, als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bey ſeiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Anſehung der Sitten, wollte ich, daß ſich der neuere Dichter den Euripides zum Muſter vorſtellte; doch mit Beybehaltung des Senecaſchen Lycus. Dieſer iſt bey dem Griechen viel gröber und grauſamer geſchildert. Er ſagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müſſe, wenn er ſicher herrſchen wolle, und thut der Megara den Vorſchlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Dahingegen ſind in dem Griechiſchen der Herkules weit menſchlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theſeus weit freundſchaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erſtern iſt da ungemein verſteckt, und aller ſeiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht ſo ſehr in

die Augen fällt. Die prächtige Beschreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als eine unnöthige Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund sie zu wagen, ob er gleich freylich besser gethan hätte, wenn er hier der vorsichtigen Anständigkeit seines Musters gefolgt wäre. Seine Stärke war in Schildern, und welcher Dichter läßt sich nicht gerne von der Begierde, seine Stärke zu zeigen, dahin reissen? Was die Person des Theseus anbelangt, so würde man auch bey dieser besser der Einrichtung des lateinischen als des griechischen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieser aber läßt ihn erst in dem fünften Aufzuge darzu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neure Dichter übrigens eine Vermehrung der Personen vorzunehmen für nöthig befände, so würde er, vielleicht nicht ohne Glück eines von den Kindern des Herkules, welche seine beyden Vorgänger nur stumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter desselben aus Zärtlichkeit und Unschuld zusammen setzen, um unser Mitleiden desto schmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen seines geliebten Vaters sterben sehen. Doch würde es wohl unsre Bühne zulassen, in Ansehung der Ermordung selbst, das Kunststücke des Römers anzubringen? In seinem ganzen Umfange möchte sie es wohl schwerlich zu lassen, doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuschauer deswegen diesen ganzen schrecklichen Anblick zu entziehen suchte. Wenigstens müßte den Herkules auf der Bühne die Raserey befallen; voller Bestürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtsam von ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und sie ausser dem Gesichte des Zuschauers tödten. Dieses würde das Mittel zwischen dem, was der römische und was der griechische Dichter geschehen lassen, seyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigsten und lebhaftesten Beschreibung anfangen; er könnte sich mit dem Theseus berathschlagen, wie sie sich gegen den schlafenden Herkules verhalten sollten, und während der Berathschlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer spielen läßt, ausführen. — — Doch, wird man nunmehr fragen, ist denn überhaupt ein Held, den eine hassende Gottheit, in einer plötzlichen Raserey, Grausamkei-

ten begehen läßt, ein würdiges Schauſpiel? Iſt es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben ſo abſcheuliche und die Menſchen zur Verzweiflung bringende Grundſätze als der Oedip? Dieſer iſt zu den ſchrecklichſten Verbrechen beſtimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu ſeyn, und wird mitten unter dieſen Beſtrebungen, durch die Eiferſucht einer obern Macht, der Elendeſte. Soll dies das Schickſal derer ſeyn, die auf dem ſauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine ſchöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laſter überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen; — — Dieſen Einwurf wegzuſchaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des raſenden Herkules

unterſuchen; ſo wohl die, welche jezt darinne liegt, als die, welche darein gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre flieſſen müſſe, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſeyn, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne. Und dieſe, — — ich mag es ſo ungern geſtehen, als ich will — — liegt allerdings in dem raſenden Herkules. Es liegt, ſage ich, eine böſe Lehre darinne, oder eine abgeſchmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit ſo wenig verſöhnen, daß ſie vielmehr dieſelbe noch heftiger aufbringen: oder die Lehre, daß man ſich hüten müſſe, von dem Jupiter aus verſtohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grauſamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, deſſen Fabel gleichwohl von dem Weſentlichen der lateiniſchen Fabel um nichts unterſchieden iſt, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundſchaft des Theſeus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten ſchlieſſet: „Unglücklich „iſt der, welcher Güter oder Ehre einem wahren Freunde vor„zieht; ſo ſetzt der Jeſuit hinzu: „Dieſer Gedanke iſt, wie mich „dünkt, die Moral dieſes Trauerſpiels, weil alles darinnen auf

„die Entwicklung des Theseus abzuzielen scheinet. — — Doch es ist offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenspruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn seine Meinung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erlernen können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn. Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beyden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine sogenannte critische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überliessen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darinne ausnehmen würde. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freyheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserey müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht: denn was ist näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man schildre also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch grössere sich vorsetzen. Allein sein allzugrosses Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung

Götter. Man laſſe ihn nach und nach ſich in ſeine eigne
läge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der
übertriebene Lobſprüche das ohnedem geringe Gefühl ſeiner
ſchheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle dieſe Stafeln
ich hinan zu gehen weis, ſo bin ich gewiß, der Zuſchauer
endlich geneigt ſeyn, die völlige Raſerey des Herkules als
ganz natürlichen Erfolg anzuſehen. Ich habe ſchon ange-
t, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund
, eine ſehr feine Vorbereitung iſt; und wenn man auch das
t wieder vorbereitet, ſo wird ſich eines aus dem andern un-
ungen ergeben. — — Welche ſchreckliche Lection würde
s für unſre wilden Helden; für unſre aufgeblaſenen Sie-
ſeyn!

Ehe ich dieſes Trauerſpiel ganz verlaſſe, will ich vorher einen

uch über das in Unordnung gebrachte Stück des latei-
niſchen Dichters,

n ich auf der 245ten Seite gedacht habe, wagen. Es gehet der 1295ſten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die onen darinne folgender Geſtalt.

Am. Redde arma. *Her.* Vox eſt digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus ſpiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emiſit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miſerum metu
Cor palpitat, corpusque ſollicitum ferit.
Am. Aptata arundo eſt: ecce jam facies ſcelus
Volens, ſciensque. Pande quid fieri jubes?
Her. Nihil rogamus, noſter in tuto eſt dolor.
Am. Natum potes ſervare tu ſolus mihi,
Eripere nec tu: maximum evaſi metum.
Miſerum haud potes me facere, felicem potes.
Sic ſtatue quidquid ſtatuis, ut cauſam tuam
Famamque in arcto ſtare & ancipiti ſcias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Feſſamque ſenio, nec minus quaſſam malis
In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,

Letale ferro pectus impreſſo induam.
Hic, hic jacebit Herculis ſani ſcelus.
Her. Jam parce, genitor &c.

Herkules will kurz vor dieſer Stelle, wie man geſehen hat, durchaus ſterben. Er verlangt ſeine Waffen mit Ungeſtimm zurück. Die gemeinſten Ausgaben laſſen daher ihn ſelbſt redde arma ſagen und legen das folgende Vox eſt &c. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man dieſen letztern Worten weder eine abgeſchmackte noch eine zu weit hergehohlte Erklärung geben will, ſo muß ſie kein andrer als Herkules ſagen, zu Bezeigung nehmlich ſeiner Zufriedenheit über das redde arma ſeines Vaters. Gronov hat dieſes durch Hülfe ſeiner Handſchriften ſehr wohl eingeſehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules ſeine Waffen wiedergebe, und dieſer Irrthum hat gemacht, daß er alles das andere unrecht, obgleich ſcharfſinnig genug erklärt hat. Ich ſchmeichle mir den rechten Punct getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo ſieht, daß Herkules unbeweglich iſt, ſo ſagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieſes zu einem Diener ſagen könne, beweiſe ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem ſchlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig verſteht, wird nunmehr gleich einſehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortreffliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben und ſagt daher ſich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox eſt digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verſtanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denſelben weg, und ſezt ihn mit den Worten an ſeine eigne Bruſt: Hoc en peremptus ſpiculo &c. „Dieſer Pfeil war es, durch „den dein Sohn fiel; dieſer war es, den Juno ſelbſt durch „deine Hände abſchoß: dieſer ſoll es ſeyn, den ich nun gegen „mich ſelbſt brauchen will. Die folgenden Worte ecce jam miſerum bis ſollicitum ferit, kann weder Herkules noch Am-

phitryo ſagen. Sie müſſen dem Theſeus zugehören, und ich nehme ſie ſo an, daß ſie den erbärmlichen Anblick des ſich zu erſtechen drohenden Alten ſchildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen ſollen. Doch weil dieſer ſchweigt, ſo fährt der Vater fort: aptata arundo eſt &c. „Der Pfeil iſt ange„ſetzt. Siehe, dieſes Verbrechen wirſt du mit Wiſſen und Wil„len begehen. Sprich; was ſoll ich thun? Ich ſchreibe dir „nichts vor, antwortet ihm Herkules. Mein Schmerz iſt ge„ſichert. Alles das übrige laſſe ich nunmehr den Amphitryo ſagen. Das Eripere nec tu iſt eine Verbeſſerung welche Gronov aus ſeiner Handſchrift vorgebracht hat, und ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo faſt entſchloſſen iſt, ſich zu durchſtechen, wenn Herkules bey dem Vorſatze zu ſterben, bleiben ſollte, da er ſich auf keine Weiſe von ihm will trennen laſſen: ſo kann man leicht einſehen, was er mit folgenden Worten ſagen will: „Den Sohn mir erhalten, das „kannſt du allein: aber mir ihn rauben, kannſt du nicht. Der „größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannſt du mich nicht „machen; glücklich machen kannſt du mich ꝛc. D. i. da ich ein„mal beſchloſſen habe dir zu folgen, ſo kannſt du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannſt mich glücklich machen, wenn du leben bleibſt; aber nicht elend, wenn du ſtirbſt, weil du ohne mich nicht ſterben ſollſt = = Die folgenden Zeilen paſſen in dem Munde des Amphitryo eben ſo wohl. Sollte aber ſeine Rede ein wenig zu lang ſcheinen, ſo könnte man ſie durchſchneiden, und die Worte Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theſeus ſagen laſſen. Auf dieſe nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram &c. bis endlich Herkules jam parce genitor, ſaget. Das jam, welches in eben dieſer Zeile nochmals wiederhohlt wird, zeigt gnugſam wider Gronoven, daß Amphitryo ſich nicht erſt in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erſtechen gedroht, ſondern daß er es gleich von Anfange dieſer Stelle gethan, und daß man alſo ihm und nicht dem Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo eſt müſſe ſagen laſſen. Leſer von Geſchmack werden mir gewiß recht geben, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Per-

sonen mit der seinigen zu vergleichen. Andere Kunstrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — — Ich komme zu dem zweyten Trauerspiele.

II. Thyest.

Innhalt.

Atreus und Thyest, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyest verliebte sich in die Gemahlin seines Bruders, in die Aerope, und entwendete durch deren Hülfe den güldnen Widder, mit dessen Besitze das Schicksal des Reichs verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieser dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derselben, und hielt endlich eine verstellte Versöhnung für das sicherste Mittel. Seine eignen Kinder mußten den Thyest bereden, daß er sicher zurückkommen könne, weil sein Bruder alle Feindschaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig ist, wenn sie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein wie unmenschlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder seines Bruders am Altare; und machte seinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, sich zu entsetzen. — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück selbst, nicht zu wissen.

Auszug.

Die Bühne eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyest. Man kennet seine Verbrechen, und seine Strafe in der Hölle. Jezt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erstaunt und glaubt, daß man eine Veränderung der Quaalen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er seine Familie mit Wuth und Haß anstecken und zu den grausamsten Verbrechen geneigt machen solle. „In die„sen werde um den Vorzug gekämpft, und wechselsweise zücke „man den Dolch. Der Zorn kenne weder Maaß noch Scham, „und blinde Raserey reize die Gemüther. Die Wuth der Ael„tern daure fort, und anhaltende Bosheit pflanze sich von ei„nem Enkel auf den andern. Ohne jemandem Zeit zu gönnen,

„ſein Verbrechen zu haſſen, fehle es nie an einem neuen, und „nie ſey eines allein in einem allein. Es wachſe, indem es ge„ſtraft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle der Scepter, „und ein zweifelhaftes Glück ſcheine ſich ihrer im Elende anzu„nehmen. Es wanke betriegriſch zwiſchen ihnen, und mache „jezt aus dem Mächtigen den Unglücklichen, und jezt aus dem „Unglücklichen den Mächtigen. Ein beſtändiger Wechſel treibe „ihr Reich umher. Abſcheulicher Laſter wegen mögen ſie ver„trieben werden, und in eben ſo abſcheuliche Laſter mögen ſie „wieder fallen, wenn ſie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. „Allen müſſen ſie ſo verhaßt ſeyn, als ſich ſelbſt. Nichts halte „ſich ihr Zorn vor unerlaubt. Der Bruder fürchte den Bruder, „den Sohn der Vater, und den Vater der Sohn. Böſe ſollen „die Kinder umkommen, und noch böſer erzeugt werden. Die „feindſelige Gattin laure auf ihren Mann. Man führe den „Krieg über das Meer; vergoßnes Blut überſchwemme die Län„der, und die ſiegende Wolluſt triumphire über mächtige Füh„rer der Völker. Unzucht ſey in dem gottloſen Hauſe das ge„ringſte ꝛc. Alle dieſe Verwünſchungen, und noch mehrere, ſind prophetiſch und beziehen ſich weit auf das zukünftige hinaus; auf das, zum Exempel, was ſich mit der Clytämneſtra, mit dem Oreſt, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des Pelopejiſchen Hauſes zutragen ſollte. Endlich kömmt Megära auf die nähern Gräuel mit mehrer Deutlichkeit, und verkündiget dem Tantalus das grauſame Mahl, vor welchem ſich die Sonne zurück ziehen werde. „An dieſem „ſollſt du deinen Hunger ſtillen. Vor deinen Augen ſoll der mit „Blut gemiſchte Wein getrunken werden. Endlich habe ich die „Speiſen gefunden, die du ſelbſt fliehen wirſt. — — Auf dieſe ſchrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle ſeine hölliſchen Strafen ſcheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordluſt vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umſonſt wendet er ein, es ſey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umſonſt beklagt er ſich, daß er gleichſam, als ein giftiger Dampf aus der geborſtenen Erde geſchickt werde, welcher Peſt und Seuchen unter die Völker bringen müſſe. Umſonſt

will er es wagen, nochmals ſchwazhaft zu ſeyn, und ſeine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl ſeiner Quaalen ſo heftig, daß er ihr in den Pallaſt folgen muß, wo er überall Raſerey und Blutdurſt verbreitet. — — Man muß ſich einbilden, daß dieſes ſogleich geſchicht, ſobald er über die Schwelle getreten. Der Pallaſt empfindet es, daß er von einem unſeligen Geiſte berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug ſey, und befiehlt ihm, in die unterirdiſchen Höhlen zu ſeinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur ſich über ſeine Gegenwart entſetze. Sie beſchreibt dieſes Entſetzen in ein Dutzend ſchönen Verſen, die ſie hier hätte erſparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt ſeines Geſanges iſt eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hauſe abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen böſen Großvater ein ſchlimmrer Enkel folge. Er ſagt, es ſey bereits genug geſündiget worden; und führt dieſes zu beweiſen, die Geſchichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgeſetzt. Von der Strafe des leztern macht er ein ſehr künſtliches Gemählde, welches aber den Leſer kalt läßt, und beſchließt es ſo abgebrochen, daß einige Kunſtrichter zu glauben bewogen worden, es müſſe das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweyter Aufzug.

Auch dieſer Aufzug beſteht nur aus einer einzigen Scene, zwiſchen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus iſt gleich Anfangs gegen ſich ſelbſt unwillig, daß er noch bis jezt, wegen den ſchimpflichen Beleidigungen ſeines Bruders, ungerochen ſey. Er tadelt ſich, daß er nicht ſchon längſt alles in Blut und Flammen geſetzt. Wie gern hätte er ſich wollen unter dem einſtürzenden Pallaſte begraben laſſen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerſchmettert hätte. „Auf Atreus, beginne etwas, „was keine Nachwelt billige, aber auch keine verſchweige. Auf! „erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schand„that, auf die mein Bruder neidiſch werde; die er ſelbſt begangen zu „haben wünſchen möchte. Du kannſt ſeine Verbrechen nicht rächen,

‚ohne sie zu übertreffen. Doch durch welche Abscheuligkeit werde ‚ich ihm überlegen seyn können? Auch in seinem Elende ruhet ‚er nicht. Das Unglück macht ihn eben so hartnäckig, als über‚müthig ihn das Glück macht. Ich kenne seinen ungelehrigen ‚Geist. Biegen läßt er sich nicht, aber brechen läßt er sich. Ehe ‚er sich also wieder erhohlt, ehe er neue Kräfte sammelt, muß ‚ich ihn angreifen: denn bleib ich ruhig, so greift er mich an. ‚Ich komme durch ihn um, oder er muß durch mich umkom‚men. Das Verbrechen ist mitten zwischen uns, gleich einem „Preise, aufgestellt, welcher dem gehört, der es zuerst unternimt.

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volks nicht schrecken?

Atreus. Das ist eben das beste an einem Reiche, daß das Volk die Thaten seines Beherrschers eben sowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe strebt, will sich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben lassen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falsches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müssen wohl wollen, was sie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht ist, will, so wird sein Wille gern aller Wille seyn.

Atreus. Derjenige König ist nur halb König, welcher nur das, was recht ist, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube ist, da ruhet das Reich auf schwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube sind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem bösen Bruder zu schaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles ist gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig ist. Denn welcher Verbrechen hat er sich enthalten? Von welcher Schandthat ist er abgestanden? Durch Schändung

hat er mir die Gemahlin, und durch List das Reich entrissen. — — Mit diesem letztern zielet Atreus auf die schon erwehnte Raubung des goldnen Widders, mit dessen Besitze das Reich verbunden war. Es gehen verschiedene Zeilen auf die Beschreibung desselben, bis er endlich wieder schließt: „Meine Gemahlin ist verführt; die Sicherheit des Reichs ist untergraben; „das Haus ist beschimpft; das Blut ist ungewiß worden. Und „nichts ist gewiß, als daß mein Bruder mein Feind ist." Du „zitterst? — — fährt er zu dem Vertrauten fort. — — „Sieh „auf den Tantalus und Pelops. Dieser ihren Beyspielen zu „folgen, werden meine Hände aufgebothen. Sprich, wie soll „ich das verhaßte Haupt verderben?

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergiesse sein feindseliges Blut.

Atreus. Du redest von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe selbst hören. Ein sanftmüthiger Tyrann mag umbringen lassen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So ist alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unserm Hause gewesen bist. Das wüthende Heer der Furien, die zwistliebende Erynnis, und sie, die in beyden Händen schreckliche Fackeln schüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürste nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — — Der Vertraute fragt ihn, worinne diese Verbrechen bestehen sollen, und ob er sich des Schwerds oder des Feuers zu seiner Rache bedienen werde. Doch beydes ist ihm zu geringe; Thyest selbst soll das Werkzeug seiner Rache seyn. Er entdeckt hierauf sein unmenschliches Vorhaben, und ermuntert sich von Zeit zu Zeit selbst, den Muth darüber nicht sinken zu lassen, sondern es, so gräßlich es auch sey, unerschrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es sehr schwer halten werde, seinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn schon durch das anzukörnen wissen werde, was ihm wichtig genug scheine, sich der äussersten Gefahr deswegen auszusetzen. Nehmlich durch die Hofnung zu regieren. „Voll von dieser Hofnung, wird er dem Blitze des

‚drohenden Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. Voll von dieſer Hofnung, wird er, was er für das größte Uebel hält, ſelbſt den Bruder zu ſehen, nicht anſtehen. — — Und eſe Hofnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen ſſen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er it der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der ertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen darzu zu erwehlen, mit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, as er ſie jezt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus t von der Ruchloſigkeit ſeines Bluts ſchon ſo überzeugt, daß r zur Antwort giebt: „Wenn ſie auch niemand die Wege des Betrugs und der Verbrechen lehret, ſo wird ſie doch das Reich dieſelben lehren. Du fürchteſt, ſie möchten böſe werden? Sie werden böſe gebohren. — — Der Vertraute macht ihm noch ine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er ſich auch ohl auf die Verſchwiegenheit ſo junger Leute verlaſſen dürfe? ‚Oder, ſpricht er, willſt du ſie etwa ſelbſt hintergehen, und ‚ihnen deine wahre Abſicht nicht entdecken? Ja, antwortet ‚Atreus; ſie ſollen keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. ‚Und was iſt es auch nöthig, daß ich ſie zu Mitſchuldigen ma‚chen will? — — Doch den Augenblick beſinnt er ſich, daß ieſes für ihn zu gut gedacht ſey. Er ſchilt ſich ſelbſt feig, und ermuthet, daß wenn er ſeiner Kinder hierinne ſchonen wolle, r auch ſeines Bruders ſchonen werde. Agamemnon und Me‚elaus ſollen es wiſſen, wozu er ſie brauche, und eben daran ill er es zugleich erkennen, ob ſie auch wirklich ſeine Kinder ind. „Wenn ſie ihn nicht verfolgen, wenn ſie ihn nicht haſſen ‚wollen; wenn ſie ihn Vetter nennen: ſo iſt er ihr Vater. — — Er will eben fortgehen, als er ſich gleichwohl noch ölzlich anders beſinnet. „Ein ſchüchtern Geſicht, ſagt er, pflegt ‚manches zu entdecken, und groſſe Anſchläge verrathen ſich wi‚der Willen. Nein; ſie ſollen es nicht wiſſen, zu welcher ‚That ſie die Werkzeuge werden. Und du — — (zum Ver‚trauten) halte unſer Vorhaben geheim! — — Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht, als aus Treue verſchwiegen ſeyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu dieſem Aufzuge gehöret, nimmt von

der Herrſchſucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittenſprüche über den falſchen Ehrgeitz anzubringen, und mehr ſpitzig als gründlich zu beſtimmen, worinne das wahre Königreich beſtehe. „Ihr wißt es nicht, die ihr nach Schlöſſern geitzt! „Nicht der Reichthum, nicht der Glanz des Tyriſchen Purpurs, „nicht das ſtrahlende Diadem macht den König. Nur der iſt „König, welcher alle Furcht abgelegt, und alles Böſe aus der „wilden Bruſt vertrieben hat. Nur der, welchen nicht der „ohnmächtige Ehrgeitz, welchen nicht die immer wankende Gunſt „des Pöbels bewegt. — — Nur der, welcher von ſeiner ſichern „Höhe alles weit unter ſich ſieht. Nur der, welcher ſeinem „Schickſale willig entgegen eilt, und ohne zu klagen ſtirbt. — — „Es erſteige, wer da will, die ſchlüpfrige Spitze des Hofes; mich „ſoll die ſüſſe Ruhe ſättigen, und verborgen will ich in ſanfter „Stille dahin leben. Allen Quiriten unbekannt, ſollen meine „Jahre ſachte vorüber flieſſen. Und wenn meine Tage ohne „Geräuſche verſchwunden ſind, will ich Lebens ſatt und ohne „Titel erblaſſen. Auf den wartet ein harter Tod, der, wenn „er ſterben muß, allen viel zu bekannt iſt, ſich ſelbſt aber „nicht kennet.

Dritter Aufzug.

Dieſen eröfnet Thyeſt mit ſeinen Söhnen, und unter dieſen führet Piſthenes das Wort. Sie langen auf die betriegeriſche Einladung des Atreus, an. Thyeſt erfreuet ſich Anfangs, daß er endlich ſeine Vaterſtadt, und die Götter ſeiner Väter, wenn anders, ſetzt er hinzu, Götter ſind, wieder ſiehet. „Bald, ſpricht er, wird mir nun das Volk aus Argos „fröhlig entgegen kommen. Doch auch Atreus wird mit kom„men. O fliehe Thyeſt, und ſuche die dunkeln Wälder wieder, „wo du unter dem Wilde ein ihm ähnliches Leben führteſt. „Laß dich nicht den falſchen Glanz des Reiches blenden. Wenn „du auf das ſieheſt, was dir angebothen wird, ſo ſiehe auch „auf den, der dir es anbietet. Unter den härteſten Beſchwerlich„keiten bin ich bisher muthig und frölich geweſen. Doch nun „falle ich in marternde Furcht zurück; der Geiſt iſt in banger „Erwartung, und möchte den Körper nur allzugern zurück be„wegen. Jeder Schritt ſtockt, den ich thun will. — — Piſthe-

„drohenden Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. „Voll von dieſer Hofnung, wird er, was er für das größte Uebel „hält, ſelbſt den Bruder zu ſehen, nicht anſtehen. — — Und dieſe Hofnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen laſſen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen darzu zu erwehlen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er ſie jezt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus iſt von der Ruchloſigkeit ſeines Bluts ſchon ſo überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn ſie auch niemand die Wege des „Betrugs und der Verbrechen lehret, ſo wird ſie doch das Reich „dieſelben lehren. Du fürchteſt, ſie möchten böſe werden? Sie „werden böſe gebohren. — — Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er ſich auch wohl auf die Verſchwiegenheit ſo junger Leute verlaſſen dürfe? „Oder, ſpricht er, willſt du ſie etwa ſelbſt hintergehen, und „ihnen deine wahre Abſicht nicht entdecken? Ja, antwortet „Atreus; ſie ſollen keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. „Und was iſt es auch nöthig, daß ich ſie zu Mitſchuldigen ma„chen will? — — Doch den Augenblick beſinnt er ſich, daß dieſes für ihn zu gut gedacht ſey. Er ſchilt ſich ſelbſt feig, und vermuthet, daß wenn er ſeiner Kinder hierinne ſchonen wolle, er auch ſeines Bruders ſchonen werde. Agamemnon und Menelaus ſollen es wiſſen, wozu er ſie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob ſie auch wirklich ſeine Kinder ſind. „Wenn ſie ihn nicht verfolgen, wenn ſie ihn nicht haſſen „wollen; wenn ſie ihn Vetter nennen: ſo iſt er ihr Vater. — — Er will eben fortgehen, als er ſich gleichwohl noch plötzlich anders beſinnet. „Ein ſchüchtern Geſicht, ſagt er, pflegt „manches zu entdecken, und groſſe Anſchläge verrathen ſich wi„der Willen. Nein; ſie ſollen es nicht wiſſen, zu welcher „That ſie die Werkzeuge werden. Und du — — (zum Ver„trauten) halte unſer Vorhaben geheim! — — Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht, als aus Treue verſchwiegen ſeyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu dieſem Aufzuge gehöret, nimmt von

zu genieſſen! Kein Verbrechen ſchleicht ſich in ſchlechte Hütten, wo man ſich an einem geringen Tiſche ſorglos ſättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das ſchlechte Glück dem guten vorzuziehen iſt. — — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Ueppigkeit der Groſſen. Sie iſt ſchön und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle Reiche, das Reich entbehren zu können.

Pliſth. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, wenn es Gott giebt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten.

Pliſth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyeſt. Er bittet und das iſt ſchrecklich. Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlohrnen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? Atreus ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede ſchlieſſen.

Pliſth. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich denn aber?

Thyeſt. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen ſetzen, da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts, ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Pliſth. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich dafür zu hüten.

Thyeſt. So kommt denn. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Pliſth. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus darzu und macht durch ſeine Erſcheinung die zweyte Scene dieſes Aufzuges. In den erſten Zeilen, welche er in der Entfernung vor ſich ſagt, freut er ſich, daß er ſeinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen ſeinen drey Söhnen. Der zweyte dieſer Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, ſagt Atreus, „daß ich mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zurücke „halten kann. So wie ein Spierhund, der an dem langen „Leitbande das Wild ausſpiert, und mit gebückter Schnautze „die Wege beſchnaubert. So lange er noch durch den ſchwa„chen Geruch ſich weit von dem Eber merkt, iſt er folgſam, „und durchirret ſchweigend die Spur. Doch kaum fühlt er ſich „der Beute näher, ſo ſtemmt er ſich, kämpfet mit dem unbän„digen Nacken, und ruft winſelnd ſeinen ſäumenden Führer, „bis er ſich ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, wer „kann ihn verbergen? Und doch muß ich ihn verbergen. — — In dem Munde des Dichters würde dieſes Gleichniß ſehr ſchön ſeyn, aber in dem Munde der Perſon ſelbſt, welche dieſe ſchwer zu zähmende Wuth fühlet, iſt es ohne Zweifel zu geſucht und zu unnatürlich. — — Je näher Atreus ſeinem Bruder kömmt; deſto mehr verändert er ſeine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn ſchon, und erſtaunt über ſeinen armſeligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, „fährt er fort. Und wo iſt er denn, mein Bruder? — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, ſehnlichſt ge„wünſchter Bruder! Aller Zorn ſey nunmehr zwiſchen uns vor„bey. An dieſem Tage feyre man den Sieg des Bluts und „der Liebe. Weg mit allem Haſſe aus unſern Gemüthern.

Thyeſt. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht ſo erzeigteſt! Ja, Bruder, ich geſtehe es; ich geſtehe es, ich habe alles verbrochen, deſſen du mich ſchuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur ſchlimmſten Sache. Der muß ganz ſchuldig ſeyn, den ein ſo guter Bruder hat für ſchuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füſſen! Laß dieſe Hände, die noch keines Knie umfaßt

zu genieſſen! Kein Verbrechen ſchleicht ſich in ſchlechte Hütten, wo man ſich an einem geringen Tiſche ſorglos ſättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das ſchlechte Glück dem guten vorzuziehen iſt. — — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Ueppigkeit der Groſſen. Sie iſt ſchön und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle Reiche, das Reich entbehren zu können.

Pliſth. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, wenn es Gott giebt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten.

Pliſth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyeſt. Er bittet und das iſt ſchrecklich. Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlohrnen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? Atreus ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede ſchlieſſen.

Pliſth. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich denn aber?

Thyeſt. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen ſetzen, da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts, ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Pliſth. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich dafür zu hüten.

Thyeſt. So kommt denn. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Pliſth. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. *Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.*

Hier kommt Atreus darzu und macht durch seine Erscheinung die zweyte Scene dieses Aufzuges. In den ersten Zeilen, welche er in der Entfernung vor sich sagt, freut er sich, daß er seinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen seinen drey Söhnen. Der zweyte dieser Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, sagt Atreus, „daß ich mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zurücke „halten kann. So wie ein Spierhund, der an dem langen „Leitbande das Wild ausspiert, und mit gebückter Schnautze „die Wege beschnaubert. So lange er noch durch den schwa„chen Geruch sich weit von dem Eber merkt, ist er folgsam, „und durchirret schweigend die Spur. Doch kaum fühlt er sich „der Beute näher, so stemmt er sich, kämpfet mit dem unbän„digen Nacken, und ruft winselnd seinen säumenden Führer, „bis er sich ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, wer „kann ihn verbergen? Und doch muß ich ihn verbergen. — — In dem Munde des Dichters würde dieses Gleichniß sehr schön seyn, aber in dem Munde der Person selbst, welche diese schwer zu zähmende Wuth fühlet, ist es ohne Zweifel zu gesucht und zu unnatürlich. — — Je näher Atreus seinem Bruder kömmt; desto mehr verändert er seine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn schon, und erstaunt über seinen armseligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, „fährt er fort. Und wo ist er denn, mein Bruder? — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, sehnlichst ge„wünschter Bruder! Aller Zorn sey nunmehr zwischen uns vor„bey. An diesem Tage feyre man den Sieg des Bluts und „der Liebe. Weg mit allem Hasse aus unsern Gemüthern.

Thyest. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht so erzeigtest! Ja, Bruder, ich gestehe es; ich gestehe es, ich habe alles verbrochen, dessen du mich schuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur schlimmsten Sache. Der muß ganz schuldig seyn, den ein so guter Bruder hat für schuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füssen! Laß diese Hände, die noch keines Knie w

Person, welches in den alten Trauerspielen nichts ungewöhnliches ist. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile desselben zurück blieb, nachdem es die Umstände erforderten. Wir werden unten sehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben sey. Seine Reden sind sehr kurz, und geben blos dem Erzehler Gelegenheit, so umständlich, als es nöthig ist, zu seyn. Dieser nun tritt voller Schrecken und Entsetzen hervor, und wünscht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte gerissen und in eine finstre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines so gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, dessen sich selbst Pelops „und Tantalus schämen müssen.

Der Chor. Was bringst du neues?

Der Erzehler. Wo bin ich? Ist dieses das Land, in welchem Argos, Corinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Ister unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauen Hircaniens? Oder unter den schweifenden Scythen? Was ist es für eine Gegend, die zur Mitschuldigen so abscheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzehler. Noch staunet meine ganze Seele, noch ist der vor Furcht starrende Körper seiner Glieder nicht mächtig. Noch schwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterst uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entsetzest, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es seyn, aber welcher? Rede doch — — Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzehler sogleich zur Sache käme, und diese geschwind in wenig kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er sich mit Beschreibung kleiner Umstände, die vielleicht ganz und gar unnöthig sind, beschäftige. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beschreibet in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeischen Pallasts, in welchem Atreus die blutigen Opfer geschlacht hatte, ohne dieser mit einer Sylbe zu gedenken.

er sagt uns, aus was für Bäumen dieser Wald bestehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet; mit was für gelobten Geschenken und Denkmählern er ausgeziert und behangen sey. Er meldet, daß es darinne umgehe, und mahlt fast jede Art von Erscheinungen, die den Tag sowohl als die Nacht darinne schrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch vielweniger begreife ich, wie sich die Zuschauer eine solche Verzögerung können gefallen lassen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas sehr wichtiges zu erzehlen ist, wird gar wohl erlaubt; sie reizt die Zuhörer, ihre Aufmerksamkeit auf das, was folgen soll, gefaßt zu halten. Allein sie muß diese Aufmerksamkeit nicht vorweg ermüden; sie muß das, was in einer Zeile eine sehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, so will ich das Gemählde des Hayns an seinen Ort gestellt seyn lassen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzehler fortfahren, der rasende Atreus „in Begleitung der Kinder seines Bruders in den Hayn gekommen war, wurden die Altäre sogleich geschmückt. Aber „nun, wo werde ich Worte finden? — Die Hände werden den „edlen Jünglingen auf den Rücken gebunden, und um ihre „Stirne wird die traurige Opferbinde geschlagen. Da fehlt „kein Weihrauch, kein geheiligter Wein; das Opfer wird mit „Salzmehl bestreuet, ehe es das Schlachtmesser berühren darf. „Alle Ordnung wird beybehalten, damit ja eine solche Laster„that nicht anders als auf die beste Weise geschehe.“

Der Chor. Und wessen Hand führte das Eisen?

Der Erzehler. Er selbst ist Priester; er selbst hält das blutige Gebeth, und läßt aus schrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er selbst stehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt sie zurechte, und ergreift den Stahl. Er selbst giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallast schwankt auf dem durchschütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu stürzen. Oben zur Linken schießt ein Stern durch den Himmel, und ein schwarzer Schweif bemerkt seine Bahn. Der in das Feuer ge-

spritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen, er springt wieder zu dem Altare, und schielet mit grimmigen Blicken um sich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwey jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreissen solle. Jezt bleckt es den Rachen auf diesen; jezt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und steht bey sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel, aber doch steht er bey sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

Der Erzehler. Das erste Opfer — — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermissen möge — — wird dem Großvater geweihet. Tantalus ist dieses erste Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Gesichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzehler. Unbesorgt für sich selbst stand er da, und verschwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütrich stieß und drückte so lange nach, bis sich der Stahl in der Wunde verlohr, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eisen zurückzog, stand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf diese oder auf jene Seite fallen sollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieser hierauf den Plisthenes zum Altare, und schickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor sich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverständlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er diesen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knabens? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzehler. So wie ein Löwe in Armeniſchen Wäldern mit ſiegender Wuth unter den Rindern tobet, und mit blutigem Rachen, auch nach geſtilltem Hunger, ſeinen Grimm nicht ableget; ſondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben ſo wüthet Atreus und ſchwellet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eiſen, vergißt was für ein ſchwaches Kind er zu durchſtoſſen habe, und hohlt weit von dem Körper aus. (*) Der Stahl drang in der Bruſt ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löſchte mit ſeinem Blute das Feuer auf dem Altar, und ſtarb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abſcheuliche Laſterthat!

Der Erzehler. Ihr entſetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; ſo wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch verruchters in der Natur gefunden werden?

Der Erzehler. Ihr glaubt, es ſey das Ende ſeines Verbrechens? Es iſt nur eine Staffel deſſelben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreiſſen vorgeworfen, und ihnen den Holzſtoß verſagt.

Der Erzehler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine ſehr gräßliche Beſchreibung, die aber ſo

(*) Die Worte heiſſen in dem Originale:

Ferrumque gemina caede perfuſum tenens,
Oblitus in quem rueret, infeſta manu
Exegit ultra corpus - - -

Alle Ausleger übergehen dieſe Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob ſie von allen gehörig iſt verſtanden worden. Das exigere corpus iſt mir ungemein verdächtig. Ich weis wohl, was bey dem Virgil exigere enſem per corpus heißt; allein ob ſchlechtweg exigere corpus eben dieſes heiſſen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftſteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anſtatt infeſta manu zu leſen infeſtam manum; ſo daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präpoſition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiſſe, und daß es gar wohl aushohlen heiſſen könne, wird man leicht einſehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere verſuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

eckel iſt, daß ich meine Leſer damit verſchonen will. Man ſieht darinne, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derſelben an die Spieſſe geſteckt, und den andern in Keſſel geworfen, um jene zu braten und dieſe zu kochen; wie das Feuer dieſen grauſamen Dienſt verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe geſtiegen. Der Erzehler fügt endlich hinzu, daß Thyeſt in der Trunkenheit wirklich von dieſen abſcheulichen Gerichten gegeſſen; daß ihm oft die Biſſen in dem Schlunde ſtecken geblieben; daß ſich die Sonne, obgleich zu ſpät, darüber zurück gezogen; daß Thyeſt ſein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber ſchwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzehler nicht zu ſagen. Er geht alſo wieder fort und die vorhin abgegangene Helfte des Chors tritt herein, ihren Geſang anzuſtimmen. Er enthält lauter Verwunderung und Entſetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wiſſen gar nicht, welcher Urſache ſie daſſelbe zuſchreiben ſollen, und vermuthen nichts geringers, als daß die Rieſen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe ſey. Hieraus alſo, daß ſie nicht wiſſen, daß die Sonne aus Abſcheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, iſt es klar, daß ſie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig geweſen ſeyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Perſon dabey iſt, ſo muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es iſt erſtaunend, daß die Kunſtrichter ſolcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn ſie hier ein Wörtchen und da einen Umſtand, mit Auskrahmung aller ihrer Gelehrſamkeit, erklären — — Vielleicht könte man auch ſagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzehler geſprochen, und daß auſſer ihm der ganze Chor abgegangen ſeye. Vielleicht könnte man ſich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzehler ſelbſt ihn als eine einzelne Perſon betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm ſpricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744. Zeile fragt: exhorruiſtis? Allein dieſes exhorruiſtis wäre ſehr leicht in exhorruiſti zu verwandeln, welches ohnedem der Gleichförmigkeit wegen höchſt nöthig iſt. — — Von dem Chore ſelbſt will ich nicht viel ſagen, weil er faſt aus nichts, als aus poetiſchen Blümchen beſtehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbiethet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreiß durch, und betauert gleichſam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabſtürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schluſſe kömmt er wieder auf einige moraliſche Sprüche. „So ſind wir denn, nach einer unzehligen „Menge von Sterblichen, die, welche man für würdig erkannt „hat, von den Trümmern der Welt zerſchmettert zu werden? „So ſind wir es, die auf die lezten Zeiten verſpart wurden? „Ach, wie hart iſt unſer Schickſal; es ſey nun, daß wir die „Sonne verlohren, oder ſie vertrieben haben! Doch, weg ihr „Klagen! weg Furcht! Der iſt auf das Leben zu begierig, der „nicht einmahl ſterben will, wenn die Welt mit ihm untergeht.

Fünfter Aufzug.

Die grauſame Mahlzeit iſt vorbey. Atreus kann ſeine ruchloſe Freude länger nicht mäßigen, ſondern kömmt heraus, ſich ſeinen abſcheuligen Frolockungen zu überlaſſen. Dieſe ſind der vornehmſte Inhalt des erſten Auftritts in dieſem Aufzuge. Aber doch iſt er noch nicht zufrieden; er will dem Thyeſt, zum Schluſſe der Mahlzeit, auch noch das Blut ſeiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher ſeinen Dienern, die Thore des Pallaſts zu eröfnen, und man ſieht in der Entfernung den Thyeſt am Tiſche liegen. Atreus hatte bey Zermetzlung der Kinder, ihre Köpfe zurücke gelegt, um ſie dem Vater, bey Eröfnung ſeines Unglücks, zu zeigen. Er freuet ſich ſchon im voraus über die Entferbung des Geſichts, mit welcher ſie Thyeſt erblicken werde. „Das, ſpricht er, muß ich mit anſehn. Ich muß es mit an„hören, welche Worte ſein Schmerz zuerſt ausſtoſſen wird. Ich „muß dabey ſeyn, wenn er ſtarr und für Entſetzen wie entſeelt „da ſtehen wird. Das iſt die Frucht meiner That! Ich mag „ihn nicht ſowohl elend ſeyn, als elend werden ſehn. —

Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyeſt ſchon faſt trunken ſey, und hoft daher, daß ihm ſeine Liſt mit dem Blute welches er unter alten Wein von einer ſtarken Farbe miſchen wolle, deſto eher gelingen werde. — — „Ein ſolches Mahl „muß mit einem ſolchen Trunke beſchloſſen werden. Er, der „lieber mein Blut getrunken hätte, ſoll das Blut der Seinen „trinken. Hört, ſchon ſtimmt er feſtliche Geſänge an, und iſt „ſeines Verſtandes kaum mehr mächtig.

Hier nun kömmt Thyeſt langſam hervor, und ſein Geſang iſt eine Ermunterung ſeiner ſelbſt, alle traurige Vorſtellungen fahren zu laſſen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude „auf, und verjage den alten Thyeſt aus deinem Gemüthe! „Aber ſo ſind die Elenden! Sie trauen dem Glücke nie, wenn „es ſie gleich wieder anlacht, und freuen ſich mit Widerwillen. „Welcher ohne Urſache erregter Schmerz verbeuth mir dieſen feſt„lichen Tag zu feyern, und befiehlt mir, zu weinen? Was iſt „es, das mir mein Haupt mit friſchen Blumen zu kränzen nicht „erlauben will? Es will nicht; es will nicht! — Unerwartete „Thränen rollen die Wangen herab, und mitten unter meine „Worte miſchen ſich Seufzer — — Ach, der ſein Unglück ahn„dende Geiſt verkündiget mit dieſen Zeichen ein nahes Leiden! „— — Doch mit was für traurigen Erwartungen quälſt du „dich, Unſinniger? Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläu„biger Liebe! Es ſey nun was es ſey, ſo fürchteſt du dich ent„weder ohne Grund, oder zu ſpät. Gern wollt ich Unglücklicher „mich nicht fürchten, aber mein Innerſtes bebet vor Schrecken. „Schnell ſtrömet aus den Augen eine Fluth von Zehren, und „ſtrömet ohne Urſache. Iſt es Schmerz, oder iſt es Furcht? „Oder hat auch eine heftige Freude ihre Thränen?

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, Bruder, unſere „Freude verbinden, dieſen glücklichen Tag würdig zu begehen. „Heute wird mein Thron befeſtiget; heute wird ein Friede ge„ſtiftet, wie er unſerer brüderlichen Treue geziemet.

Thyeſt. Die reiche Tafel hat mich genung geſättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehret werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß ſie ſo gut verwahrt ſind, als ob du

ſie in deinen Armen hielteſt. Sie ſind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern ſoll dir nichts verlohren gehen. Ich will dich ihre Geſichter, die du ſo ſehnlich verlangſt, ſehen laſſen; ich will ſie dich alle genieſſen laſſen. Deine Begierde ſoll geſättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tiſche; aber man ſoll ſie gleich herhohlen. Nimm nur unterdeſſen dieſen unſern Geſchlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllet, aus meiner Hand — Thyeſt vermuthet bey dieſen zweydeutigen Reden, noch nichts arges. Er greift mit Dankſagung nach dem Becher, ihn vor dem Angeſichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und iſt eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als ſeine fürchterliche Ahndungen zunehmen. „Was iſt „das? die Hand will nicht gehorchen? die Schwere des Be„chers wächſt und ziehet die Rechte mit nieder? Ich bringe „ihn dem Munde näher, und vergieſſe zitternd den Wein, ohne „die betrogenen Lippen zu netzen. Sieh! ſelbſt der Tiſch ſpringt „von dem erſchütterten Boden in die Höh! Kaum leuchtet das „Feuer! Die ſchwere öde Luft erſtarret ſchrecklich zwiſchen Tag „und Nacht! Das krachende Gewölbe des Himmels drohet zu „ſtürzen! Schwarze Schatten verdicken die Finſterniß, und die „Nacht verbirgt ſich in Nacht! Alles Geſtirne flieht! Es „drohe, was uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, „nur daß es meine Kinder verſchone! Auf mein unwürdiges „Haupt allein breche das Wetter los. Ach, jezt, jezt gieb mir „meine Kinder wieder.

Atreus. Ich will ſie dir geben, und kein Tag ſoll ſie dir jemahls wieder rauben. — — Hier muß man ſich vorſtellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurück gelegten Häupter und Hände der Kinder herbey bringen läßt, unterdeſſen daß Thyeſt in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr „durchwühlet mein Eingeweide? Was zittert in meinem In„nern? Ich fühle eine ungeduldige Laſt, und aus meiner „Bruſt ſteigen Seufzer auf, die nicht meine ſind. Kommt doch, „meine Söhne! Euer unglücklicher Vater ruft euch. Kommt „doch! Euer Anblick wird dieſen Schmerz verjagen. Hörte ich ſie „nicht? Wo ſprachen ſie? — — Nunmehr ſind ihre traurigen

Ueberbleibsel hier, und Atreus siehet sich an seinem erwünschten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt.) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf dir dulden? — — Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben, aber gleichwohl muß seine Würkung in dem Munde des Schauspielers vortreflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit gnug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrucken können. — — Es fehlt so viel, daß Atreus von den Verwünschungen seines Bruders sollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die spöttischste Art unterbricht:

Atreus. Nimm sie doch lieber hin, die so lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieße sie; küsse sie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyest. War das der Bund? War das die Aussöhnung? Ist das die brüderliche Treue? So legst du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu lassen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Hasse unbeschadet, verstatten kanst. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweisen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du sollst sie sogleich auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Ich bitte dich um nichts, was ich besitzen, sondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig ist, sollst du haben; was von ihnen nicht mehr übrig ist, das hast du schon.

Thyest. Hast du sie den Vögeln zur Speise hinwerfen lassen? Oder werden sie zum Frasse für wilde Thiere gespart?

Atreus. Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen.

Thyest. Das war es, wovor sich die Götter entsezten! Das trieb den Tag in sein östliches Thor zurück! In welche Klagen

oll ich Elender ausbrechen? Welche Worte ſoll mein Schmerz ählen? Hier ſeh ich ſie, die abgehauene Köpfe und die vom erſchmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem ungrigen Vater nicht herab wollte! Wie welzet ſich das Eingeweide in mir! Der verſchloſſene Greuel tobet und ſuchet einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute ſchon trunkene Schwerd, um mit dem Eiſen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man verſagt mir das Schwerd? So mag denn die hohle Bruſt von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verſchone die Schatten. Wer hat dergleichen Abſcheuligkeit geſehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felſen des unwirthbaren Caucaſus? Welcher Procruſtes, das Schrecken der attiſchen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kannteſt du denn bey deinem Verbrechen keine Maaß?

Atreus. Maaß muß man in den Verbrechen halten, wenn man ſie begehet, nicht aber wenn man ſie rächet. Auch das iſt mir noch zu geringe. Aus den Wunden ſelbſt hätte ich das warme Blut in deinen Mund ſollen flieſſen laſſen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu ſchnell; ich that nichts, als daß ich ſie mit dem Stahle am Altare niederſtieß, und die Hausgötter mit dieſem ihnen gelobten Opfer verſöhnete. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern und hieb ſie in kleine Stücken. Dieſe warf ich in ſiedende Keſſel, und jene ließ ich am langſamen Feuer braten. Ich hörte ſie an dem Spieſſe ziſchen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieſes hätte ihr Vater weit beſſer thun können. Meine Rache iſt falſch ausgeſchlagen. Er hat mit ruchloſem Munde ſeine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber ſie wußten es nicht. — — Thyeſt hebt hierauf neue Verwünſchungen an, und alles was er von dem Beherrſcher des Himmels bittet, iſt dieſes, daß er ihn mit dem Feuer ſeines Blitzes verzehren möge. Auf dieſe einzige Art könne ſeinen Kindern der letzte Dienſt, ſie zu verbrennen, erwieſen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchloſen zerſchmettern wolle, ſo wünſcht er, daß wenigſtens

die Sonne niemals wieder zurückkehren, ſondern eine ewige Nacht dieſe unmenſchlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preiſe ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laſter wären umſonſt, wenn es dich nicht ſo ſchmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder gebohren. Nun dünket mich, dem keuſchen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyeſt. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß ſie deine Kinder waren.

Thyeſt. Dem Vater ſeine Söhne — —

Atreus. Ja, und was mich freuet, ſeine gewiſſen Söhne.

Thyeſt. Euch ruf ich an, ihr Schutzgötter der Frommen —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyeſt. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagſt. Es ſchmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du dieſe gräßliche Mahlzeit genoſſen, ſondern daß du ſie nicht zubereitet. Du hatteſt im Sinne, deinem unwiſſenden Bruder gleiche Gerichte vorzuſetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes ſterben zu laſſen; wenn du ſie nur nicht für deine gehalten hätteſt.

Thyeſt. Die Götter werden Rächer ſeyn; und dieſen übergeben dich meine Wünſche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu ſtrafen, will ich deinen Kindern überlaſſen.

Beurtheilung des Thyeſt.

So ſchließt ſich dieſes ſchreckliche Trauerſpiel, deſſen bloſſer Inhalt, wenn er auch noch ſo trocken erzehlt wird, ſchon Entſetzen erwecken muß. Die Fabel iſt einfach, und ohne alle Epiſoden, von welchen die alten tragiſchen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verlieſſen ſich auf ihre Kunſt, ohne viele Verwicklung, fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will ſich an ſeinem Bruder rächen; er macht einen Anſchlag; der Anſchlag gelingt, und Atreus rächet ſich. Das *iſt es alle*; aber bleibt deswegen irgendwo unſere Aufmerkſam-

keit müßig? Es iſt wahr, der Alte macht wenig Scenen; allein wer hat es uns denn befohlen, derſelben in jedem Aufzuge ſo eine Menge zu machen? Wir ſtrengen das Gedächtniß unſerer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung, und vergeſſen es, ſo zu reden mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden ſoll. Wenn der Verſtand arbeitet, ſo ruhet das Herz; und wenn ſich das Herz zu zeigen hat, ſo muß der Verſtand ruhen können. — — Die Rache des Atreus iſt ſo unmenſchlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, ſie glaubwürdig genug zu machen. Aus dieſem Geſichtspunete muß man den ganzen erſten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachſucht ſeines Herzens, getrieben zu werden ſcheine. Ein Theil der Hölle und das Schickſal des Pelopeiſchen Hauſes muß ihn zu den Verbrechen gleichſam zwingen, die alle Natur auf eine ſo gewaltige Art überſchreiten. Zu der Handlung ſelbſt trägt dieſer Aufzug ſonſt gar nichts bey, und das Trauerſpiel würde eben ſo vollſtändig ſeyn, wenn es auch erſt bey dem zweyten Aufzuge ſeinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaſte vor ſich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieſer Ort gleichſam erweitert, indem ſich der Pallaſt ſelbſt öfnet, und den Thyeſt an der Tafel zeiget. Es muß dieſes ein ganz anderer Anblick geweſen ſeyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen laſſen. Nur wolte ich, daß der Römer bey dieſer prächtigen Ausſicht in einen ſtark erleuchteten Speiſeſaal des Pallaſts, ein wenig mehr Kunſt angebracht hätte. Atreus iſt drauſſen vor dem Pallaſte, und giebt ſelbſt den Befehl ihn zu öfnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; feſta pateſiat domus.

Warum befiehlt er aber dieſes? Der Zuſchauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuſchauer da wären, ſo würde er viel-

leicht ohne diese weite Eröfnung zu seinem Bruder hinein gegangen seyn. Ich würde es viel lieber sehen, wenn der Pallast gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; Atreus könte in der Entfernung doch wohl noch sagen, was er wollte, ohne von dem Thyest gehört zu werden. So gut sich dieses bey der letzten Helfte seiner Rede thun ließ, eben so gut hätte es auch bey der ersten geschehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit, weiter nichts als nur eben so eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden seyn können. Er setzt den Anfang seines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geister wollte erscheinen lassen, und diese, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erscheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus sagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne also geht eben auf, als die Geister von der Bühne verschwinden, und die Berathschlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am frühesten Morgen vor. Alles dieses hat seine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beschließt Atreus seine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyest abzuschicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erscheinet Thyest bereits mit seinen Söhnen. Was muß also in dem Zwischenraume vorgefallen seyn? Atreus hat seinen Söhnen das Geschäfte aufgetragen; sie haben es über sich genommen; sie haben den Thyest aufgesucht; sie haben ihn gefunden; sie haben ihn überredet; er macht sich auf den Weg; er ist da. Und wie viel Zeit kan man auf dieses alles rechnen? Wir wollen es gleich sehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyest empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verstellten Aussöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen lassen, nachdem er sein grausames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenschliche Mahl zubereitet, nach allem diesen, sage ich, ist es, wenn

die Sonne vor Entſetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt dieſen Zeitpunct in der 777ten Zeile:

O Phœbe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merſeris *cœlo* diem &c.

und in der 792ten

— — — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

ſelbſt an. Iſt es nun aber da Mittag, ſo muß Thyeſt noch einige Stunden vor Mittage angekommen ſeyn. Einige Stunden nach Sonnen-Aufgang ward er gehohlt; und nun urtheile man ſelbſt, wie viel Stunden zu obigem Zwiſchen-Raume übrig bleiben. Die natürlichſte Entſchuldigung, die einem hiebey einfallen kann, iſt dieſe, daß man ſagte, Thyeſt müſſe ſich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieſer Nähe wird nicht alles gehoben ſeyn. Und wie nahe iſt er denn würklich geweſen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen ſich dieſer Umſtand einigermaaſſen beſtimmen läßt. Die erſte ſind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hoſpitiis vagus
Regno ut miſerias mutet &c.

Wenn hier hoſpitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der ſich auſſer ſeinem Vaterlande aufhält, bedeuten ſoll, ſo wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, ſondern unendlich vergröſſert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponneſus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyeſt gehört, ſo lange er mit ſeinem Bruder zugleich regierte. Soll ſich dieſer alſo auſſerhalb demſelben befunden haben, ſo konnte er nicht in einigen Stunden, ſondern kaum in einigen Tagen herbey geſchaft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erſte in einem engern Verſtande nehmen müſſe. Thyeſt ſagt zu ſich ſelbſt:

— — — repete ſylveſtres fugas,
Saltusque denſos potius, & mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt ſich alſo nur in Wäldern verborgen, die freylich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe ſeyn durften. Und in dieſen mögen ihn die Söhne des Atreus geſucht und auch ſogleich

gefunden haben, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich ein Mann, der ſich einmal verbergen muß, nicht beſſer verbergen werde. Dennoch wird man ſchwerlich die ſchleunige Ankunft deſſelben ſo leicht begreifen können, als man ſie, ohne anſtößig zu ſeyn, begreifen ſollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, ſondern nur noch ein Wort von den Charakteren ſagen. — — Sie ſind ohne Zweifel ſo vollkommen ausgedruckt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abſtechungen, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder geſetzt hat, iſt unvergleichlich. In dem Atreus ſieht man einen Unmenſchen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyeſt eines von den rechtſchaffenen Herzen, die ſich durch den geringſten Anſchein von Güte hintergehen laſſen, auch wenn ihnen die Vernunft noch ſo viel Urſachen, nicht allzuleichtgläubig zu ſeyn, darbiethet. Was für zärtliche und edele Gedanken äuſſert er, da er ſich auf einmal blos deswegen für ſchuldig erkennet, weil ſein Bruder ſich jetzt ſo gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine beſorgte Liebe für dieſen ruchloſen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben ſein Unglück erfahren ſoll, welches durch die ganze Natur ein ſchreckliches Entſetzen verbreitet, und noch ſagt:

— — quicquid eſt, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella — —

Aber nun möchte ich wiſſen, warum der Dichter dieſen vortrefflichen Charakter durch einen Zug hat ſchänden müſſen, der den Thyeſt zu nichts geringern, als zu einem Gottesleugner macht?

— — & patrios deos
(Si ſunt tamen dii) cerno — —

Dieſes ſind faſt ſeine erſten Worte, und ich geſtehe es ganz gern, daß, als ich ſie zuerſt las, ich mir einen ſehr abſcheulichen Thyeſt verſprach.

Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abſcheulichen Rache des Atreus gehabt, ob gleich nicht mehr als dieſe einzige auf uns gekommen iſt. Unter den Griechen hatten *Agathon*, *Nikomachus* von Athen, Theognis, (nicht aber

er Sittendichter,) Kleophon, und andere dieſen Stof bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerſt hätte nennen ſollen. Wenn uns das Stück dieſes Meiſters übrig geblieben wäre, ſo würden wir vielleicht ſehen, daß ihm der Römer verſchiedenes abgeborgt habe. Doch auch in ſeiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Muſtern, wenigſtens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Feſtus führen einen Thyeſt des Ennius an; Fulgentius, einen Thyeſt des Pacuvius; Cenſorinus einen Thyeſt des Junius Gracchus; und Quintilian einen von dem L. Varius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, ſo iſt der eigentliche Verfaſſer dieſes letztern Virgil geweſen. Er ſoll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt, und ihr ſein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieſer habe es alsdann unter ſeinem eigenen Namen öffentlich abgeleſen. Virgil ſelbſt ſoll auf dieſe Begebenheit mit folgender Zeile in ſeinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruiſſet fiſtula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben ſo ungewiß iſt, als die Anſpielung, ſo kann man ſie ganz ſicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid ſo gar gern auf die Rechnung groſſer Geiſter ſchreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyeſt führen, gehören hieher, ſondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überſchrieben waren. Unter dem erſtern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerſpiel verfertiget, deſſen Nonius und Priſcian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die ſie daraus anführen, kann man nicht undeutlich ſchlieſſen, daß es mit unſerm Thyeſt viel Gleichheit gehabt haben müſſe. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlaſſen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *veſci* vor, und iſt dieſe:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat menſam, aut eandem veſcatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige ſeyn werde, dem es ein we-

nig wunderbar vorgekommen, daß Thyest bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben andere mit ihm zu Tische gelegen, und sie sind ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu seyn scheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm speiset, so hat ja diese Absonderung nothwendig auch Gedanken erregen müssen. Diese Schwierigkeit also hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß sich niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von eben denselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine solche, die allem Argwohne wegen der wahren Ursache vorzubeugen fähig war. Denn ohne diese wäre der bloße Befehl noch weit schlimmer, als das völlige Stillschweigen über den bedenklichen Umstand gewesen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einsehen wird.

Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest einen Verfasser haben.

Es ist hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieser zwey Trauerspiele von alten Schriftstellern beygelegt worden. Ich will thun als ob man gar keine Zeugnisse hätte, und bloß aus ihren innern Kennzeichen so viel zu schliessen suchen, als in der Folge nöthig seyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einsicht diesem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke sind es, welche im Thyest eben denselben Verfasser verrathen, den man im rasenden Herkules hat kennen lernen; die Schreibart, die Kunst, die Fehler. Die Schreibart ist in beyden Stücken gleich kurz, gleich stark, gleich kühn, gleich gesucht. Es herrscht durchaus einerley tragischer Pomp darinne; einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieses läßt sich ohne Mühe entdecken, und will man diese Untersuchung ins Kleine treiben, so wird man auch gar leicht gewisse Worte *antreffen*, die dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß man sie

ſchwerlich anderwärts wiederhohlt finden kann, ohne ſich zu überreden, daß ſie wohl das einemal wie das andere aus eben derſelben Feder könnten gefloſſen ſeyn. Ich will eine einzige Probe von ſolchen Worten anführen. Man halte den 1193ten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* ſcelus.

gegen den 473ten des Thyeſt:

Rogat? timendum eſt: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein ſehr gewöhnliches Wort in einer ſehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare iſt hier beydesmal ſo viel als ſubelſe, und ich wenigſtens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftſteller in eben dieſem Verſtande geleſen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatiſche Anmerkungen denjenigen überlaſſen, welchen ſie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerkung ſchon oben mit mir gemacht haben, daß ſich in der Oekonomie des Thyeſt weniger Kunſt zeigt, als in dem raſenden Herkules; gleichwohl aber iſt in beyden ein gewiſſer Kunſtgrif angebracht, an welchem man die Hand ihres Meiſters erkennet. Ich finde dieſen Kunſtgrif in dem erſten Aufzuge ſowohl des einen, als des andern, und hier iſt es, wo ich die oben verſprochene Anmerkung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyeſt thun. Beyde ſind als eine Art von Prologen anzuſehen; ich ſage als eine Art, um ſie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterſcheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts beſtimmt waren, und mehr den Mangel der Kunſt, als die Kunſt verrathen. Der römiſche Dichter hatte ſeine Stücke ſo eingerichtet, daß ſie aus ſich ſelbſt ſattſam verſtändlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar iſt, daß das eine wie das andre auch ohne die erſten Aufzüge ganz ſeyn würde. Nur gewiſſe Wahrſcheinlichkeiten würden beyden ohne dieſelben fehlen, die ihnen zwey verſchiedene Schriftſteller wohl ſchwerlich auf eine und eben dieſelbe Art möchten gegeben haben. In dem Herkules würde, wie wir

ſchon geſehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyeſt, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrſcheinlichkeit der Handlung, ſo ſehr auch die Wahrheit derſelben durch die Geſchichte auſſer allem Zweifel geſetzt ſeyn konnte. Dieſe Gleichheit nun, die erſten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloſſen trocknen hiſtoriſchen Einleitungen, welches ſie in den meiſten alten Trauerſpielen ſind, zu machen, und durch ſie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen, beweiſet, ſollte ich meinen, ſo ziemlich einerley Denkungsart, die ſich in beſondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere iſt der Verfaſſer des Herkules vollkommen der Verfaſſer des Thyeſt. Man erinnere ſich aus jenem des Lycus und aus dieſem des Atreus. Es ſind nicht nur beydes Tyrannen, ſondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundſätzen, welches ſie ſchwerlich ſeyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben deſſelben Dichters wären. Lycus ſagt:

Qui morte cunctos luere ſupplicium jubet,
Neſcit Tyrannus eſſe. Diverſa irroga,
Miſerum veta perire, felicem jube.

Und Atreus ſagt:

De fine pœnæ loqueris, ego pœnam volo.
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Dieſe Gedanken könnten, ohne Zweifel, einander nicht gleicher ſeyn, und nur der Verfaſſer ſelbſt kann das Recht haben, ſich auf eine ſolche Art auszuſchreiben. Ein Nachahmer aber läßt ſich hier, auch um deswillen, nicht vermuthen, weil auſſerdem weder der Dichter des Herkules noch der Dichter des Thyeſt, als zwey verſchiedene Dichter betrachtet, an Sinnſprüchen und ſchönen Gedanken ſo arm ſind, daß einer dem andern ein ſolches Blümchen hätte ſtehlen dürfen — — Der dritte Punct, in welchem ich beyde Stücke ſehr ähnlich finde, ſind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beſchreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beſchreibung des unterirdiſchen Reichs und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieſes Trauerſpiels, etwas umſtändlicher mit der

Beſchreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyeſt, ſo wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denſelben Pinſel, eben dieſelben Farben entdecken. Beyde übrigens ſtehen auch vollkommen, die eine ſo wohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu mahlen muß bey dem Dichter auſſerordentlich groß geweſen ſeyn, daß er ſie wenigſtens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unſern zwey Trauerſpielen, iſt die öftere Auskrahmung einer zimlich geſuchten geographiſchen und aſtronomiſchen Gelehrſamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieſerwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget; (ſiehe oben S. 250. 251.) allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal ſehr wohl zu entſchuldigen war, auch an allen andern Orten gut heiſſen wolle. Ich brauche dieſes hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich, in einer ſo deutlichen Sache, ſicher auf die Unterſcheidungskraft der Leſer verlaſſen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth ankömmt. Man halte alſo folgendes aus dem Herkules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Perſica
Violentus unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgende aus dem Thyeſt:

Quænam iſta regio eſt, Argos & Sparte pios
Sortita fratres? & maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Iſter fugam
Præbens Alanis? an ſub æterna nive
Hyrcana tellus? an vagi paſſim Scythæ?

beſonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyeſt gegen den Anfang des Herkules; und man wird ſich hoffentlich, alle angeführte Umſtände zuſammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerſpiele einem Verfaſſer zuzuſchreiben.

Von neuern Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen.

Auf dem italiäniſchen Theater ſtößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher den lateiniſchen Thyeſt nach ſeiner Art in Verſen überſetzt hat. Delrio ſagt von ihm: italice tragœ-

diam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit; und scheint also die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eignes, als für eine Uebersetzung zu halten. Als eine solche mag sie auch wohl sehr untreu gerathen seyn, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, so gar das oben gerühmte agnosco fratrem entwischt ist; dessen Nachdruck er entweder nicht eingesehen, oder in seine Sprache nicht überzutragen gewust hat. — — Von der französischen Bühne haben wir schon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyest des Roland Brisset angeführet; er ist mit Chören, und wird also schwerlich etwas anders seyn, als eine schlechte Uebersetzung, wie sie es zu seiner Zeit alle waren. Außer diesem hat auch ein gewisser Montleon 1633 einen Thyest drucken lassen. Deßgleichen will man von einem Thyest des Pousset de Montauban wissen, der sich aber nicht in der Sammlung seiner Schauspiele (von 1654 in 12mo) befindet. Man kennt diesen Montauban als einen Freund des Racine, des Despreaux und Chapelle, und behauptet so gar, daß er mit an des erstern Lustspiele les Plaideurs arbeiten helfen. Doch alle diese drey französischen Schriftsteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in diesen Schranken erwerben sollte. Ich würde mir daher einen grossen Fehler der Unterlassung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyest des ältern Hrn. von Crebillon etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zureden, mit dem Hr. von Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29ten December dieses Jahres, sein theatralisches Jubiläum feyern. An diesem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollen, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig diesen grossen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Ei-

nige mehr schimmernde als natürliche Stellungen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stofs, noch kunstreiche Einrichtung darinnen zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiselle Barbier, ein la Grange-Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von diesem Schlage, lieferten. Unter diesen war also Crebillon gleich Anfangs eine sehr wichtige Erscheinung, und man muß es ihm zugestehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuschte. Man will sogar behaupten, daß er sich auf dem neuen Wege, welchen er erwehlte, kühnlich zwischen den Corneille und Racine zu setzen gewußt habe. Es ist mein Vorsaz nicht, diesen Lobspruch hier zu untersuchen, wo ich mich allein mit seinem Atreus und Thyest beschäftigen will. Diesem Trauerspiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu danken, durch welches ihn seine Landsleute vorzüglich zu charakterisiren pflegen. So wie ihnen Corneille der grosse, Racine der zärtliche, Voltaire der prächtige heißt: so heißt ihnen Crebillon der schreckliche. Wer sollte also nicht vermuthen, daß er ein sehr starker und kühner Copiste des lateinischen Thyest seyn werde? Unter seiner Nation wenigstens mangelt es an Schriftstellern nicht, (z. E. der Verfasser des Dictionaire portatif des Theatres,) welche mit ausdrücklichen Worten sagen: Ce cruel sujet, traité par *Seneque*, n'a pas été adouci par Mr. de *Crebillon*. Wie sehr sich diese Herren aber betriegen, werden wir bald sehen. Es ist wahrscheinlich genug, daß sie das lateinische Original gar nicht mögen gelesen haben; aber auch alsdenn hätten sie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit so weit zu verfehlen, wenn sie nur bey dem eignen Geständnisse des Hrn. Crebillon geblieben wären. Er ist mit dem ganzen Stoffe auf eine sehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat so viel Veränderungen damit vorgenommen, daß ich sie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus seinem Stücke wird verstehen können. Die Zeit der Handlung setzt er zwanzig Jahr nach dem Verbrechen des Thyest, welcher die Aerope seinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt ha-

ben. Er nimt an, Atreus habe zwar ſeine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und ſey entſchloſſen geweſen, ſie dem ohngeachtet ſeiner Liebe zu würdigen. Allein dieſe habe ſich mit dem Thyeſt ſchon zu weit eingelaſſen gehabt und einen Sohn zur Welt gebracht, den ſich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen laſſen, und es ſelbſt aus einem ihrer Briefe erſehen, daß Thyeſt der Vater ihres Sohnes ſey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geſchichte, Pliſthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus dieſen Prinz als ſein eignes Kind auferziehen laſſen, in dem feſten Vorſatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge ſeiner Rache zu machen. Thyeſt ſey unterdeſſen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamia, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubet, daß Pliſthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der ſich in verſchiedenen Feldzügen ſchon rühmlich hervor gethan, reif genug ſey, der Mörder ſeines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Verſprechen von ihm erhalten, daß er ſeinen Bruder ausgeliefert bekommen ſolle, nur müſſe er ſelbſt vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen ſcheinen. Atreus geht alſo ſogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Inſel Euböa nehmen läßt, damit Thyeſt nicht zu zeitig von ſeinem Vorhaben Nachricht bekommen, und ſich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdenn plötzlich wieder zurückſegeln und vor Athen ſeyn, ehe es ſich jemand verſehen könne. Doch dieſer Vorſicht ungeachtet, erfährt Thyeſt das ihm drohende Unglück; flüchtet nebſt ſeiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will ſich während der Abweſenheit ſeines Bruders, wieder in Argos feſt ſetzen, um den Atreus durch dieſe Diverſion wenigſtens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzuſtehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Inſel Euboea, als Atreus wegen wiedrigen Windes mit ſeiner Flotte noch vor derſelben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Pliſthenes ſelbſt, unerkannter Weiſe, aus dem Waſſer gerettet; und

nun müßte man die französische Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß sich der Bruder in seine Stiefschwester werde verliebt haben. Richtig! Unter diesen Umständen fängt das Trauerspiel an, welches, Dank sey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euboea vorgehen kann, da man doch ganz gewiß vermuthen sollte, es werde entweder in Argos, oder doch in Mycen vorgehen. Von dieser Erzehlung, sieht man also wohl, stimmt das allerwenigste mit der Geschichte überein. Doch da man dem tragischen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, diese zu verändern; so würde es mir sehr übel stehen, wenn ich den Herrn Crebillon deswegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographische Wahrscheinlichkeit hin und wieder gar merklich verletzt habe. Denn man darf nur die Charte von Griechenland vor sich nehmen, so wird man sich gar bald wundern, was Thyest, der von Athen nach Argos schiffen wollte, in dem Euripus zu suchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verschlagen können? Man kann wohl die Geschichte ändern; aber die Erdbeschreibung muß man ungeändert lassen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängstlicher Deutscher seine Werke so genau betrachten werde? Kein Wort also mehr davon. Man wirft denen, die sich an solche Schwierigkeiten stossen, nur allzuoft vor, daß sie unfähig wären, wesentlichere Schönheiten zu empfinden. Diesen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen scheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes selbst:

Erster Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß sich die Flotte fertig halten solle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit seinem Vertrauten, dem Euristhenes, allein, und entdeckt ihm sein Vorhaben; daß Plisthenes sein Sohn nicht sey, sondern daß er ihn nur deswegen so lange dafür ausgegeben, um sich an den Thyest, durch die eigne Frucht seiner lasterhaften Liebe, rächen zu können. Diese Scene ist zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateinischen Dichters. In der folgenden erscheint Plisthenes, welchen sein vermeinter

Vater vor ſich kommen laſſen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an ſeinem Feinde rächen wolle. Pliſthenes iſt ſo unvorſichtig, dieſen Eid zu thun, ehe er es noch weis, wer der Feind des Atreus ſey. Er hört endlich, daß es Thyeſt ſey, auf welchen dieſe ganze Zurüſtung ziele; er erſchrikt und will ſein Wort wieder zurük nehmen. Er verſpricht zwar, allenfalls der Sieger ſeines Vetters zu ſeyn; aber nicht ſein Henker. Doch Atreus hält ihn bey ſeinem Eide, und geht ab. Pliſthenes beklagt ſich gegen ſeinen Vertrauten den Theſſander, und tröſtet ſich einzig damit, daß er vor Athen ſchon den Tod wolle zu finden wiſſen. Endlich erkläret er ihm auch ſeine Liebe gegen die unglükliche Unbekannte, die er nebſt ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie iſt es ſelbſt die dieſen Auftritt unterbricht. Theodamia kömmt mit ihrer Vertrauten der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil ſie gehört habe, daß die Flotte noch heut von Euboea abſtoſſen ſolle. Der Prinz betauert, daß er für ſich nichts thun dürfe, und verweiſet ſie an den Atreus, von dem ſie die Erfüllung ihres Wunſches um ſo viel eher erwarten könne, da er ſie ſchon bereits den erſten Tag ſehr gnädig empfangen, und ihr allen Beyſtand verſprochen habe. Er ſpricht ihr hierauf von ſeiner Liebe, und will verzweifeln, weil er ſie vielleicht nie wieder werde zu ſehen bekommen. Er erkundiget ſich nach ihrem Vaterlande, nach der Urſache ihrer Reiſe, und fragt ſehr galant, ob ihre Reize nur das einzige ſeyn ſollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er ſieht, daß ſie ihm ein Geheimniß daraus machen wolle; verſpricht aber dennoch bey ſeinem Vater für ſie zu ſprechen, ſo nachtheilig es auch ſeiner Liebe ſeyn möge. Er geht ab und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieſer Scene nun erfährt es der Zuhörer wer Theodamie und ihr Vater ſind, und erfährt auch zugleich, daß die erſtere gegen die Liebe des Pliſthenes nicht eben unempfindlich ſey. Sie bittet die Götter, den Thyeſt vor dem Atreus zu verbergen, und hält es ſchon für Unglük genug, daß die Tochter des Thyeſt den Sohn des Atreus liebe, für welchen ſie ihren Prinz nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt ſich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer ge-

thanen Bitte, Nachricht zu geben. Zweyter Aufzug. Thyeſt und Theodamie eröfnen ihn. Der Vater dringt in ſeine Tochter, daß ſie bey dem Atreus um ein Schiff bitten ſoll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu beſorgen ſey, ſind umſonſt. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen ſollte, nach Athen wieder zurük gehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, dieſem ſeinen einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuſpringen. Er ſieht ſeinen Bruder kommen und entfernt ſich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß ſich Thyeſt ſchon ſeit einem Monate nicht mehr daſelbſt aufhalte. Er will den Patron des Schiffes ſelbſt ſprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren ſey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verſchiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reiſe, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er ſich, daß er dieſen leztern noch nicht geſehen, und will wiſſen, warum er ſich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entſchuldiget ihn, mit ſeinen kränklichen Umſtänden; doch dieſer Entſchuldigung ohngeachtet ſchickt er einen von ſeiner Wache ab, und will den unglüklichen Fremdling mit aller Gewalt ſehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Frage an ihn, die er an ſeine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widerſprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyeſt an der Stimme, und noch mehr, wie er ſagt, an den plözlichen Aufwallungen ſeines Zornes. Thyeſt verleugnet ſich nicht lange, und Atreus will ihn ſogleich durch ſeine Trabanten ermorden laſſen, als er ſich noch beſinnt, daß er dem Pliſthenes dieſen Mord vorbehalten müßte. Pliſthenes erſcheint; erfährt, daß der Vater ſeiner Geliebten Thyeſt ſey, und nimmt ſich deſſelben mit ſolchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt iſt, ſeinen Zorn zu verbergen, und ſich verſöhnt zu ſtellen. Auf dieſe erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euriſthenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Pliſthenes etwa am meiſten ergeben ſeyn könnten, und

ſich ſelbſt an dieſem Orte wieder bald bey ihm einzufinden. Dritter Aufzug. Atreus freuet ſich, daß er den Thyeſt nunmehr in ſeiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Pliſthenes die Theodamie liebe, und iſt entſchloſſen beyde dieſer Liebe zu überlaſſen, von der er es faſt nur allein wußte, wie laſterhaft ſie ſey. Ja dieſe laſterhafte Liebe ſoll ihm ſo gar das Mittel werden, wodurch er den Pliſthenes deſto eher zur Ermordung des Thyeſt zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euriſthenes vor ſich fordern laſſen; er führt ihm ſeinen gethanen Eid zu Gemüthe und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyeſt ſogleich ſelbſt ermorden oder ſeine Geliebte vor ſeinen Augen ſterben ſehen wolle. Vergebens beruft ſich der Prinz auf die geſchehene Ausſöhnung, und will lieber ſelbſt ſterben, als das Werkzeug zu einer ſo unmenſchlichen That ſeyn: Atreus ſieht den Thyeſt kommen, wiederhohlt ſeinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieſer dankt dem Pliſthenes für ſeine ihm erwieſene Freundſchaft, und verſichert ihn einer Liebe, die ſeiner väterlichen Liebe gegen ſeine Tochter gleich komme. Pliſthenes thut desgleichen, und geſteht, gegen den Thyeſt eine Zuneigung zu fühlen, die ſein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weiten alle das Unglück zu verſtehen, das über ſeinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herein tritt. Er ſagt ihm mit wenig Worten, daß er ſeinen Ungehorſam ſchon zu beſtrafen wiſſen wolle, und ſchickt ihn fort. Thyeſt erſtaunt über dieſe Drohungen, wird aber auf eine gebietheriſche Art von ſeinem Bruder erinnert, daß er ſich deswegen zufrieden ſtellen ſolle, weil ſie nichts beträffen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein iſt, läßt er ſeinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entſchließt ſich, den Theyſt zwar leben zu laſſen, aber ihn ſonſt auf eine weit ſchreklichere Art zu ſtrafen. Vierter Aufzug. Pliſthenes erſcheint, mit ſeinem Vertrauten, voller Wuth, nachdem er alle Anſtalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen laſſen. Er kann weder den Thyeſt noch die Theodamie finden, und iſt beſonders wegen der letztern in der grauſamſten Unruhe, als er ſie zitternd und weinend *auf ſich zu* kommen ſieht. Sie ſagt ihm, daß ſie wegen ihres

Vaters in den äuſſerſten Sorgen ſey, welcher wie raſend in dem Pallaſte herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz ſtoſſen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann ſowohl ſeinen als des Pliſthenes Tod geſchworen habe. Der Prinz will ihn aufſuchen, aber Thyeſt erſcheinet ſelbſt, und erfreut ſich, daß ſeine Furcht vergebens geweſen, in der er den Pliſthenes ſchon für ermordet gehalten. Dieſer dringt mit aller Gewalt in ihn, ſich ſogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm ſeinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen ſolle. Doch Thyeſt hält es für ſeiner Ehre unanſtändig, ſich zu retten, und denjenigen, dem er dieſe Rettung würde zu danken haben, der gröſten Gefahr ſeinetwegen ausgeſetzt zu wiſſen. Während dieſem großmüthigen Weigern kömmt Atreus dazu. Er ſieht ihre Beſtürzung, und nimt von derſelben Gelegenheit, auf einmal ſich als eine ganz veränderte Perſon zu zeigen. Er ſagt, der Himmel habe ſein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilget; und damit er ſeinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieſes Bekenntniſſes überzeugen möge, entdeckt er, wer Pliſthenes ſey, und zu was für einer grauſamen That er ihn beſtimmt gehabt habe. Die Erkennung iſt rührend, und Pliſthenes ſieht mit Entſetzen auf die Laſter zurück, in die ihn ſein grauſames Schickſal beynahe geſtürzt hätte. Faſt wäre er ein Vatermörder und ein Blutſchänder geworden! Doch Atreus will dieſes, daß er dem Thyeſt ſeinen Sohn wiederſchenkt, nicht die einzige Verſicherung ſeiner völligen Ausſöhnung ſeyn laſſen; ſondern erbietet ſich auch, mit ſeinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das ſey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu ſeyn pflege. Thyeſt nimmt dieſes Erbieten an, und es gehen alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Pliſthenes behält Verdacht, und giebt ſeinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitſchafft zu halten. Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieſes Aufzuges kämpfet er noch mit ſchrecklichen Ahndungen. Theſſander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil dieſe Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher ſich jezt gegen den Thyeſt ganz ausnehmend freundſchaftlich bezeige, und ein prächtiges Feſt

ihm zu Ehren anſtellen laſſe. Doch dem ohngeachtet hört Pliſthenes nicht auf, zu fürchten, und ſchickt den Theſſander fort, die Theodamie abzuholen, und ſich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er ſelbſt will den Thyeſt in gleicher Abſicht aufſuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit ſeiner Wache herein tritt, und ihm aus der vorgeſetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter deſſen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Pliſthenes entſchuldiget ſich nur wenig, und iſt bloß für ſeinen Vater und ſeine Schweſter beſorgt, von welchen er verſichert, daß ſie keinen Antheil an ſeiner Veranſtaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für ſie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortſchleppen, um ihn in der ſchmerzlichſten Ungewißheit von dem Schickſale dieſer geliebten Perſonen hinrichten zu laſſen. Nunmehr frohlocket Atreus vor ſich ſelbſt, und kitzelt ſich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erſchrickt er zwar ſelbſt, über ſeinen grauſamen Anſchlag; doch er erinnert ſich gar bald wieder, daß er Atreus ſey, und den Thyeſt, wenn er ihn ſtrafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art ſtrafen müſſe. Der unglückliche Bruder erſcheint mit einem Geſichte, auf welchem ſich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man ſeine Kinder zu ihm laſſe, und Atreus hält ihn ſo lange mit zweydeutigen Tröſtungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyeſt ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darinne gewahr wird. Er erſchrickt; ſeine Tochter kommt dazu und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut ſeines Sohnes ſey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünſchungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Laſt ſey, will es ihm der Tyrann laſſen. Doch Thyeſt verſchmäht dieſe grauſame Gnade, und erſticht ſich ſelbſt. Sterbend beruhiget er noch ſeine Tochter, und läßt ſie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht mit ſeiner Bosheit zufrieden ab, und das Stük ſchließt = = = Ich habe dieſen troknen Auszug nicht in der Abſicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu beſtimmen; ich würde ſonſt eben ſo thö-

[illegible] ſeyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige [illegible]heit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne [illegible] haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigſtens [illegible] etwas ſchlieſſen kann, nehmlich auf den regelmäſſigen Bau der Glieder; ſo wird auch mein Auszug wenigſtens darzu nützen können, daß man ohngefehr die Art und Weiſe ſieht, mit welcher ein neuer Dichter einen ſo alten und von den Sitten unſrer Zeit ſo abweichenden Stof, habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er ſeinen Atreus und Thyeſt ein wenig gar zu neumodiſch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Epiſode, und zwar mit einer verliebten Epiſode, geſchwächt, und das Ganze durch die Einführung ſo vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als ſehr froſtige Perſonen ſind, die bloß die Monologen müſſen vermeiden helfen, matt gemacht habe. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateiniſchen Dichters geblieben ſey, wird man ſchon von ſich ſelbſt abgenommen haben. Er hat die ſtärkſten Züge in ſeinem Muſter unberührt gelaſſen, und auſſer dem ſo gelinderten Hauptinhalte, kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demſelben geborgt. Doch auch dieſe hat er oft ziemlich gewäſſert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die ſchönſten und prächtigſten Gedanken der römiſchen Trauerſpiele in ſeine überzutragen wußte. Einigemal iſt es ihm ſo ziemlich gelungen; beſonders bey dem agnoſco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

A. Meconnois-tu ce ſang? *Th.* Je reconnois mon frere.

Auch noch eine Stelle hat er ſehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine ſolche, welche manchem Ausleger des alten Dichters ſelbſt nicht recht verſtändlich geweſen iſt. Ich meine die 1052te Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias ſcelus,
Non ubi reponas — —

welche er ſehr kurz und ſchön ſo überſezt hat:

Il faut un terme au crime, & non à la vengeance.

Ich will zum Schluſſe noch das mittheilen, was Herr Crebillon ſelbſt von dieſem ſeinem Stücke ſagt. Es iſt ein Theil

„rätherey und Verstellung fast immer von der Grausamkeit un„zertrennlich sind ꝛc.“

Von den übrigen lateinischen Trauerspielen in den folgenden Stücken.

VIII. Des Hrn. Ludewig Riccoboni Geschichte der italiänischen Schaubühne.

Nachricht von dem Verfasser.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneser von Geburt, welche ohngefehr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie seyn, weil er selbst, an einem Orte seiner Schriften, den Antonius Riccoboni, einen Professor zu Padua, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, für einen seiner Vorfahren wahrscheinlicher Weise hält. Er mußte aber sehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er sich hernach auf eine doppelte Art sehr rühmlich hervorthat. Denn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, wie man es weiter unten aus seinem eignen Munde hören wird, war er das Haupt einer Gesellschaft von Schauspielern, die in den Städten der Lombardey und besonders zu Venedig mit vielem Beyfalle spielte. Er gab sich ganzer zehn Jahr lang in seinem Vaterlande sehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen, und sie besonders von dem unregelmäßigen Wuste zu reinigen, welcher damals auf derselben herrschte. Doch weil ihm diese Bemühungen so glücklich nicht ausschlagen wollten, als sie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, dessen Hauptgeschmack auf nichts als Possen ging. Er nahm also den Vorschlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Gesellschaft italiänischer Schauspieler für den König von Frankreich zusammen zu bringen, und mit derselben nach Paris zu gehen. Er langte daselbst im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er sich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß sich aber sein finstres Ansehen vollkommen wohl schicke, traurige und übertriebene

Leidenſchaften auszudrücken, die auch in der That niemand beſſer und wahrſcheinlicher vorgeſtellt habe, als er. Er blieb auf dem italiäniſchen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er daſſelbe mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne, verließ, und eine Haushofmeiſterſtelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieſes Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für ſich und ſeine Frau eine doppelte Penſion, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er ſtarb den 6ten December 1753. Als einen Theatraliſchen Schriftſteller hatte er ſich ſchon bekannt gemacht, ehe er aus ſeinem Vaterlande ging; doch hat er ſeine vornehmſten Werke in Frankreich, und zwar auch franzöſiſch, geſchrieben. Unter die erſtern, die er italiäniſch abgefaßt, gehören verſchiedne Luſtſpiele, und ein Gedicht über die Kunſt zu declamiren, welches den Titel l'Arte repreſentativa führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiäniſcher Stücke beſorgt, welche er für geſchickt hielt, den Ausländern eine beſſere Meinung von der eigentlichen dramatiſchen Poeſie ſeiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Luſtſpiele, welche er in Paris für das italiäniſche Theater machte, ſind weder ganz welſch, noch ganz franzöſiſch, ſondern die Scenen ſind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen ſind ſein Pere partial, ſeine Diana & Endymion und ſein Italien marié à Paris, welche Stücke er ganz allein, ſo wie folgende, la Deſolation des deux Comedies; le Procès des Theatres, und la Foire renaiſſante, in Geſellſchaft mit dem Hrn. Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz franzöſiſch geſchrieben hat, und die man ohne Zweifel für ſeine beträchtlichſten halten muß, ſind ſeine Hiſtoire du Theatre Italien, und ſeine Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe. Die erſtere beſtehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erſter 1727 und der zweyte 1731 zu Paris an das Licht getreten ſind. Jener enthält die Geſchichte des italiäniſchen Theaters, wovon nachſtehendes eine Ueberſetzung iſt; ein Verzeichniß aller welſchen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerſpiel der Neuern. Dieſer beſtehet aus Auszügen aus fünf der beſten italiäniſchen Tragödien, und eben ſo vielen Komödien, welchen

noch ein Brief des Rousseau an den Verfasser, nebst der Antwort vorgesetzet, und die in Kupfer gestochenen Charaktere der welschen Bühne, nebst einer Erklärung, beygefügt worden. Die Reflexions des Hrn. Riccoboni kamen das erstemal 1738 heraus, und betreffen die italiänische, die spanische, die französische, die englische, die holländische und die deutsche Bühne. Am Ende hat der Verfasser noch Pensées sur la Declamation hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

Ich verspare es auf ein andermal von diesem oder jenem genannter Aufsätze nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch seiner Frau und seines Sohnes, welche beyde noch leben, bey einer andern Gelegenheit soll gedacht finden.*)

* * *

IX. Auszug aus der Sophonisba des Trißino und der Rosemonda des Ruccelai.

In dem vierten Hauptstücke der vorhergehenden Geschichte der italiänischen Schaubühne, wird man angemerkt haben, daß die Sophonisba des Trißino und die Rosemonda des Ruccelai für die ersten italiänischen Trauerspiele anzusehen sind, welche nach den Regeln und in dem Geschmacke der Alten in dieser Sprache verfertiget worden. Ich vermuthe daher, daß man begierig seyn wird, sie näher kennen zu lernen, und in dieser Vermuthung will ich die Auszüge mittheilen, welche eben der Herr Riccoboni, in dem zweyten Theile seiner Geschichte, davon geliefert hat. Sie werden in dieser Bibliothek schwerlich einen bessern Platz finden können.

* * *

*) Zu einer Stelle der hier folgenden Übersetzung, „Als ich im Jahre 1690, in einem Alter von dreyzehn Jahren, die Bühne zu besuchen anfing," bemerkt Lessing folgendes. „Hier wird eben der rechte Ort seyn, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich, oben auf der 135. Seite, in meiner Handschrift zu verbessern vergessen hatte. Es erhellt nehmlich aus den Datis, welche Herr Riccoboni hier einfliessen lassen, daß er 1677. und nicht 1682. oder 83. wie ich aus einem andern Umstande geschlossen habe, müsse seyn gebohren worden. Uebers."

X. Auszug aus der Calandra des Kardinal Bernardo da Bibiena.

Auch aus dieſem Stücke, welches man in dem vierten Hauptſtücke der obigen Geſchichte, als das erſte regelmäßige italiäniſche Luſtſpiel hat kennen lernen, wird man hoffentlich einen Auszug hier nicht ungern finden. Er iſt gleichfals von dem Herrn Riccoboni.

* * *

Drittes Stück. 1755.

XI. Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.

Vorbericht.

Der Abt du Bos war einer von den Vierzigern, und beſtändiger Sekretär der franzöſiſchen Akademie. Der Herr von Voltaire hat ihn mit unter die Schriftſteller gezehlet, welche das Jahrhundert Ludewigs des XIV. erleuchtet haben. Er hat ſich der Welt als ein Geſchichtſchreiber und als ein Kunſtrichter gezeigt. Als jener in ſeiner Hiſtoire de la ligue de Cambrai, welcher der Herr von Voltaire das Lob zugeſtehet, daß ſie ein Muſter in ihrer Art ſey. Als dieſer, in ſeinen critiſchen Betrachtungen über die Dichtkunſt und Mahlerey, (Reflexions critiques ſur la Poeſie & ſur la Peinture) von welchen ich hier etwas mehrers melden muß. Ich kann es jetzt nicht gleich wiſſen, in welchem Jahre ſie zu erſt ans Licht traten. Ich habe blos die fünfte Ausgabe vor mir, welche von 1746 iſt. Es iſt die letzte, meines Wiſſens, und auf dem Titel wird geſagt, daß ſie von dem Verfaſſer ſelbſt durchgeſehen, verbeſſert und vermehrt worden. Sie iſt in Paris in groß Duodez gedruckt, und beſtehet aus drey Theilen, deren ſtärkſter ein Alphabet hat. Der Inhalt, wie ihn der Verfaſſer ſelbſt entwirft, iſt kurz dieſer. In dem erſten Theile erklärt er, worinn die Schönheit eines Gemähldes und die Schönheit eines Gedichts vornehmlich beſtehe; was für Vorzüge ſo wohl das eine, als das andere, durch die Beobachtungen der Regeln erlange, und endlich was für Beyſtand ſowohl die Werke der Dichtkunſt, als der Mah-

lerey, von andern Künsten erborgen können, um sich mit desto grössern Vortheile zu zeigen. In dem zweyten Theile handelt er von den Theils natürlichen, Theils erworbenen Eigenschaften, welche sowohl grosse Mahler, als grosse Dichter, haben müssen, und forscht den Ursachen nach, warum einige Jahrhunderte so viele, und einige fast gar keine berühmte Künstler gesehen haben. Hierauf untersucht er, auf welche Weise die Künstler zu ihrem Ruhme gelangen; an welchen Kennzeichen man es vorausehen könne, ob der Ruhm, in welchem sie zu ihren Zeiten stehen, ein wahrer Ruhm sey, oder ob sie nur ein flüchtiges Aufsehen machen; und endlich aus welchen Merkmalen man es zuverläßig schliessen dürfe, daß der Name eines von seinen Zeitgenossen gerühmten Dichters oder Mahlers, immer mehr und mehr wachsen, und in den folgenden Zeiten noch grösser seyn werde, als er selbst zu seiner Zeit gewesen ist. In dem dritten Theile endlich trägt unser Abt verschiedene Entdeckungen vor, die er in Ansehung der theatralischen Vorstellungen der Alten gemacht zu haben glaubet. In den ersten Ausgaben seines Werks, war diese Materie dem ersten Theile mit eingeschaltet. Weil sie aber doch nichts anders als eine Ausschweifung war, durch die man die Hauptsache allzulange aus den Augen verlohr, so folgte er dem Rathe einiger Freunde, und machte einen besondern Theil daraus. Dieser besondre Theil nun, oder diese Ausschweifung ist es, welche ich hier meiner theatralischen Bibliothek einverleiben will. Ich werde aber dabey für dieses mal nichts, als die Pflichten eines getreuen Uebersetzers beobachten; und meine Gedanken über verschiedene besondere Meinungen des Verfassers auf eine andere Gelegenheit versparen.

Viertes Stück. 1758.

XII. Geschichte der englischen Schaubühne.

Ich will hier bloß die ersten Züge einer Geschichte der englischen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Absicht, damit der Leser ohngefehr wisse, wohin er die einzeln Theile derselben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet sich eine Nachricht, die, wenn sie, wie nicht zu

zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volks angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des zweyten geſchrieben, und unter der Regierung König Richards des erſten, im Jahre 1191, geſtorben iſt,(*) hat nehmlich in ſeiner Deſcriptio nobiliſſimæ civitatis Londoniæ folgende Stelle: Londonia pro ſpectaculis theatralibus, pro ludis ſcenicis, ludos habet ſanctiores, repræſentationes miraculorum, quæ ſancti confeſſores operati ſunt, ſeu repræſentationes paſſionum, quibus claruit conſtantia Martyrum. d. i. London hat, anſtatt der theatraliſchen Schauſpiele, weit edelere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgeſtellet werden. Wider dieſes Zeugniß eines ehrlichen Mannes, iſt nichts einzuwenden; und da er von dieſen Vorſtellungen nicht als von einer Neuigkeit redet: (denn er beſchreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen) ſo kann man den Anfang derſelben ſchwerlich ſpäter, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers ſetzen.(**)

Um dieſe Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation, etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß ſeit dem Verfalle der Römer, ſich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieſer kein ſo altes ausdrückliches Zeugniß für ſeine Nation aufweiſen. (***) Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, ſondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteſte Spur des engliſchen Theaters annimt.

(*) Das Jöcherſche Gelehrten Lexicon ſagt von ihm: er lebte 1190 unter dem Könige von England Richardo I. Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

(**) Dodsley in der Vorrede zu ſeiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden heraus gegeben.

(***) Ludewig Riccoboni in ſeinen Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe. Seite 4-14.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorstellungen blosser Wunderwerke und Leidensgeschichte, nicht lange nach dem Geschmacke des englischen Pöbels waren. Wenigstens findet man ohngefehr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit lustigern Vorstellungen zu unterhalten gesucht hat. Denn unter der Regierung K. Eduard des dritten ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine gewisse Gesellschaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angestellt, aus der Stadt gepeitscht werden sollten, weil sie in den Trinkhäusern, und an andern Orten, wo sich das Volk versammelt, ärgerliche Dinge gespielet.(*) Worinn diese ärgerlichen Dinge eigentlich bestanden, kann man nicht sagen.(**) Sie mögen aber bestanden haben, worinn sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß diese Vagrants die ersten wahren englischen Komödianten waren; denn sie verliessen das abergläubische Zeug, und gaben sich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab.

(*) Wenn Riccoboni (in dem angezognen Werke, Seite 118) dieser Parlamentsacte, als der ältesten Spur des englischen Theaters gedenkt, so druckt er sich folgender massen aus: Sous le regne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 & finit en 1038, il est rapporté, dans un Livre imprimé à Londres, (*Statutes at large &c.*) que ce saint Roi ordonna par un Arret du Parlement, *qu'une Assemblée &c.* Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard der dritte regierte von 1327 bis 1376, und da ihn Riccoboni den heiligen König nennet, so ist es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen Eduard, dem Märtyrer, muß vermengt haben.

(**) Vielleicht waren sie derjenigen Art von Schauspieler nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten *Mummers* genannt wurden, und in einer altväterischen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebehrden und Possen machten. Es finden sich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren sie so gemein, und hielten das Volk so sehr von seinen Geschäften ab, daß sie der menschlichen Gesellschaft sehr schädlich wurden. Denn da sie beständig verkleidet und maskirt einhergingen, so waren sie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit so arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung K. Heinrichs des achten, (1512) eine Parlamentsacte wider diese Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske die verkauft, oder in einem Hause gefunden werden würde, eine Geldstrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

Ohne Zweifel zwar mit der gröbſten Satyre, und mit der plumbſten Nachahmung der aller ärgerlichſten Sitten, die nichts weniger als beſſern kann; doch dieſes konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders ſeyn, und man hätte ſie folglich nicht ſo wohl ganz unterdrücken, als nur einſchränken ſollen.

Nach einer ſo ſcharfen Ahndung aber mußte ſich alles, was einem Schauſpiele ähnlich ſahe, aufs neue unter den Mantel der Religion verbergen, und man ſahe wieder nichts als Myſteries vorſtellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusſchule dem K. Richard dem zweyten eine Bittſchrift, und baten darinn „daß gewiſſen unerfahrnen Leuten Einhalt „geſchehen möchte, welche ſich unterfangen hätten, die Geſchichte „des alten Teſtaments vorzuſtellen; weil es zu der Kläger Nach„theile geſchehe, als welche ſich in groſſe Koſten geſetzt, um die„ſelben zur Weihnachtzeit öffentlich zu ſpielen.“ Hieraus ſieht man, daß die Collegen der St. Paulusſchule damals ſchon gewiſſermaſſen im Beſitz waren, dergleichen Myſteries aufzuführen, und daß ſie es für Geld thaten. Wenn man alſo auch nur dieſen Zeitpunkt als den erſten des engliſchen Theaters annehmen wollte, ſo würde man es doch noch für älter als das franzöſiſche erkennen müſſen; denn es iſt gewiß, daß die Franzoſen mit den heiligen Vorſtellungen der Brüder der Paßion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des vierten, und zwar in dem eilften Jahre derſelben, (1409) wurde von den Londonſchen Kirchendienern (Pariſh-Clerks) ein Schauſpiel von Erſchaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bey welchem der gröſte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war.(*) Von Erſchaffung der Welt kann es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher,(**) daß es vielleicht dasjenige Schauſpiel geweſen ſey, von welchem in der Cottonianſchen Bibliothek noch bis jezt eine Handſchrift

(*) Stow's Survey of London.

(**) Man ſehe den Dialoge on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedruckten Bücherverzeichniſſe derſelben, S. 113. unter folgender Aufſchrift: Schauſpiele in altem engliſchen Sylbenmaaße h. e. Dramata ſacra, in quibus exhibentur hiſtoriæ veteris & novi Teſtamenti, introductis quaſi in ſcenam perſonis illic memoratis, quas ſecum invicem colloquentes pro ingenio fingit poeta. Videntur olim coram populo, ſive ad inſtruendum, ſive ad placendum, a fratribus mendicantibus repræſentata. Nach dem Zuge der Buchſtaben und der Sprache zu urtheilen, ſcheint das Buch wenigſtens drey hundert Jahr alt zu ſeyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prologo an, in welchem der Inhalt von vierzig nachſtehenden Pageants, d. i. von ſo viel verſchiedenen Acten oder Aufzügen, kürzlich erzehlt wird. Sie ſtellen die Geſchichte beyder Teſtamente, von Erſchaffung der Welt bis auf die Erwehlung des h. Matthias zum Apoſtel vor. Die Begebenheiten des neuen Teſtaments, z. E. die Verkündigung, die Geburth, die Heimſuchung ꝛc. ſind am weitläuftigſten ausgeführt; vor allen aber iſt die Paßion, die Auferſtehung, die Himmelfahrt, und die Erwehlung des h. Matthias ſehr umſtändlich mitgenommen. „Der Styl, ſagt ein „engliſcher Schriftſteller,(*) in welchem alle dieſe Dinge vorge„tragen werden, ſcheint jetzt ſehr gemein, und weit unter der „Würde des Inhalts zu ſeyn. Doch der damalige Geſchmack „war ſo eckel noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren „ſehr leicht einzunehmen, daß ſie von allen auf das beſte und „liebreichſte urtheilten.“

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorſtellungen hatte, daß auch die Provinzen damit verſehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und ſchändlicher Dinge damit verband; erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs des vierten, in welcher gewiſſer Waſtors, Maſter-Rimours, Minſtrels (Spielleute) und andrer Vagabunden, die ſich in die Landſchaft Wales eingeſchlichen hatten, gedacht, und befohlen wird, daß es durchaus keinen von dieſem Geſindel ferner vergönnt ſeyn ſoll, Commoiths und Verſammlungen daſelbſt anzuſtellen. Man

(*) Der Verfaſſer des angezognen Dialogue &c. S. 20.

kann nicht ſagen, was dieſe Maſter-Rimours, die der Landſchaft Wales inſonderе ſo beſchwerlich fielen, eigentlich für Leute geweſen ſind; eben ſo ſchwer iſt es auch zu beſtimmen, was man ſich für einen Begrif von ihren angeſtellten Commoiths zu machen habe. Die Grafſchaften in Wales (*) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein ſolcher Bezirk wird auf Walliſch ein Cantred genennt; und ein Bezirk, der ohngefehr die Helfte davon, d. i. funfzig Dörfer enthält, wird ein Commoith genannt. Die Maſter-Rimours bedienten ſich alſo vielleicht dieſes Worts, wenn ſie einen Platz beſtimmet hatten, wo ſie ſpielen wollten, und zehn oder zwölf (engliſche) Meilen in der Runde, (als in welchem Bezirke ohngefehr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieſes gewöhnlich geweſen, iſt aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſchrieben worden, zu erſehen. Wenn der Verfaſſer von den gewöhnlichen Luſtbarkeiten des Volks ſpricht, ſagt er unter andern; „Das „Guary-Miracle, welches auf Engliſch ſo viel als Miracle-Play „(Wunderſpiel) bedeutet, iſt eine Art eines Schauſpiels welches „von einer Geſchichte aus der heiligen Schrift handelt, und auf „Cornwalliſch geſchrieben iſt. Zur Aufführung deſſelben erbauen „ſie auf offenem Felde ein Amphitheater, welches vierzig bis „funfzig Fuß lang und breit zu ſeyn pfleget. Das Landvolk „kommt von einigen Meilen in der Runde dahin, um es zu „ſehen und zu hören; denn es kommen darinn Teufel und vie„lerley ſinnreiche Sprüche vor, daß ſo wohl das Auge als das „Ohr ergötzt wird.“ — — Von ſolcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorſtellungen der Maſter-Rimours zu Heinrichs des vierten Zeiten, wohl nicht geweſen ſeyn, weil man ihnen ſonſt ſchwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Myſteries auf dem engliſchen Theater geherrſcht, kann man nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrungen wurden, die man Moralities nennte, und welche wenigſtens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Myſteries ſtell-

(*) So wie die Grafſchaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genennt werden.

ten bloß eine Geschichte des alten oder neuen Testaments auf eine abgeschmackte Weise vor; aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunst, indem öfters die Tugenden, und Laster, und Gemüthsbewungen ꝛc. als Personen darinn aufgeführet wurden.(*) In der ersten Helfte des sechzehnten Jahrhunderts, fingen sie auch an öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenstand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künste anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verschaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, so würden sie eben so fleißig von politischen Sachen handeln. Doch dauerten diese theologisch polemischen Schauspiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung K. Heinrichs des achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, ist eine Clausel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauspielern verbothen wird, in ihren Gesängen oder Stücken das geringste vorzutragen, was der einmal festgesetzten Lehre nachtheilig seyn könnte. Eine von diesen Moralities, unter dem Tittel: New Custom &c.(**) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdessen doch wieder auf das Theater gebracht; nehmlich unter der Regierung der Königin Elisabeth, als sie die reformirte Religion wieder herstellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob sie gleich einem Gespräche ähnlicher sahen als einem Drama und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfassern dieser Interludes ist John Heywood einer der vornehmsten. Er ward

(*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Tittel all for Money (alles für Geld) sind unter den auftretenden Personen auch folgende: Die Gottesgelahrheit, die Wissenschaft, die Kunst, die göttliche Ermahnung, die gottlose Hülfe, die Gelehrsamkeit mit Geld, die Gelehrsamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrsamkeit, weder Geld noch Gelehrsamkeit ꝛc.

(**) Dodsley hat sie dem ersten Bande seiner Sammlung einverleibet.

im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts in London gebohren und ſtudirte zu Oxford. Die Strenge des akademiſchen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab ſich alſo wieder in ſeine Vaterſtadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundſchaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling K. Heinrichs des achten zu werden, der ihn wegen ſeines muntern Kopfs und ſeiner luſtigen Einfälle ſchätzte. Unter ſeinen Interludes findet ſich eines, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Tittel: A marry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und iſt im Jahre 1533 gedruckt.(*) Allein er muß nach der Zeit wieder ein ſehr eifriger Papiſt geworden ſeyn; denn er ſtand nicht allein bey der Königin Maria in groſſen Gnaden, ſondern verließ auch ſogar, nach ihrem Tode, ſein Vaterland, weil er wohl ſahe, daß die proteſtantiſche Parthey, unter Begünſtigung der Königin Eliſabeth, nunmehr die Oberhand bekommen werde. Er wandte ſich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 ſtarb. Er war ein guter Muſikus, und hat auſſer ſeinen Interludes, auch noch eine groſſe Menge Epigrammata geſchrieben, die aber nicht viel werth ſind.

Und nun kommen wird endlich auf das erſte engliſche Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville, nachher Baron von Buckhurſt und endlich Graf von Dorſet, Großſchatzmeiſter von England unter der Regierung der Königin Eliſabeth und König Jacobs des erſten, war der Verfaſſer deſſelben. Dieſer Herr war in ſeiner Jugend der größte Dichter ſeines Landes, ſo wie er in ſeinen männlichen Jahren der größte Staatsmann deſſelben ward. Er war im Jahr 1526 gebohren, ſtudirte zu Oxford und Cambridge, und ſahe Frankreich und Italien. Alle ſeine poetiſchen Werke aber hat er vor dieſer Reiſe geſchrieben, und es ſcheint überhaupt nicht, daß er, insbeſondre zu ſeiner Tragödie, durch irgend ein äusländiſches Muſter ſey ermuntert worden. Sie ward den 16 Jenner 1561 zum erſten mal, in Gegenwart der Königin Eliſabeth aufgeführt; und der Inhalt iſt aus der alten engliſchen Geſchichte genommen.

(*) Man ſehe den angeführten Dialogue &c. S. 30.

Sie ward nicht sogleich gedruckt; während der Zeit aber da sich der Verfasser auf Reisen befand, machte sich ein Buchhändler seine Abwesenheit zu Nutze, und gab sie 1565 zu London in 8. sehr fehlerhaft, heraus. Nach seiner Zurückkunft besorgte er selbst eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrex und Porrex, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück Gorboduc nennte. „Gorboduc, König von „England, theilte sein Reich, noch bey Lebzeiten, unter seine „Söhne Ferrex und Porrex. Diese Söhne gerathen in Streit; „der ältere bringt den jüngern um; die Mutter, welche den er„mordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; der König er„mordet darauf die Königin; und damit das Theater ja gänz„lich rein werde, so erregt das Volk einen Aufstand, und schaft „auch den alten Gorboduc aus der Welt ꝛc. — Dieses ist die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergossen. Die mechanischen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, sind schlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten blos eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite desto grössere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaaßes, ertheilen seinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie so wesentlich ist, und doch von fast allen nachfolgenden englischen Trauerspieldichtern, entweder so wenig verstanden, oder so sehr vernachläßiget worden. Selbst Pope machte sehr viel aus diesem ersten tragischen Versuche seiner Landsleute, und seiner Vorsorge hat man die neuste(*) Ausgabe desselben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord Buckhursts von Joseph Spence, erschienen ist. Diese Ausgabe war höchst nöthig; denn das Stück war so vergessen worden, und so wenigen mehr bekannt, daß es selbst Dryden nicht muß gesehn haben, weil er es die Tragödie von der Königin Gorboduc nennt, und vorgiebt, daß sie in gereimten Versen abgefaßt sey, welches sie doch nicht ist.(**) Ich will mich jetzt nicht län-

(*) Außer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande seiner Sammlung abdrucken lassen.

(**) In der Zueignungsschrift vor seinen Rival-Ladies.

ge dabey aufhalten, ſondern nur noch dieſen einzigen Umſtand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unſerm Lord Buckhurſt gehört, daß aber die erſten drey Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben ſoll.

Ohngefähr in eben daſſelbe 1561te Jahr fällt auch die erſte engliſche Komödie, die dieſes Namens nicht ganz unwerth iſt, wenigſtens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der älteſten Ausgaben, auf der von 1661 nehmlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleaſant and merry Comedy; und zugleich wird auf dieſem Titel geſagt, daß ſie von einem Mr. S— Maſter of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge geſpielet worden. Der Inhalt iſt ohngefehr dieſer: „Die Frau Gammer Gurton, als ſie ihres Bedienten Hodge Beinkleider ausgebeſſert, „hat ihre Nadel dabey verloren, und ihre Nachbarin Dame „Chot fällt bey ihr in den Verdacht, als ob ſie ihr dieſe Nadel „entwendet habe. Sie läßt ſie ſogar durch den Pfarrer des „Orts von ihr wieder abfordern, und bey einem Haare wäre „ein greulicher Zank darüber entſtanden. Doch Hodge findet „die Nadel noch zur rechten Zeit in ſeinen Beinkleidern, und „macht der Komödie dadurch ein Ende" — Wie viel Komiſches in ſo einem Stücke ſeyn könne, und von welcher Gattung es ſeyn müſſe, kann man gar leicht von ſelbſt abnehmen. Dodsley hat es dem erſten Bande ſeiner Sammlung alter Luſtſpiele (S. 123 und folg.) einverleibet, und ich will hier nur noch hinzuſetzen, daß es in langen dactyliſchen Verſen geſchrieben iſt. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit beſſeres Stücke auf der engliſchen Bühne geſehen, nehmlich eines von den Luſtſpielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward; doch glaube ich nicht, daß Riccoboni(*) allzuwohl daran gethan hat, von dieſem plautiniſchen Stücke die Epoche der engliſchen Komödie zu rechnen. Wenigſtens iſt die Anmerkung die er darüber macht, unrichtig: „daß man folglich den Engländern das Vorrecht laſſen müſſe, ihr Theater mit einem guten weltlichen

(*) In dem angezogenen Werke S. 121.

„Stücke angefangen zu haben, da alle andre europäische Natio-
„nen das ihrige mit höchst elenden Possenspielen angefangen
„hätten. Die Interludes, deren wir in dem vorhergehenden
gedacht haben, sind der wahre Anfang der eigentlichen engli-
schen Komödie, und nichts bessers als Possenspiele gewesen.

Die Bahn war also in beyden Arten des Drama gebrochen und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit er-weckt wird, zeigte sich bey mehr als einem der damaligen schö-nen Geister wirksam. Ich will einige der vornehmsten nahm-haft machen.

Richard Edwards, war zu seiner Zeit als ein guter Mu-sikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 gebohren und stu-dirte gegen 1547 zu Oxford in dem Christchurch Collegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Elisabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle und Aufseher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Lustspiele, wovon das eine den Titel führt, Damon und Pythias, und vom Dodsley dem ersten Theile sei-ner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhel-let, daß Edwards recht gute Begriffe von den Charakteren und den Absichten des Lustspiels gehabt hat. Auch scheinen ihm die Lehren und Muster der Alten nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn; denn er sagt unter andern in gedachtem Prologo, weil Könige und andre hohe Personen in seinem Stücke vorkämen, so würde er wohl am besten thun, wenn er es eine Tragiko-mödie nennte. Dieser Zug, wie bekannt, ist von dem Vorred-ner zu des Plautus Amphitruo entlehnet. Das zweyte Lustspiel des Edwards heißt: Palämon und Arcite. In diesem fand die Königin Elisabeth, und die ganze Versammlung, vor der es aufgeführt ward, nichts lustiger, als ein Geschrey von Jagd-hunden, welches sehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landschaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Collegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magisters der freyen Künste annahm. Er machte sich sowohl durch verschiedene dra-matische Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekannt. Der Ausdruck in diesem Roman war ausserordentlich

unnatürlich; voller Metaphern, Alluſionen, Allegorieen und Analogieen. Und ob man ſchon damals weit beſſere Muſter der Sprache aufzuweiſen hatte, dergleichen die Schriften eines Sidney und Spenſer waren, ſo fand er doch an dem Hofe der Königin Eliſabeth einen ſo auſſerordentlichen Beyfall, daß eine Hofdame, die den Euphues nicht leſen, und ſich nach ſeiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben ſo wenig geachtet ward, als itzt eine, die nicht franzöſiſch ſpricht. Sechſe von Lillys dramatiſchen Stücken ſind, unter dem Titel der Hofkomödien, verſchiedne Jahre nachher zuſammen gedruckt worden. (*) Sie heiſſen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathea; Mydas; Sappho und Phaon und Mutter Bombie. Die erſte hat Dodsley dem zweyten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obengedachten John Heywoods; gegen 1535 zu London gebohren. Er verlies mit ſeinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jeſuiterorden. Vorher als er noch in Oxford ſtudirte, hatte er einige von den lateiniſchen Trauerſpielen, die unter dem Namen des Seneca angeführet werden, überſetzt; und dieſerwegen gedenke ich hier ſeiner. Den raſenden Herkules nehmlich, die Trojanerinnen und den Thyeſt. In den Trojanerinnen hat er verſchiedene Veränderungen und Zuſätze angebracht. Die Zuſätze beſtehen in einige ſechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem erſten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geiſt des Achilles erſcheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; desgleichen in drey Strophen, zu dem Chore nach dem zweyten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urſchrift faſt aus lauter Namen fremder Gegenden beſtehet, und an deſſen Statt er einen für ſeine Leſer verſtändlichern eingeſchoben hat. — Er ſtarb 1598. zu Neapolis.

Wie die Stücke dieſer und der übrigen Zeitverwandten Dichter beſchaffen geweſen, kann man aus folgender Stelle des Rit-

(*) London 1632. in Duodez.

ters Philipp Sidney ersehen. „Unsere Trauerspiele und Lust„spiele, sagt er in seiner Vertheidigung der Dichtkunst, „be„obachten weder die Regeln des Wohlstandes, noch der Dicht„kunst. Die eine Seite des Theaters ist Asien und die andere „Africa; und dazwischen liegen noch so viele Königreiche, daß „jeder auftretende Schauspieler es sein erstes Wort muß seyn „lassen, uns zu sagen, wer und wo er sey, weil man seine „Rede sonst unmöglich würde verstehen können. Mit einemmal „kommen drey Frauenzimmer, welche Blumen suchen, und wir „müssen glauben, daß das Theater einen Garten vorstelle. „Nebenher hören wir, daß ein Schiff auf eben demselben Platze „verunglückt sey; und nun muß das Theater ein Ufer oder ein „Fels seyn. Gleich darauf erscheint in dem Hintertheile der „Schaubühne ein entsetzliches Ungeheuer, welches Feuer speyet, „und das Theater ist folglich eine Höhle. Nun kommen ge„schwind ein halb Dutzend Kerle mit Schwerdtern und Schil„den, die ein Kriegesheer vorstellen, herein gelaufen, und wir „werden gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. „So gehen unsere Dichter mit dem Orte um; und mit der „Zeit sind sie noch weit freygebiger. Gewöhnlicher Weise ver„liebt sich ein junger Prinz in eine junge Prinzeßin; nach man„cherley Unglück und Verwirrung kömmt die Prinzeßin in ge„segnete Umstände, und wird zu gehöriger Zeit von einem ge„sunden und wohlgestalten Knaben entbunden. Dieser wird „verlohren, findet sich wieder, wird groß, verliebt sich, und „würde vielleicht selbst wieder einen jungen Sohn sehen, wenn „nicht der Vorhang zufiele ꝛc.

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das englische Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakespear, Beaumont, Fletcher und Ben Johnson waren die großen Genies, die es mit unsterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechischen, für einen Kenner der schönen Wissenschaften das aller interessanteste ist, und dem Ansehen nach auch bleiben wird.

Von dieser Zeit an kann man die Geschichte des englischen

Theaters, und die Dichter deſſelben, in drey Perioden und Klaſſen eintheilen.

Der erſte Periode fängt an vom Shakeſpear, und gehet bis an der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauſpiele verbothen. Er beträgt einige funfzig Jahre.

Der zweyte Periode fängt von der Zeit der Reſtitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, beſonders ihrem Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben anfingen.

Der dritte Periode begreifet das itztlauffende Jahrhundert; und wie das Theater deſſelben das neue heißen kann, ſo wird man nicht unrecht den zweyten Perioden das mittlere und den erſten das alte engliſche Theater nennen können. Das älteſte folglich würde das Theater vor Shakeſpears Zeiten ſeyn; und von dieſem verlohnt es ſich kaum der Mühe, mehr zu ſagen, als ich bereits geſagt habe.

Aber auch von den drey wichtigern Perioden will ich vor itzo dem Leſer weiter nichts vorlegen, als ein chronologiſches Verzeichniß der vornehmſten Dichter derſelben, damit er ohngefehr ſehen kann, welch eine reiche Erndte hier auf uns wartet.

Erſter Periode;
oder das alte engliſche Theater.

1. William Shakeſpear; gebohren 1564. zu Stratford in der Grafſchaft Warwick. Sein erſtes Stück iſt Romeo und Juliet von 1597. und die gleich darauf folgenden Richard der zweyte, und der dritte. Er ſtarb 1617. im drey und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Die erſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von 1623. in Folio. Die vorzüglichſten von den nachherigen Ausgaben ſind, die Ausgabe von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.
2. Francis Beaumont und John Fletcher. Dieſe zwey Freunde ſind als dramatiſche Dichter nicht zu trennen, indem ſie alle ihre Werke gemeinſchaftlich verfertigten. Beaumont war gebohren 1585. und Fletcher 1576. Jener ſtarb noch vor ſeinem dreyßigſten Jahre, 1615; und dieſer 1625, an der Peſt.
3. Ben Johnſon; gebohren 1574. Sein erſtes dramatiſches

Werk, das er drucken ließ, war das Lustspiel Every Man in his Humour; zum erstenmale aufgeführt 1598. Er starb den 16 August 1657 im drey und sechzigsten Jahre.

4. Thomas Heywood; lebte unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jacobi I. und war zugleich ein Schauspieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem sagt, daß das gegenwärtige das zweyhundert und zwanzigste sey, welches aus seiner Feder geflossen, oder woran er wenigstens Theil gehabt. Es sind aber von dieser grossen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von seinen Tragödien: A Woman kill'd with kindness stehet in dem vierten Bande der Dodsleyschen Sammlung.

5. Christoph Marloe; er studierte zu Cambridge, verließ aber die Universität gar bald, und ward ein Schauspieler, und zwar von eben der Gesellschaft, von welcher Shakespear war. Er war zum Tragischen besonders aufgelegt, und unter seinen sechs Stücken ist auch ein Doctor Faust. Seine Tragödie, Edward the second, stehet in dem zweyten Bande der Dodsleyschen Sammlung. Wood legt ihm einen sehr abscheulichen Charakter bey; und sagt er sey ein offenbahrer Atheist gewesen. Von dergleichen Beschuldigungen gehet meistentheils viel ab. Sein Ende war sehr unglücklich. Er hatte sich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einst einen Nebenbuhler in Livrey antraf. Er zog seinen Dolch und wollte ihn in der Wuth erstechen. Doch der Bediente wich dem Stosse aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit seinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er starb 1593.

6. George Chapmann; gebohren 1578. Er studierte zu Oxford und kam nachher nach London, wo er mit Shakespear, Johnson, Fletcher ꝛc. Freundschaft machte. Er war in der lateinischen und griechischen Sprache sehr erfahren, und seine Uebersetzung des Homers wird auch noch itzt nicht ganz verachtet. Er hat verschiedne Trauerspiele und Komödien geschrieben. Aus dem Prologo seiner Komödie, All Fools, sieht man, daß zu damaliger Zeit die Standespersonen und

wer ſich ein guter Kunſtrichter zu ſeyn dünkte, anſtatt in den Logen zu ſitzen, mit auf dem Theater ſaſſen, wie es noch itzt in Frankreich gebräuchlich iſt. Eine andere von ſeinen Komödien: Two wiſe men, and all the reſt Fools, hat ſieben Aufzüge. Unter ſeinen Trauerſpielen heißt eines: Alphonſus Emperor of Germany; in welchem er dieſen Gegenkayſer Richards von Cornwall, bloß ſeiner Nation zu ſchmeicheln, eine ſehr abſcheuliche und unglückliche Rolle ſpielen läßt. Sein Luſtſpiel: The Widow's tears, deſſen Inhalt die bekannte Geſchichte von der Matrone zu Epheſus iſt, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Chapmann ſtarb 1655.

7. William Rowley; ſchrieb ſechs dramatiſche Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakeſpear Theil hat. Seine beſte Tragödie iſt All's loſt by Luſt. Eine von ſeinen Komödien: A Match at Midnight, ſtehet in dem ſechſten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung Carls des erſten.

8. John Marſton; ſtudirete zu Oxford und iſt Verfaſſer von acht dramatiſchen Stücken, die Shakeſpear nach ſeinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt ſeyn, herausgegeben. Eines davon, The Malcontent, a Tragedy, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Sie iſt dem Ben Johnſon mit vielen Lobſprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; gebohren 1562. Er ſchrieb auſſer ſeiner Geſchichte von England, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien, und Tragikomödien. Die erſten, nahmentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach der Art der Alten, mit Chören zwiſchen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward nach dem Tode des groſſen Spenſer, gekrönter Poet, bey der Königin Eliſabeth, und ſtarb 1619.

10. Thomas Decker; lebte unter der Regierung Jacobi I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit Ben Johnſon bekam, berühmter als durch alle ſeine Werke, die in eilf dramatiſchen Stücken, größten Theils Luſtſpielen, beſtehen, wovon er achte ganz allein, drey in Geſellſchaft mit Webſter und eines in Geſellſchaft mit Rowley und Ford verfertiget. Un-

ter die erſten achte gehöret The Whore of Babylon, (gedruckt zu London 1601. in Quart) worinn er, unter erdichteten Namen, die vortreflichen Tugenden der Königin Eliſabeth, und die Gefahren vorſtellet, denen ſie durch die glückliche Entdeckung der böſen Abſichten, welche die Jeſuiten und Papiſten wider ihre geheiligte Perſon gehabt, entgangen. Desgleichen: The honeſt Whore, in zwey Theilen, wovon der erſte in dem dritten Bande der Dodsleyſchen Sammlung zu finden. Unter die Stücke welche er in Geſellſchaft mit Webſtern geſchrieben, gehöret Wyatt's Hiſtory. Der Held dieſes Stücks iſt Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem erſten Jahre der Königin Maria einen Aufſtand erregte, um ihre Vermählung mit Philippo von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr der bey der Königin Eliſabeth in großen Gnaden ſtand, und auch an dem Hofe Jacobi I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von Ph. Sidney und Camdens großer Gönner. Er ſchrieb zwey Trauerſpiele, Alaham und Muſtapha. Das letztere ſtehet in dem zweyten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Er ward 1628. von einem ſeiner Bedienten, der ſich von ihm nicht genug belohnt zu ſeyn glaubte, ermordet.

12. Philipp Maßinger. Er war einer von den angeſehenſten Dichtern ſeiner Zeit; gebohren gegen 1585. Er ſtarb zu London 1640. und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren, zu Grabe begleitet. Auſſer verſchiednen Stücken, die er mit Fletchern und andern in Gemeinſchaft ſchrieb, hat er deren noch vierzehn von ſeiner eignen Arbeit drucken laſſen. Viere davon: The Guardian, a comical Hiſtory; das Luſtſpiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The Picture, und das Trauerſpiel: The unnatural Combat hat Dodsley dem achten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

13. Thomas Randolph; gebohren 1605. Er ſtudirete zu Cambridge, und war einer von den eifrigſten Anhängern und Bewundrern Ben Johnſons Er ſtarb 1634. Von ſeinen

dramatiſchen Stücken ſtehet das Luſtſpiel: The Muſe's Looking Glaſs, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne iſt, in dem ſechſten Bande der Dodsleyſchen Sammlung.

14. William Alexander Graf von Stirling; aus einer vornehmen Schottiſchen Familie; gebohren unter der Regierung der Königin Eliſabeth und während der Minderjährigkeit Jacobi VI. von Schottland. Er ſtand bey dem letztern und deſſen Sohne Carl dem erſten, in großen Gnaden und bediente wichtige Aemter. Er iſt Verfaſſer von vier dramatiſchen Stücken, die er Monarchiſche Trauerſpiele nennet; nahmentlich, die Alexandriniſche Tragödie, Crösus, Darius und Julius Cäſar. Sie ſind nach dem Muſter der Alten geſchrieben, und haben zwiſchen jedem Aufzuge Chöre. Sie ſind durchaus ernſthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnſprüche; doch ſind auch die ſanftern und zärtlichern Leidenſchaften dann und wann ſehr fein bearbeitet. In der Wahl ſeiner Verſe aber, iſt der Verfaſſer ſehr unglücklich geweſen; es ſind nehmlich Verſe mit abwechſelnden Reimen, ſo wie ſie Pibrac in ſeinen Vierverſen, oder Davenant in ſeinem Gondibert gemacht hat.

15. John Ford; ſchrieb unter der Regierung Carls des erſten, zum Theil in Geſellſchaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragiſchen aufgelegter, als zum Komiſchen. Seine beſte Tragödie ſoll ſeyn: 'Tis Pity ſhe is a Whore! Schade, daß ſie eine Hure iſt! Ein ſonderbarer Titel für ein Trauerſpiel. Die unzüchtige Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter, wird darinn ein wenig mit allzu lebhaften und reitzenden Farben geſchildert.

16. Thomas May, war unter der Regierung der Königin Eliſabeth gebohren, und lebte an dem Hofe Carls des erſten, während welcher Zeit er drey Trauerſpiele und zwey Komödien ſchrieb. Die beyden letztern unter dem Titel: The Heir und the old Couple ſind in dem ſiebenden Bande der Dodsleyſchen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und ſie nicht bekam, ward er wider den

Hof erbittert, und hieng, während dem bürgerlichen Kriege, dem Parlamente an. Er beschrieb auch die Geschichte dieses Parlaments, worinn er alle Galle eines Mißvergnügten ausschüttete. Er starb 1652.

17. Thomas Goff; gebohren gegen das Jahr 1592. Er schrieb, als er zu Oxford studirete, verschiedne Tragödien; wählte aber hernach den geistlichen Stand, und schrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624. gedruckt worden. Er starb in in dem nehmlichen Jahre.

18. Thomas Middleton. Er lebte unter der Regierung Carls des ersten; und das rühmlichste was man von ihm sagen kann, ist dieses, daß er mit Johnson und Fletcher in Gemeinschaft gearbeitet, desgleichen auch mit Maßinger und Rowley. Seine dramatische Stücke belauffen sich auf vier und zwanzig, meistens Komödien. Eine davon: A mad World, my Masters! stehet in dem fünften Bande der Dodsleyschen Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derselben.

19. John Suckling, gebohren 1613. Sein Vater war Haushofmeister bey Carl dem ersten. Er reisete, und wohnte in Deutschland einem Feldzuge unter Gustavo Adolpho bey. Als er wieder nach Hause kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Kosten einen Trupp Reiter, zum Dienste des Königs, zusammen, konnte aber keine grossen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters starb. Man hat nur vier dramatische Stücke von ihm. In Prosa wußte er sich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poesie aber zeigte er kein sonderlich Genie.

20. William Cartwright; gebohren 1611. oder nach andern 1615. Er studirte zu Oxford, wo er verschiedne Komödien und Tragikomödien schrieb. Eine von den leztern: the Royal Slave, ward den 30 Auguſt 1636 von den Studenten des Christchurch Collegii daselbst, in Gegenwart des Königs und der Königin mit grossem Beyfalle aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary stehet in dem zehnten Bande der Dodsleyschen Sammlung. Cartwright trat hernach

in den geiſtlichen Stand, und erwarb ſich durch ſeine pathetiſche Predigten vielen Ruhm. Er ſtarb aber ſehr jung; nehmlich 1643. im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters.

A. Anthony Brewer; blühte unter der Regierung Carls des erſten, und ſchrieb, auſſer einer Komödie, den vor Liebe kranken König, welches für eines von den beſten irregulären Trauerſpielen, nach Shakeſpears ſeinen, gehalten wird. Die Geſchichte iſt ungemein rührend: Canut, König von Dännemark, hat ſich der Stadt Wincheſter, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt alles über die Klinge ſpringen zu laſſen. Er kömmt voller Blutdurſt in das Kloſter, und ſchnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen und ihn gleichſam in einen Menſchen umzuſchaffen. Canut verliebt ſich in ſie, und die ſchöne Nonne überläßt ſich, nach einem langen Streite zwiſchen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihr Kloſtergelübde. Die Sprache in dieſem Stücke des Brewer iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als Rowes Verſe nur immer ſeyn können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit. — Noch ſchreiben einige dieſem A. Brewer ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five ſenſes, for Superiority. Es ward 1607. zuerſt gedruckt, und iſt in dem fünften Bande der Dodsleyſchen Sammlung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stück merkwürdig. Als es nehmlich zu Cambridge aufgeführet ward, ſpielte Oliver Cromwell, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darinn, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeiz dabey zuerſt aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhitzt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſetzt.

Roſes and bays, pack hence! this crown and robe
My brows, and body, circles and inveſts;
How gallantly it fits me! ſure the ſlave

Meaſured my head, that wrought this coronet.
They lie that ſay, complexion cannot change!
My blood's ennobled, and i am transform'd
Unto the ſacred temper of a king.
Methinks, i hear my noble Paraſites
Stiling me Cæſar, or great Alexander,
Licking my feet &c.

22. James Schirley; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſes Perioden; doch gehöret er auch einigermaſſen mit in den folgenden. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Hertford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarr, kam nach London, und fieng an für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Carls des erſten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newcaſtle, William Cavendiſch. Nach der Reſtauration wurden verſchiedne von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht ſagen, daß ihm Carl der zweyte irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das Königliche Haus zufliesſen laſſen. Er ſtarb in groſſem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreyßig dramatiſche Stücke, meiſtens Komödien, geſchrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gameſter, ſtehen in dem neunten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Er hat ihr eine ironiſche Zuſchrift an William Prynne, deſſen wir ein andermal gedenken werden, vorgeſetzt.

Und dieſes werden auch ziemlich die merkwürdigſten dramatiſchen Dichter aus dieſem Perioden ſeyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. Joſeph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnſon, deſſen tragiſch-komiſche Paſtorelle The Shepherd's Holiday, in dem ſiebenden Bande der Dodsleyſchen Sammlung vorkömmt. — William Habington, gebohren 1605. und geſtorben 1654, deſſen Tragikomödie: The Queen of Arragon, Dodsley ſeinem zehnten Bande einverleibet hat. — John Web-

ſter, deſſen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daſelbſt in dem dritten Bande zu finden. — Gerwaſe Markham, der unter der Regierung Carls des erſten lebte, und für ihn die Waffen ergriff; er iſt Verfaſſer eines einzigen Trauerſpiels: Herod and Antipater. — Peter Hauſted, ein Geiſtlicher der Predigten und Komödien geſchrieben, geſtorben 1645. — John Day, Jaſper Main ꝛc.

Zweyter Periode
oder das mitttlere engliſche Theater.

1. William Davenant; gebohren 1605 zu Oxford, wo ſein Vater ein Wirthshaus hielt. Er ſtudierte daſelbſt in Lincolns-Inn, aber nur kurze Zeit, und that ſich ſeit 1628 mit verſchiednen dramatiſchen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnſons Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie, während dem bürgerlichen Kriege, ſehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erſte Stelle in dieſem Perioden verdienet, iſt dieſes die Urſache. Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewiſſen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergieſſen, aber nicht, einen unſchuldigen Scherz anzuhören, alle theatraliſche Vorſtellungen verbothen hatten, und nun verſchiedne Jahre gar keine engliſche Bühne exiſtirte: ſo war Davenant der erſte, der auf die Wiederherſtellung derſelben bedacht war. Er mußte aber ſehr behutſam zu Werke gehen, und vor der Hand die Muſik für das Hauptwerk ausgeben. Die Stücke die er in dieſer Abſicht verfertigte, waren mehr Geſpräche und einzelne Declamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieſer Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingeſetzet ward. Davenant ſtarb den 7 April 1668. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, die er ſo wohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft ſich ohngefehr auf zwanzig; ſie ſind mit ſeinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu Londen 1673, zuſammen gedruckt worden.

2. Johann Dryden. Von dieſem und ſeinen ſämmtlichen dra-

matischen Werken werde ich in dem folgenden XIIIten Artikel umständlich zu handeln anfangen.

3. Nathanael Lee. Er studierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauspieler das Theater. Man weis wenig von seinen Lebensumständen. Er starb noch vor seinem vier und dreyßigsten Jahre, und schrieb eilf Tragödien. Er besaß den göttlichen Enthusiasmus eines Poeten, und war besonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenschaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verstande, und saß in Bedlam. Für sein feinstes und rührendstes Stück hält man: Lucius Junius Brutus ꝛc.

4. Thomas Otway, gebohren 1651. Er studirte zu Oxford, gieng von da nach London, und ward ein Schauspieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in schlechten Umständen wieder zurück, und fing an, für die Bühne zu schreiben. Seine Lustspiele sind allzu wild und unzüchtig. In seinen Trauerspielen aber ist er so rührend, und zeigt sich als einen so großen Meister über das Herz und die Leidenschaften seiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatischen Dichtern, nur sehr wenige seines gleichen hat. Er starb 1685 im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters, in dem aller äussersten Elende; und der Verfasser des befreyten Venedigs mußte in dem großmüthigen und reichen Engkande, vor seinem Ende noch betteln.

5. Thomas Shadwell; gebohren gegen 1640. Er war gekrönter Poet und starb 1692. Dryden war sein großer Feind; allein er verachtete ihn viel zu sehr. Verschiedne von seinen Komödien sind reich an Humor; und es fehlt ihnen auch nicht an ursprünglichen Charaktern. Er ahmte sonderlich Ben Johnson nach.

6. Thomas Killegrew. Er war Edelknabe bey Carl dem ersten, und hernach Kammerjunker bey Carl dem zweyten, mit dem er zwanzig Jahr auffer England lebte. Während dieser Zeit schrieb er neun dramatische Stücke, und zwey nach seiner Zurückkunft in London, die daselbst in einem Foliobande 1664 zusammen gedruckt worden. Ein Lustspiel davon:

The Parlon's Wedding ſtehet in dem neunten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieſes Namens, William Killegrew, der Carl dem erſten ſehr treu blieb, und hernach gleichfalls an Carls des zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatiſche Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zuſammen gedruckt worden.

7. Katharine Philips, eines Kaufmanns, John Fowles, Tochter, zu London gebohren 1631. Sie überſetzte einige Trauerſpiele aus dem Franzöſiſchen des P. Corneille und ſtarb im zwey und dreyßigſten Jahre ihres Alters 1664.

8. Roger Boyle Graf von Orrey; gebohren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern ſeiner Zeit, und ſchrieb einige Tragödien. Er ſtarb 1629.

9. Aphra Behn; dieſe bekannte Dichterin ward unter der Regierung Carls des erſten gebohren, und lebte ihre jüngern Jahre mit ihrem Vater, Namens Johnſon, in Surinam. Als ſie nach London wieder zurück kam, heyrathete ſie daſelbſt ein Kaufmann mit Nahmen Behn. Carl der zweyte brauchte ſie in politiſchen Angelegenheiten. Sie hat, auſſer verſchiednen andern Gedichten, ſiebzehn Komödien geſchrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zuſammen gedruckt worden. Sie ſtarb 1689.

10. Charles Sedley; gebohren gegen 1609. Er kam nach der Reſtauration an den Hof Carls des zweyten, der ihn ſehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine ſehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jacob dem zweyten, half er ſehr befördern. Er iſt Verfaßer von drey Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719. in zwey Octavbänden zuſammen gedruckt worden.

11. George Etherege; gebohren gegen 1636. Er ſtudirte einige Zeit zu Cambridge und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664. zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntſchaft der damals beruffenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rocheſter, des vorerwehnten Charles Sedley, zuwege, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jacob der zweyte ſchickte ihn

als seinen Minister nach Regensburg, wo er auch gestorben seyn soll. Er hat außer dem angeführten Lustspiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. William Mountford; gebohren 1659. Er war ein berühmter Schauspieler und zugleich Verfasser von einigen dramatischen Stücken, unter welchen sich das Possenspiel befindet: Dr. Faustus, with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692. meuchelmörderischer Weise umgebracht.

13. John Crown; gebohren in Neuschottland in Nordamerica. Er kam nach England über und erlangte als ein dramatischer Schriftsteller, an dem Hofe Carls des zweyten, nicht den kleinsten Ruhm. Er hat siebzehn Stücke für das Theater geschrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beste gehalten wird. Er lebte noch 1705. in einem hohen Alter.

14. Thomas Betterton, einer von den größten Schauspielern, die England jemals gehabt hat. Er war gebohren 1635. und starb 1710. Er ist auch Verfasser von drey dramatischen Stücken.

15. John Banks; Verfasser von verschiednen Tragödien, die von keinem großen poetischen Genie zeigen, aber doch nicht selten Thränen erregt haben, welches besonders von seinem Grafen von Esser und Anna Bullen zu sagen ist. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. George Farquhar; ein Irrländer, gebohren 1678. Er studirte in dem Dreyfaltigkeits-Collegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daselbst. Im Jahr 1696. kam er nach London, und ward aus einem Schauspieler ein komischer Schriftsteller. Seine Lustspiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchem er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er starb nehmlich noch vor seinem dreyßigsten Jahre 1707. in sehr mißlichen Umständen.

17. Elkanah Settle; gebohren gegen 1658. Er spielte von 1680. den politischen Federfechter und war bald ein Tory

und bald ein Whig. Zugleich ſchrieb er an die funfzehn dramatiſche Stücke und ſtarb 1724.

18. Edward Ravenscraft; Verfaßer von eilf dramatiſchen Stücken. Er war ein groſſer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagii aber, den er dieſem macht, iſt ihm ſelbſt mit größtem Rechte zu machen, indem er ſeine Luſtſpiele faſt alle, aus franzöſiſchen entlehnet hat, ohne ſie zu verſchönern, welches unter Drydens Feder doch oft geſchah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts geſtorben ſeyn.

19. William Wycherley; dieſer große komiſche Dichter war gebohren 1640. Er kam ſehr jung nach Frankreich, wo er die katholiſche Religion annahm, der er aber wieder nach ſeiner Zurückkunft in England entſagte. Er war auf dem Puncte bey Carl dem zweyten, der ihn ſehr ſchätzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal ſeine ſchönſten Hofnungen zerſtörte. Er ſtarb 1715. Sein erſtes Luſtſpiel: Love in a Wood, iſt von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire ſehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für ſein beſtes Stück gehalten.

20. Nahum Tate; gebohren unter der Regierung Carls des zweyten. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poete, und lebte bis gegen 1715. Er iſt Verfaſſer von neun Schauſpielen.

21. Thomas d'Urfey, Verfaſſer von ein und dreyßig aber ſehr mittelmäßigen Schauſpielen. Er ſtarb 1723. in einem ſehr hohen Alter. Man kennet die ſpaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuſchauer an verſchiedenen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux; ein Franzoſe, gebohren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in Londen einen anſehnlichen Handel. Er ward dabey ein engliſcher Schriftſteller, und ſchrieb verſchiedne Schauſpiele. Er kam 1718. im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ums Leben.

3. Miſtreß Manley; dieſes bekannte unglückliche Frauenzimmer, iſt auch Verfaſſerin von einigen Schauſpielen. Sie ſtarb 1724.

Es finden ſich noch verſchiedene andere dramatiſche Dichter, ie in dieſen Perioden zwar gehören, aber weder ſchlecht genug,

James Miller; gebohren 1703. Ein Geistlicher seines Standes, der sich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteste von seinen Komödien ist: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laster der daselbst studirenden Jugend sehr lebhaft abgeschildert werden. Sie ward 1729 zum erstenmale aufgeführt. Er starb 1743.

14. George Lillo; der Verfasser des unter uns so bekannten Kaufmanns von London; gebohren zu Londen 1693. Er war von Profeßion ein Juwelirer. Das gedachte Stück kam 1731 zuerst auf die Bühne. Die Geschichte ist nicht von seiner Erfindung sondern aus einem alten Bänkelsängerliede genommen; welches bey der Gelegenheit wieder gedruckt und in einem Tage zu Tausenden verkauft ward. Lillo hat noch verschiedene andere Trauerspiele geschrieben, und starb 1739.

Es gehören noch zu den verstorbenen dramatischen Dichtern aus diesem Perioden, John Hughes, Charles Johnson, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmsten derselben itzt nur nennen: Young, Moore, Mallet, Havard, Jones, Whithead, Mason, Hume ꝛc.

XIII. Von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken.

Dieser grosse Dichter ward gebohren den 6ten August 1631 zu Aldwincle, bey Oundle, in der Grafschaft Northampton, aus einer ganz ansehnlichen Familie. Seine erste Unterweisung bekam er in der Schule zu Westmünster, unter dem berühmten D. Busby. Von da kam er 1650 in das Dreyfaltigkeitscollegium zu Cambrigde.

Man findet eben nicht, daß er sein grosses poetisches Genie sehr frühzeitig gezeigt habe. Er war bereits über dreyßig Jahr, als er sein erstes Lustspiel verfertigte. Ehe ich aber von diesem ein mehrers sage, erlaube man mir von seinem

Versuch über die dramatische Poesie

(Essay of Dramatick Poesie) zu reden. Wenn ein Schriftsteller

in ſeiner Gattung beydes Regeln und Beyſpiele gegeben, ſo erfordert es die Natur der Sache, ſich jene zu erſt bekannt zu machen.

Der gedachte Verſuch ward 1668 zum erſtenmale gedruckt; ich bediene mich aber eines neuen Abdrucks von 1693, zu London auf ſieben Quartbogen. Dryden hat ihn Carln, Grafen von Dorſet und Middleſex zugeeignet, und ſagt in der Zuſchrift, daß er ihn zu der Zeit geſchrieben, als ihn die Wuth der Peſt aus der Stadt getrieben. Dieſes war das Jahr 1665. Die Theater waren während dieſer Landplage in London alle geſchloſſen, und Dryden konnte ſich mit nichts als den Gedanken davon auf dem Lande unterhalten, und that dieſes, wie er ſagt, mit eben dem Vergnügen, mit welchem ein Liebhaber an ſeine abweſende Gebieterin denket.

Es hat aber Dryden ſeinen Verſuch in eine Unterredung zwiſchen vier Freunden, Namens Eugenius, Crites, Liſideius und Neander, eingekleidet, und der Tag dieſer Unterredung iſt der merkwürdige Tag, an welchem der damalige Herzog von York (nachher Jacob II.) über die holländiſche Flotte unter dem Admiral Obdam den groſſen Sieg erhielt. Die vier Freunde befanden ſich auf einem Boote, auf welchem ſie nach Greenwich zufuhren, um das Kanonenfeuer zwiſchen den ſtreitenden Flotten von weiten mit anzuhören. Als ſich nun der Schall immer nach und nach von den engliſchen Küſten entfernte, und Eugenius dieſes für ein günſtiges Omen des für ſeine Nation ausgefallenen Sieges hielt, fielen ihm zwar alle bey, Crites aber, ein Mann von einer ſehr ſcharfen Beurtheilungskraft, und einem etwas allzueckeln Geſchmacke, der ihn oft in den Verdacht eines bösartigen Gemüths brachte, ſagte lächelnd: Wenn auf dieſes Seegefecht nicht ſo gar viel ankäme, ſo würde er den Sieg kaum gewünſcht haben, da er ſchon im voraus wiſſe, wie theuer er ihm werde zu ſtehen kommen, und wie viel elende Verſe er darauf werde hören und leſen müſſen. Er ſetzte hinzu, daß dieſen ewigen Reimern keine Gelegenheit entwiſchen könne, und daß ſie auf ein Treffen mit eben ſo heißhungriger Begierde, als Raben und andere Raubvögel lauerten. — Einige von ihnen, fuhr Liſideius fort, haben ſich bereits, wie ich weis, auf jeden Fall ſo gefaßt gemacht, das ſie nicht allein mit einem Lob-

die Folge der Scenen, einige der scherzhaftesten Einfälle, und hier und da ein Theaterspiel bemerkt sind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauspielers eigener Geschicklichkeit überlassen. Viele von diesen Entwürfen sind sehr alt, und haben sich seit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter sie sind, desto vortreflicher sind sie oft; ja sie scheinen nicht selten Ueberbleibsel alter verlorner römischen Lustspiele eines plautinischen Kopfes, wenigstens von der geringern Art der Mimen, zu seyn; verunstaltete Ueberbleibsel zwar, aber doch Ueberbleibsel. Neuere Komödienschreiber haben sich ihrer auch sehr wohl zu bedienen gewust, und besonders will man von Molieren wissen, daß er sich ungemein aus ihnen bereichert, und daß er, wenn man ihn zur Wiedererstattung dieses gelehrten Raubes zwingen könnte, der große komische Kopf vielleicht nicht mehr scheinen dürfte, für den er itzt durchgängig gehalten wird. Es ist diese Beschuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muß man nicht glauben, daß sie dem Manne, dem man sie macht, schimpflich sey. Ein komischer Dichter von Molieres Gattung kann ohnmöglich alles aus seinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komische Dichter, deren Personen man es aber auch ansiehet, daß sie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert sich endlich das Publicum darum, wo ein Moliere den Stof, es zu belustigen, hernimt? Wenn das stehlen heißt, sagt das Publicum, so wollten wir wohl alle komische Dichter höflich ersucht haben — gleichfalls zu stehlen.

Dieses nun, und die Betrachtung, daß wir Deutsche, ohne Widerrede, unter allen gesitteten Völkern, in dieser Art von Poesie, die meisten Hülfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die besten Entwürfe ungedruckter italiänischer Lustspiele zu sammeln, und gleichsam ein Magazin für unsere komische Dichter anzulegen, aus welchem sie sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht selbst in einer Uebersetzung auf unserer Bühne erscheinen, und sie also der Gefahr, verglichen zu werden, aussetzen möchten.

Ich werde mich zwar bloß auf das italiänische Theater zu

Paris einſchränken müſſen; doch da auf dieſem ſo viel berühmte Schauſpieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italiäniſchen Bühnen zuſammen gebracht und ausgeleget haben: ſo wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollſtändiger werden. Ich muß noch erinnern, daß die wenigſten dieſer Entwürfe alt ſeyn werden; — (Ich komme zu ſpät; die alten ſind ſchon verbraucht) — auch daß nicht alle, Entwürfe in italiäniſcher Sprache geſpielter, ſondern nur in dem italiäniſchen Geſchmacke abgefaßter Komödien ſeyn werden. Dieſes letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem iſt es unbekannt, daß ſich die italiäniſchen Schauſpieler in Paris gleichſam nationaliſiret haben, und eben ſo wohl in der franzöſiſchen, als in ihrer eignen Sprache ſpielen? Genug, daß es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken ſeyn werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unſere theatraliſchen Dichter haben können.

Die Entwürfe ſelbſt ſind Theils zu Paris auf einzeln Blättern, den Zuſchauern zur Nachricht, gedruckt worden; Theils hat man ſie periodiſchen Schriften, und beſonders dem bekannten Merkur einverleibet. Ein neues Werk aber, welches im Jahr 1756. unter dem Titel: Hiſtoire des Theatres de Paris &c. in ſieben nicht kleinen Duodezbänden zu Paris herausgekommen, hat ſeinen vornehmſten Werth von dieſen geſammelten Entwürfen erhalten.

Nachdem ich alſo auch meine Quellen angezeigt, will ich nun die Entwürfe ſelbſt vorlegen, und ſie ſo viel als möglich unter die verſchiednen Verfaſſer zuſammen bringen. Der erſte von dieſen Verfaſſern ſey der ältere Riccoboni.(*) Ihm mögen die übrigen, doch ohne alle Ordnung der Zeit, wie ſie mir vorkommen, folgen.

1) Le Joueur, in drey Aufzügen. Nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 6ten December 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Der Beyfall, welchen dieſes Stück erhielt, war ein hinlänglicher Beweis, daß dieſer Charakter, welchen Regnard bereits

(*) Von ſeinem Leben ſehe man das zweyte Stück der Theatraliſchen Bibliothek S. 304 und 306 in der Note.

ſo glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgeſtellt werden können. Der neue Spieler war in allen ſeinen Handlungen Spieler und der Zuſchauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrſchende Leidenſchaft ſeines Herrn für das Spiel bekannt war; ſeine Gebieterin ſelbſt wußte von dieſer ſeiner Schwachheit nichts; ſie bildete ſich vielmehr ein, daß er ſein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den ſchönen Wiſſenſchaften habe, und daß er es nur aus Beſcheidenheit und Wohlſtand nicht eingeſtehen wolle. Dahin deutete ſie denn auch alle Handlungen, die etwa ſeine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach und voller Handlung, deren Feuer ſich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

In dem erſten Aufzuge iſt der Spieler auf dem Puncte ſich zu verheyrathen, und der Oheim ſeiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu laſſen. Der Notarius verlangt ſeine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, ſo weis er ihn in der Geſchwindigkeit nicht beſſer los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verſpricht, und ihn alſo ſehr zufrieden fortſchickt. Kaum iſt der Notarius weg, ſo kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Piſtolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt ſich nicht abweiſen; was iſt alſo zu thun? Der Spieler giebt ihm ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verſpricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man ſeine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angeſehen ſeyn will, ſo ſteckt er geſchwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tiſche lieget, zu ſich in die Taſche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil derſelben mit heraus, welche ſeiner Gebieterin vor die Füſſe fallen, die doch im geringſten keine üble Auslegung davon macht, ſondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine

verbindliche Weiſe entſchuldiget. Und für einen Gelehrten hält ſie ihn in allem Ernſte.

In dem zweyten Aufzuge giebt er ſeiner Gebieterin ein Feſtin, und eben als der Ball ſeinen Anfang nehmen ſoll, kömmt ein Seeofficier von ſeinen Freunden dazu. Dieſer Menſch hat ganz und gar keinen Geſchmak am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelſtunde mit einander da zu doppeln. Unſer Spieler, der jezt ziemlich bey Gelde iſt, und das Spiel weit mehr, als ſeine Gebieterin liebt, bittet ſie, den Ball unterdeſſen immer zu eröfnen, mit der Verſicherung, daß er den Augenblick bey ihr ſeyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer ſolchen Verwirrung und mit ſo wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen kann, er müſſe alles verloren haben. Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Urſache ſeiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in dieſem peinlichen Zuſtande eine Menuet mit ihr zu tanzen. Er weigert ſich vergebens; ſie führt ihm zur Urſache an, daß ihm das Tanzen am allererſten den philoſophiſchen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit ſeinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Urſache ſeiner Verwirrung zu verbergen, giebt ſeiner Gebieterin alſo die Hand; da aber ſeine Zerſtreuung gar zu ſtark iſt, ſo unterbricht er nicht ſelten den Tanz und iſt bloß mit ſeinem Verluſte beſchäftiget. Bald ſagt er ſeinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht ſelten Verwünſchungen ſeiner ſelbſt ſind; bald ſucht er überall in ſeinen Taſchen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er ſich dem Unglücke, das ihm zugeſtoſſen, ſo ſehr, daß er zum Schluſſe der Menuet gänz allein auf dem vorderſten Theile des Theaters tanzet, indem ſeine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem ſehr lächerlichen Theaterſpiele wird. Kaum aber hat ſich der Spieler aus dieſer Verwirrung herausgeriſſen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor ſeinem Verluſte zu dem Tracteur geſchickt hatte, um ein groſſes Abendeſſen, nach dem Balle zu beſtellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur

so glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgestellt werden können. Der neue Spieler war in allen seinen Handlungen Spieler und der Zuschauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrschende Leidenschaft seines Herrn für das Spiel bekannt war; seine Gebieterin selbst wußte von dieser seiner Schwachheit nichts; sie bildete sich vielmehr ein, daß er sein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den schönen Wissenschaften habe, und daß er es nur aus Bescheidenheit und Wohlstand nicht eingestehen wolle. Dahin deutete sie denn auch alle Handlungen, die etwa seine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach und voller Handlung, deren Feuer sich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

In dem ersten Aufzuge ist der Spieler auf dem Punete sich zu verheyrathen, und der Oheim seiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu lassen. Der Notarius verlangt seine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, so weis er ihn in der Geschwindigkeit nicht besser los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verspricht, und ihn also sehr zufrieden fortschickt. Kaum ist der Notarius weg, so kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Pistolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt sich nicht abweisen; was ist also zu thun? Der Spieler giebt ihm seinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verspricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man seine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angesehen seyn will, so steckt er geschwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tische lieget, zu sich in die Tasche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil derselben mit heraus, welche seiner Gebieterin vor die Füsse fallen, die doch im geringsten keine üble Auslegung davon macht, sondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine

erbindliche Weiſe entſchuldiget. Und für einen Gelehrten hält ie ihn in allem Ernſte.

In dem zweyten Aufzuge giebt er ſeiner Gebieterin ein Feſtin, und eben als der Ball ſeinen Anfang nehmen ſoll, kömmt ein Seeofficier von ſeinen Freunden dazu. Dieſer Menſch hat ganz und gar keinen Geſchmak am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelſtunde mit einander da zu doppeln. Unſer Spieler, der jetzt ziemlich bey Gelde iſt, und das Spiel weit mehr, als ſeine Gebieterin liebt, bittet ſie, den Ball unterdeſſen immer zu eröfnen, mit der Verſicherung, daß er den Augenblick bey ihr ſeyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer ſolchen Verwirrung und mit ſo wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen kann, er müſſe alles verloren haben. Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Urſache ſeiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in dieſem peinlichen Zuſtande eine Menuet mit ihr zu tanzen. Er weigert ſich vergebens; ſie führt ihm zur Urſache an, daß ihm das Tanzen am allererſten den philoſophiſchen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit ſeinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Urſache ſeiner Verwirrung zu verbergen, giebt ſeiner Gebieterin alſo die Hand; da aber ſeine Zerſtreuung gar zu ſtark iſt, ſo unterbricht er nicht ſelten den Tanz und iſt bloß mit ſeinem Verluſte beſchäftiget. Bald ſagt er ſeinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht ſelten Verwünſchungen ſeiner ſelbſt ſind; bald ſucht er überall in ſeinen Taſchen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er ſich dem Unglücke, das ihm zugeſtoſſen, ſo ſehr, daß er zum Schluſſe der Menuet gänz allein auf dem vorderſten Theile des Theaters tanzet, indem ſeine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem ſehr lächerlichen Theaterſpiele wird. Kaum aber hat ſich der Spieler aus dieſer Verwirrung herausgeriſſen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor ſeinem Verluſte zu dem Tracteur geſchickt hatte, um ein groſſes Abendeſſen, nach dem Balle zu beſtellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur

Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulösen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen seines neuen Unglücks, und findet sich zwischen seiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechsel so schändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichste Art so wie es sein unordentliches Leben verdienet, Abschied; und er bleibt stumm und ohne Verantwortung da stehen. Zu seinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieser Verwirrung reißt; er sey, sagt dieser Freund, im Begriffe sich einzuschiffen und nach Peru zu gehen, und komme also, von ihm Abschied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, sondern hohlet seinen Degen, seinen Mantel und seinen Hut, und bietet sich ihm zum Reisegefährten an. Der Freund ist es sehr wohl zufrieden; sie gehen also mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abschied genommen, und ihn gebeten, seine Gläubiger zu versichern, daß er sie in Peru nicht vergessen wolle.

2) L'Italien francisé; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, den 30 Junius 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Pantalon. Lelio, dessen Sohn. Harlequin, Bedienter des Lelio. Der Doctor. Silvia die Tochter des Doctors. Flaminia, des Doctors Nichte. Scapin der Flaminia Bedienter. Ein zweyter Bedienter der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. Mario und dessen Bedienter Scaramouche. Die Scene ist in Mayland, vor und in dem Hause des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzosen öfters umzugehen, und dadurch an allen französischen Manieren einen ausserordentlichen Geschmack bekommen. Diese Neigung ist mit der Zeit so stark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrschenden Leidenschaft angewachsen. Er hat keine andre Ergetzung in der Welt, als daß er dieser galanten Nation nachzuahmen sucht, deren beständiger Anbeter er ist; er schätzet alles, was sich nicht aus Frankreich herschreibt, für ge-

er die dramatiſch komiſche, weil ihm ſowohl die Vortheile, als das Vergnügen in die Augen ſtechen, die ein Verfaſſer nothwendig genieſſen müſſe, deſſen Werke öffentlich aufgeführet werden, und den Beyfall des Publicums erhalten. Um ſeinen Geiſt nun immer darauf vorzubereiten, ſo befiehlt er dem Harlequin, ihm ein poetiſches Werk zu hohlen. Harlequin bringt ihm eines, welches den Titel führt: der Spieler, ein Luſtſpiel des Herrn Regnard. Kaum aber hat Lelio, ſo heißt unſer Spieler, die Augen auf dieſen Titel fallen laſſen, als er es zornig wegwirft, und die Unverſchämtheit der Schriftſteller verwünſcht, die ſich, einen ſo wackern Mann, als ein Spieler ſey, auf die Bühne zu bringen, unterſtehen dürfen. In eben dem Augenblicke kömmt der Bruder ſeiner Gebieterin zu ihm und fragt, ob er ihm nicht die Zahlung eines Wechſelbriefes von vier tauſend Livres vorſtrecken könne. Lelio bekömmt die Gedanken, daß er ſich mit dieſem Wechſelbriefe vielleicht um ſo viel eher wieder helfen könne, da ſich eben neue Spieler bey ihm eingefunden haben; er macht ſich alſo kein Bedenken dem Mario, dem Bruder ſeiner Braut, zu verſprechen, daß er es mit Vergnügen thun wolle, und indem er den Wechſel vor ſich hat, läßt er ſich auch ſogleich in das Spiel ein. Der Gläubiger, der in dem erſten Aufzuge vorgekommen, und dem er ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande gegeben, kömmt zu dem Mädchen der Flaminia, und fragt ſie, ob ihre Gebieterin wirklich den Lelio heyrathe. Er läßt ſich übrigens nicht lange bitten, ihr zu ſagen, daß ihm Lelio, zur Verſicherung einer beträchtlichen Summe, den Heyrathscontract eingehändiget habe. Violette giebt ſogleich ihrer Gebieterin davon Nachricht; dieſe aber, die noch immer für den Lelio eingenommen iſt, will es nicht glauben, und kömmt auch eher nicht aus ihrem Irrthume, als bis ſich der Tracteur wieder einſtellt, ſich entdeckt, ihr die Geſchichte des Lelio erzehlt, und ihn für den entſchloſſenſten Spieler erklärt. Endlich wird ſie völlig davon überzeugt, als ſie zwey Spieler aus dem Hauſe des Lelio kommen ſieht, die das Silberzeug und die Stoffe, welche ſie ihrem Bräutigam geſchenkt, mit ſich wegtragen. Sie entſchließt ſich den Tracteur zu bezahlen, um ihre Uhr wieder zu haben, und verſpricht den beyder

Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulösen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen seines neuen Unglücks, und findet sich zwischen seiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechsel so schändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichste Art so wie es sein unordentliches Leben verdienet, Abschied; und er bleibt stumm und ohne Verantwortung da stehen. Zu seinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieser Verwirrung reißt; er sey, sagt dieser Freund, im Begriffe sich einzuschiffen und nach Peru zu gehen, und komme also, von ihm Abschied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, sondern hohlet seinen Degen, seinen Mantel und seinen Hut, und bietet sich ihm zum Reisegefährten an. Der Freund ist es sehr wohl zufrieden; sie gehen also mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abschied genommen, und ihn gebeten, seine Gläubiger zu versichern, daß er sie in Peru nicht vergessen wolle.

2) L'Italien francisé; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, den 30 Junius 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Pantalon. Lelio, dessen Sohn. Harlequin, Bedienter des Lelio. Der Doctor. Silvia die Tochter des Doctors. Flaminia, des Doctors Nichte. Scapin der Flaminia Bedienter. Ein zweyter Bedienter der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. Mario und dessen Bedienter Scaramouche. Die Scene ist in Mayland, vor und in dem Hause des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzosen öfters umzugehen, und dadurch an allen französischen Manieren einen ausserordentlichen Geschmack bekommen. Diese Neigung ist mit der Zeit so stark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrschenden Leidenschaft angewachsen. Er hat keine andre Ergetzung in der Welt, als daß er dieser galanten Nation nachzuahmen sucht, deren beständiger Anbeter er ist; er schätzet alles, was sich nicht aus Frankreich herschreibt, für ge-

ring und verachtet ohne Unterſchied was Italien ſchönes und vortrefliches aufzuweiſen hat.

Pantalon, des Lelio Vater, iſt geſonnen ihn zu verheyrathen, und beſtimmt ihm ein junges ſehr ſchönes Frauenzimmer, von gutem Stande, Namens Silvia, zur Gemahlin; weil er aber wider die Italiänerinnen eingenommen iſt, und glaubt, daß ſie voller Fehler, und an Annehmlichkeit mit den franzöſiſchen Damen gar nicht zu vergleichen wären, ſo will er von dieſer Heyrath durchaus nichts hören, blos aus der Urſache, weil Silvia keine Franzöſin iſt.

Eben da dieſes vorgeht, kömmt Flaminia, bey ihrem Oheim dem Doctor, zu Mayland an, und erfährt die wenige Achtung welche Lelio gegen das italiäniſche Frauenzimmer hat, und wie ſehr er hingegen für das franzöſiſche eingenommen ſey. Sie findet ſich ungemein dadurch beleidiget, und in der Abſicht die Sache ihres Geſchlechts und ihres Vaterlands zu vertheidigen, läßt ſie ſich dem Lelio, unter dem Namen einer Franzöſin, die ſich einige Zeit bey dem Doctor aufhalten werde, vorſtellen. Dieſes giebt dem Lelio, der ſich ſogleich in ſie verliebt, Gelegenheit ſeine übertriebene Achtung der Franzöſinnen durch neue Entzückungen an den Tag zu legen, und ihre Vorzüge vor den Italiänerinnen unendlich zu erheben. Da Harlequin, der ſchon ſeit langer Zeit Violetten liebt, ſeinen Herrn alle Augenblicke von franzöſiſchen Damen reden und ſie ſo auſſerordentlich loben höret; ſo fängt es ihm an zu gereuen, daß er dieſem Mädchen ſein Wort gegeben, und entſchließt ſich, ſo wie ſein Herr, gleichfalls keine andere, als eine Franzöſin zu heyrathen. Violette, die über dieſe Untreue in Verzweiflung geräth, erſucht die Flaminia um ihren Beyſtand, die ſogleich einen von ihren Bedienten als ein Frauenzimmer verkleiden läßt, und ihn mit zu dem Lelio nimt, wo Harlequin, der ihn für eine Franzöſin hält, tauſend Ausſchweifungen mit ihm begeht. Und dieſer doppelte Betrug iſt der Inhalt dieſer Komödie, deren Verwickelung und Auflöſung darinn beſteht und die ſich endlich mit der Verheyrathung der Flaminia und des Lelio endet.

3) Il Marito vitioso; in fünf Aufzügen, nach dem italiänischen Entwurfe des ältern Riccoboni, den 29 Junius 1716 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, Vater der Flaminia, des Mario und des Silvio. Harlequin und Violette, Bediente des Pantalon. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Der Doctor. Scaramouche. Scapin.

Das Stück ist den Sitten von Venedig gemäß abgefaßt; und die Scene liegt in, und vor dem Hause des Pantalon.

Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, überläßt sich dem Trunke, und geräth unter lüderliche Leute, die ihn zu einem vollkommenen Trunkenbolde machen. Er verfagt seine Tochter Flaminia dem Lelio, der sie heftig liebt, weil er ihn nicht für reich genug hält. Von den zwey Söhnen, welche er hat, Namens Mario und Silvio, nimt sich der eine der Handlung sehr eifrig an, und der andre will durchaus reisen, wozu aber der Vater seine Einwilligung zu geben sich weigert.

Das lüderliche Leben des Pantalons macht, daß er seine Angelegenheiten gänzlich vernachläßiget, und in der Trunkenheit hat er den Doctor und den Scaramouche beleidiget, die sich deswegen zu rächen suchen. Harlequin liebt Violetten, welche eben so wie er bey dem Pantalon in Diensten ist; er wird aber von ihr abgewiesen, weil sie den Scapin liebt. Gleichwohl verführt ihn die Liebe, die er zu ihr trägt, daß er ihr, seinem Herrn zu bestehlen, verspricht, weil er sich Hoffnung macht, nach geschehenem Diebstahle mit ihr davon zu fliehen, und sie zu heyrathen. Scapin macht sich die Trunkenheit des Pantalon zu Nutze, und schiebt ihm, anstatt einer Quittung, die er unterschreiben soll, eine Handschrift unter, in welcher er zu der Verbindung des Lelio mit der Flaminia seine Einwilligung giebt. Als der Alte wieder nüchtern wird, und gleichwohl seine Unterschrift nicht leugnen kann, geräth er in ausserordentliches Erstaunen darüber. Der Doctor, dem Pantalon schuldig ist, um sich wegen des ihm angethanen Schimpfes zu rächen, läßt alle Waaren aus seinem Lager wegnehmen. Den Augenblick dar-

auf bringt man ihm den Lelio geführt, den Scaramouche in einem Zweykampfe verwundet hat, um die ihm gleichfalls von dem Vater erwieſene Beleidigung an dem Sohne zu rächen.

Sein zweyter Sohn Silvio nimt ihm, als er ſchläft, den beſten Theil ſeiner Kaſſe, und flieht damit fort, die Welt zu durchſtreichen. Und damit das Unglück endlich vollkommen werde, ſtiehlt ihm auch Harlequin, den er allezeit für einen ſehr getreuen Diener gehalten, auf Anſtiften der Violette, eine ſehr beträchtliche Summe, und giebt ſie dieſem Mädchen, die ihn aber zum beſten hat, und mit dem Scapin davon geht. Pantalon erkennt nunmehr, daß ſein lüderliches Leben die Quelle aller dieſer Unglücksfälle iſt, verſichert vom Trinken gänzlich abzulaſſen, und endiget das Stück durch die Einwilligung, die er zu der Heyrath der Flaminia mit dem Lelio ertheilet.

4) l'Impoſteur malgré lui; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 4. Julius 1714. zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Lelio Lindori ein edler Genueſer. Harlequin, deſſen Bedienter. Capandro Ardenti, ein Alter. Flaminia, deſſen Tochter. Mario, deſſen Sohn. Silvia, Schweſter des Lelio. Scaramouche, Liebhaber der Flaminia.

Die Scene iſt zu Mayland, und dieſer Entwurf ſelbſt iſt eigentlich aus einem ſpaniſchen Luſtſpiele des Moreto gezogen.

Lelio hatte in Genua, ſeinem Vaterlande, einen unbekannten Cavalier in einer vertrauten Unterredung mit ſeiner Schweſter Silvia betroffen, ſich mit ihm geſchlagen und ihn verwundet. Weil er die Folgen dieſes Zweykampfs fürchtet, welcher ſeinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn in einen ſchlimmen Handel zu verwickeln, ſo flieht er nach Mayland. Als er in dieſer Stadt iſt, wird er in die Flaminia verliebt, von deren Familie er nichts weiß, und die er auch nicht anders als auf Spaziergängen ſehen kann. Unterdeſſen, (und hier fängt ſich die Komödie an,) trift Scaramouche, ein vertrauter Freund eines alten Bürgers von Mayland, des Capandro Ardenti, deſſen Tochter, die eben gedachte Flaminia, er heyrathen ſoll, den Lelio an. Er wird durch die groſſe Gleichheit, die er an ihm mit einem Portrait des Mario, des Sohnes des Capandro,

findet, betrogen, und nimt ihn für eben diesen Mario, den man alle Augenblicke von Lissabon erwartet, wo er sich seit einigen Jahren aufgehalten. Lelio versichert den Scaramouche, daß er sich irre, und bemüht sich vergebens, ihn aus seinem Irrthum zu bringen. Dieser besteht darauf, daß er nothwendig Mario seyn müsse, und überredet es auch dem alten Capandro, der sich durch die nehmliche Aehnlichkeit hintergehen läßt und ihn zwingen will, sein Sohn zu seyn, und seine Wohnung bey ihm zu nehmen.

Harlequin, des Lelio Bedienter, ist voller Unwille, daß sich sein Herr diesen Irrthum nicht zu Nutze machen will, der ihm um so viel nützlicher seyn könnte, da ihnen das Geld zu mangeln anfängt, weil sie allzuplötzlich abgereiset und die erwarteten Wechselbriefe ausenblieben. Er entschließt sich also die Weigerung seines Herrn durch eine in der Geschwindigkeit ersonnene Fabel wieder gut zu machen. Er erzehlt dem Scaramouche und dem Capandro, daß sein Herr durch eine sehr gefährliche Krankheit das Gedächtniß gänzlich verloren habe, so daß man ihm alles, was er vorher gewußt, wieder von neuem beybringen müsse. Und gleich diejenigen Dinge, die ihm vorher am geläufigsten gewesen, würden ihm itzt am schwersten zu behalten; zum Exempel, sein eigener Name, und der Name seiner Familie. Dabey habe er sich denn in den Kopf gesetzt, daß er nicht Mario Ardenti, sondern ein gewisser Lelio Lindori sey, der Genua, wegen eines gehabten Zweykampfs, verlassen habe. Uebrigens spreche er von allen Dingen sehr vernünftig, daß man leicht mit ihm betrogen werden könne, wenn man nicht die wahren Umstände wisse. Capandro und Scaramouche glauben diese Fabel; und je mehr Mühe sich Lelio also giebt, sie aus dem Irrthum zu bringen, desto hartnäckiger bestehen sie darauf, daß er Mario sey.

Endlich sieht sich Lelio gezwungen, nachzugeben, zwar nicht sowohl wegen des Mangels, in welchem er sich befindet, sondern vielmehr aus Gefälligkeit gegen den Alten, dessen Irrthum ihn zum Mitleiden bewegt, und den er sonst zur Verzweiflung zu bringen besorgen muß. Er folgt ihm also in sein Haus, aus bloßer Höflichkeit; als er aber sieht, daß Flaminia des Al-

ten Tochter iſt, ſo verführet ihn die Liebe, in die Erdichtung des Harlequins mit einzuſtimmen. Da es ihm ſehr ſchwer wird, ſeine Leidenſchaft zu verbergen, ſo ſpielt er nicht ſowohl die Rolle eines Bruders, als vielmehr eines Verliebten mit der Flaminia. Er widerſetzt ſich ihrer Verheyrathung mit dem Scaramouche, und verlangt ſie für ſich ſelbſt. Die Ausſchweifungen, zu welchen ihn ſeine Liebe bringt, werden auf die Rechnung ſeines verlornen Gedächtniſſes geſchrieben. Harlequin weis ſich dieſer Erdichtung auch ſo wohl zu bedienen, daß nicht allein Capandro aus ſeinem Irrthum nicht kömmt, ſondern auch Flaminia ſelbſt nicht weis, was ſie glauben, und ob ſie ihn für ihren Bruder oder für ihren Liebhaber halten ſoll.

Unterdeſſen kömmt Mario, welches eben der Cavalier iſt, mit welchem ſich Lelio geſchlagen, nach Mayland, ſtellt ſich ſeinem Vater vor, wird aber nicht erkannt, und als ein Betrieger abgewieſen. Auf der andern Seite getraut ſich auch Silvia, nach ihrem Abentheuer, nicht länger in Genua zu bleiben; und da ſie erfährt, daß ihr Geliebter nach Mayland gereiſet iſt, ſo kömmt ſie, ihn daſelbſt aufzuſuchen, und erhält ihren Aufenthalt bey der Flaminia, bey welcher ſie Nachricht von ihrem Geliebten einzuziehen hoffet. — Dieſes iſt nun der ganze Knoten dieſes Luſtſpiels, welches ſich endlich mit einer doppelten Heyrath zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, und dem Mario und der Silvia beſchließt.

5) La Metempſicoſe d'Arlequin, in einem Aufzuge. Nach dem Entwurf des ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 19. Jenner 1718.

Flaminia will durchaus den Mario nicht heyrathen, den ihr ihr Vater Pantalon vorſchlägt, weil ihr, wie ſie ſagt, das Andenken des Adonis, deſſen Geſchichte ſie geleſen, viel zu koſtbar ſey, als daß ſie einen andern lieben ſollte. Sie fügt hinzu, ob Adonis gleich todt ſey, ſo zweifle ſie doch im geringſten nicht, daß ſeine Seele, nach der Lehre des Pythagoras, von der ſie völlig überzeugt iſt, nicht in einen andern Körper übergegangen ſeyn ſollte, und zwar aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den Körper eines Jägers, weil er an der Jagd ehedem ſo viel Vergnügen gefunden. Nach dem Exempel dieſes ihres Lieb-

habers, wolle sie sich auch gänzlich der Jagd widmen, um endlich einmal den liebenswürdigen Jäger, in welchen die Seele des Adonis gefahren, zu finden, und ihn zu ihrem Gemahle zu machen. Pantalon ist hierüber in eben so grosser Verzweiflung als Mario, der die Flaminia auf das zärtlichste liebt, und beyde suchen bey dem Scapin Rath und Hülfe, der sich die Unwissenheit des Harlequins zu Nutze macht und ihn ohne Mühe überredet, daß die Seele des Adonis in seinen Körper gefahren sey. Er stellt ihn also der Flaminia in der Verkleidung eines Jägers vor, und glaubet zuversichtlich, daß sein häßliches Gesicht sie von ihrer seltsamen Grille abbringen werde. Doch weit gefehlt, daß dieser Betrug diese Wirkung haben sollte, so unterhält er vielmehr die Flaminia in ihrem Wahne, und sie beschließt den Harlequin, seiner Häßlichkeit ungeachtet, zu lieben, weil sie es aufrichtig glaubt, daß die Seele des Adonis in diesen Jäger gefahren sey. Doch endlich nimmt Scapin auch daher Gelegenheit, sich der Grillen der Flaminia und der Leichtgläubigkeit des Harlequins noch weiter zu bedienen, und versichert, daß Mars, auf die inständige Bitte des Mario, den Harlequin verwandelt habe; daß dieser Gott die Verheyrathung der Flaminia mit dem Mario durchaus verlange, dabey aber verspreche, daß die Seele des Adonis in den Körper des ersten Kindes, welches aus dieser Heyrath entspringen werde, fahren solle. Flaminia heyrathet also den Mario. Das Theater öfnet sich; es erscheinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Verwandlungen des Narcissus, des Hyacinthus, der Daphne und Clitia vorstellen; und das Stück wird mit Singen und Tanzen beschlossen.

6) Le Pere partial, in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 29 May 1718. zum erstenmale aufgeführt.

Lelio, ein Edelmann von Ferrara, hatte sich, nach dem Tode seiner Frau, zu Venedig niedergelassen, und seinen Sohn und seine Tochter, Mario und Flaminia, mit dahin gebracht. Die letzte ist der einzige Gegenstand seiner väterlichen Zuneigung; er hat seine Augen nur für sie, und in allen Stücken ist er, ihren Wünschen zuvorzukommen bemüht. Der Sohn hingegen ist der Gegenstand seiner Gleichgültigkeit, ja gar sei-

nes Unwillens; er kann ihn nicht ausſtehen. Das Vorurtheil, welches er noch über dieſes für die Sitten Frankreichs hat, wo er ſich einige Zeit aufgehalten, wird gleichfalls ein Anlaß zur Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne. Denn weil dieſer bloß die italiäniſchen Sitten kennet, ſo iſt er oft ganz anderer Meinung, als ſein Vater; da ihn hingegen Flaminia, welche ihre Rechnung bey der franzöſiſchen Freyheit findet, in der Meinung beſtärkt, daß dieſes die einzige wahre und gute Lebensart ſey. Durch dieſe Liſt hat ſie die völlige Freyheit erhalten, die Bälle, Schauſpiele und Spaziergänge zu beſuchen; und iſt alſo von der Einſamkeit, in welcher das Frauenzimmer ſonſt gemeiniglich in Italien lebt, weit entfernt.

Ein junger Menſch, Namens Silvio, der in franzöſiſchen Dienſten ſtehet, und nach Bologna gehet, um ſeinen Oheim da zu beſuchen, den er lange nicht geſehen, ſiehet, auf ſeiner Durchreiſe durch Venedig, die Flaminia auf einem Balle; ihr Witz, ihre Manieren bezaubern ihn, und er wird auf das heftigſte in ſie verliebt. Er hatte nicht erfahren können, wer ſie ſey, denn da ſie Franzöſiſch ſprechen konnte, und dieſer Cavalier der Geſellſchaft als ein Franzoſe vorgeſtellet war, ſo hatte ſie ſich, um deſtomehr verborgen zu bleiben, dieſer Sprache bedienet. Unterdeſſen war er doch ſo glücklich geweſen, ihre Wohnung zu entdecken, und ſuchte ſeit dem Tage alle mögliche Gelegenheit ſie wieder zu ſehen, als er einſt von ohngefehr die Violette, das Mädchen der Flaminia, die auf dem Balle um ſie geweſen war, antraf. Er macht ſich dieſen glücklichen Augenblick zu Nutze, erkundiget ſich nach ihrer Gebieterinn, und bemerkt mit unendlichem Vergnügen, daß ſie ſeiner Begierde, ſie wieder zu ſehen, und ſelbſt ſeiner Liebe, nichts weniger als zuwider iſt. Allein Mario, der dieſen Cavalier ſo oft um ſein Haus hatte ſchleichen ſehen, kömmt in eben dem Augenblicke mit dem Harlequin, ſeinem Bedienten dazu, und bezeigt ſeinen Unwillen gegen die Violette und den Silvio ſo laut, daß Lelio aus dem Hauſe heraus kömmt, um die Urſache dieſes Lerms zu erfahren. Violette entſchuldiget ſich, und Silvio weis ſeine Sachen ſo gut zu machen, daß Lelio, als er von ihm erfährt, daß er ein Franzoſe ſey, ſeinem Sohne Verweiſe giebt, und

dem jungen Fremden zugleich ungemein viel Höflichkeiten erweiset, ja sich sogar erbietet ihn seiner Tochter vorzustellen, ob sie sich gleich noch vor ihrem Nachttisch befände. Silvio, der eine solche Gunst nie hätte hoffen dürffen, nimt das Anerbieten an. Mario will sich dagegen setzen, Lelio aber, den seine Verwegenheit erzürnt, jagt ihn von sich, und verbietet ihm, den Fuß wieder in sein Haus zu setzen. Der vermeintliche Franzose hat also das Vergnügen, seine geliebte Flaminia zu sehen, und sich an ihrem Nachttische zu befinden; allein sein Glück wird durch die Ankunft des Pantalon, welches der Schwager des Lelio und der Oheim der Flaminia ist, unterbrochen. Dieser Mann, ein Italiäner von altem Schlage, hatte von seinem Neffen Mario erfahren, was bey dessen Vater eben itzt vorgegangen, und kömmt also sogleich, sich näher darnach zu erkundigen, und weil er es selbst sieht, daß man ihm keine Unwahrheit gesagt, so wird er gegen seinen Schwager ungemein aufgebracht. Silvio will sich wegbegeben, und die listige Flaminia, die sich fürchtet, ihr Vater möchte endlich dem Pantalon Recht geben, läßt ein Paar erpreßte Thränen fallen, und sagt zu ihrem Vater, damit sie ihm den Verdruß, den er täglich mit ihrem Oheim und ihrem Bruder ihretwegen habe, ersparen möge, so sey sie entschlossen, sich ins Kloster zu begeben, und bitte um seine Einwilligung dazu. Lelio wird durch die Thränen seiner Tochter erweicht, und sagt seinem Schwager, daß er allein Herr in seinem Hause seyn wolle; und ihm dieses zu beweisen, wolle er nicht allein, daß der fremde Cavalier seine Tochter besuchen, sondern sogar zu ihm in das Haus ziehen solle; und wem dieses nicht anstehe, der dürfte nur von ihm weg bleiben. Dieses Compliment setzet den Pantalon und Mario in die größte Verwirrung; das hieß, nach ihrer Meinung, den Wolf in die Horden lassen. Sie mußten also auf ein Mittel wider dieses Uebel bedacht seyn; allein ihr aufgebrachtes Gemüth verhinderte sie, auf ein gutes zu fallen. Sie beschlossen unter sich, Harlequin solle bey dem Lelio um Verzeihung bitten, damit er ihn wieder in sein Haus aufnehme, und Harlequin auf alle Handlungen und Reden des jungen Franzosen und der *Flaminia* Acht haben könne; allein sie hatten nicht vorher gese-

hen, daß die zwey Verliebten franzöſiſch mit einander ſprechen würden, und Harlequin alſo eben ſo wenig ausrichten könnte, als ob er bey ihrem Umgange ganz und gar nicht zugegen wäre.

Unſre zwey Verliebte genoſſen das Vergnügen, ſich zu lieben, und es einander zu ſagen, in Ruhe; ſie hatten ſich eine ewige Treue geſchworen, als ein unvermutheter Zufall ſie bald auf ewig getrennt hätte. Der Doctor, des Silvio Oheim, hatte vernommen, daß man ſeinen Neffen zu Venedig geſehen habe, und war alſo von Bologna dahin abgereiſet. Weil er den Pantalon kannte, ſo wandte er ſich zu allererſt an ihn, um nähere Nachricht einzuziehen; doch da ihm dieſer keine geben konnte, ſo hatte der Doctor beynahe die Hoffnung, ſeinen Vetter zu finden, aufgegeben, als ihm endlich ein bloſſer Zufall, was er mit aller ſeiner Mühe nicht hatte erfahren können, entdeckte; er ſahe nehmlich den Silvio in das Haus des Lelio gehen, und erkannte ihn. Er giebt ſogleich ſeinem Freunde, dem Pantalon, davon Nachricht, und bittet ihn, ihm eine Unterredung mit dem Silvio zu verſchaffen. Pantalon, der nichts eifriger wünſcht, als dieſen jungen Menſchen von ſeiner Muhme zu entfernen, bewilliget ihm dieſe Bitte ſehr gern; wie ſehr aber erſtaunte der Doctor, als er ſeinen Neffen bey Erblickung ſeiner in der größten Verlegenheit ſahe! Der junge Menſch ſahe, daß Lelio zugegen war und auf alle ſeine Handlungen Acht hatte, und ſchloß bey ſich, wenn er ſeinen Oheim erkennte, ſo würde man ihn für einen Betrüger halten, und von ſeiner geliebten Flaminia trennen. Unterdeſſen drang der Oheim in ihn, er ſolle antworten, und bald hätte ihn ſein Stillſchweigen für ſchuldig erklärt, als ihn Scapin, ſein Bedienter, aus dieſer Verwirrung reißt. Er nimt nehmlich den Lelio bey Seite, und ſagt ihm, daß dieſer ehrliche Mann der Oheim des Silvio nicht ſey, ſich es aber zu ſeyn einbilde; er ſey über den Tod eines Neffen, der in franzöſiſchen Dienſten geſtanden, ganz vom Verſtande gekommen; und hielte ſeitdem alle junge Leute, welche Franzöſiſch ſprächen, für dieſen geliebten Neffen; weil nun Silvio bereits zu Bologna einmal dieſer ſeiner Thorheit ausgeſetzt geweſen, ſo komme ſeine Verwirrung nur daher, weil er ſich ſeinen Verfolgungen aufs neue bloß geſtellet ſehen müßte. Lelio läßt ſich dieſes

Mährchen einreden, und findet in der Phyſiognomie dieſes ehrlichen Mannes wirklich etwas Wahnwitziges; endlich aber ſpricht dieſer ſo gar vernünftig, daß er den Lelio überzeugt, man wolle ihn betriegen, er der Doctor ſey wirklich der Oheim des Silvio, und dieſer junge Menſch ein Italiäner, und ganz und gar kein Franzoſe. Um ſich noch mehr davon zu überzeugen, ſchlägt Pantalon vor, den Oheim mit dem Neffen allein zu laſſen, und ihres Theils aus einem nahen Zimmer auf das Betragen zwiſchen ihnen Acht zu haben. In dieſen Fallſtrick nun fiel Silvio, nicht mehr wie billig. Lelio und ſein Schwager überraſchen ihn, indem er eben mit ſeinem Oheim italiäniſch ſpricht, und machen ihn durch ihre Gegenwart ganz verwirrt. Flaminia, die dieſen Betrug erfährt, erzürnt ſich gleichfalls darüber, allein Silvio weis ſich ſo wohl zu entſchuldigen, und ſagt ihr ſo viel zärtliche Dinge, daß ſie ihm ohne viele Mühe vergiebt. Da aber gleichwohl die beyden Oheime und Harlequin dabey zugegen ſind, ſo fällt Flaminia auf eine Liſt. Sie ſagt zum Silvio, ob ſie gleich eine fremde Sprache redeten, ſo würden ſie doch ihre Gebehrden, und ihr Ton verrathen, wenn ſie nicht verdrießliche Gebehrden und einen erzürnten Ton annähmen, um die Anweſenden dadurch zu hintergehen. Dieſe ſcheinen auch wirklich ſehr vergnügt darüber zu ſeyn, ſo erzürnte Gebehrden zu ſehen, und einen ſo erbitterten Ton zu hören, eben da ſich unſre zwey Verliebte eine ewige Liebe darinn ſchwören, und beyde, niemals eines andern zu ſeyn, ſich wechſelsweiſe verſprechen. Doch Verliebte denken ſelten weiter, als auf das Gegenwärtige; und ſo war es auch mit den unſrigen. Der Doctor drang in ſeinen Neffen, mit ihm abzureiſen, und Flaminia ſahe ſich nunmehr auf dem Puncte, den Grafen Antonio wider Willen zu heyrathen, dem ſie ihr Vater beſtimmt hatte. Sie mußten ſich alſo noch einmal ſehen, um einander aus der Verwirrung, in der ſie ſich beyder Seits befanden, zu reiſſen. Es würde aber faſt unmöglich geweſen ſeyn, wenn der Witz der Flaminia ihr nicht eine neue Liſt an die Hand gegeben hätte. Sie verlangt den Silvio noch einmal zu ſehen, und unter dem Vorwande ihm die Briefe wieder zuzuſtellen, die ſie von ihm *erhalten zu haben* vorgiebt, händiget ſie ihm einen ein, worinn

ſie ihm alles vorſchreibt, was er nunmehr thun müſſe; und dieſes zwar in Gegenwart ihres Vaters, ihres Oheims, und des Oheims ihres Silvio. Der entzückte junge Menſch geht ſogleich ab, um den Anſchlag der Flaminia auszuführen, die ſich ihres Theils gleichfalls an den Ort begiebt, den ſie dem Silvio benimt hat. Bis hierher war jedermann zufrieden; allein es ändert ſich nun gar bald. Harlequin, welcher die Flaminia auf Befehl des Lelio begleitet hatte, kömmt kurz darauf wieder, und meldet ihm, daß ſich ſeine Tochter habe entführen laſſen, und zwar von dem vermeinten franzöſiſchen Cavalier. Was für ein Donnerſchlag für ihn, und was für Gedanken fallen ihm nicht zugleich wegen ſeiner Partheylichkeit bey! Er beweinet eben ſein Unglück, als ſein Schwager ihm zu melden kömmt, daß er auf dem Wege nach ſeinem Landgute, ſeine Nichte mit ihrem Liebhaber in einer Gondel angetroffen, und ſie ſogleich angehalten habe; den Entführer habe er auf der Stelle ins Gefängniß bringen laſſen, die Nichte aber unterdeſſen in ſeinem Hauſe verſchloſſen, bis ſie ein weiteres deswegen mit einander verabredet hätten. Lelio bezeiget ſeinem Schwager ſeine Dankbarkeit, und geſteht ihm ſeine Ungerechtigkeit gegen ſeinen Sohn, der eben dazu kömmt, und von ihm mit aller erſinnlichen Zärtlichkeit empfangen wird. Er bittet für ſeine Schweſter um Gnade; der erbitterte Lelio aber ſchlägt ſie ihm ab, und erklärt, daß er ſie durchaus auf Zeit ihres Lebens wolle einſchlieſſen laſſen; weil es ſonſt, wie er ſich ausdrückt, vielmehr eine Belohnung als eine Strafe für ſie ſeyn würde, wenn er ſie ihren Liebhaber heyrathen lieſſe.

Es iſt etwas auſſerordentliches, daß ſich eine Komödie ohne Heyrath und ohne Freude ſchlieſſen ſollte. Harlequin hält daher auch in dieſer den Acteur, welcher abdanken will, auf, und fragt ihn, ob die Komödie ſchon aus ſey, und ob er nicht wiſſe, daß nach den Regeln des Ariſtoteles, ein Luſtſpiel ſich nicht wie ein Trauerſpiel mit Traurigkeit und Moral enden müſſe; wenigſtens hätte der Verfaſſer den Entführer wieder auf das Theater bringen müſſen, damit er, oder zum mindeſten ſein Bedienter, ihren verdienten Lohn erhalten könnten. In eben dem Augenbicke bringen die Sbirren den Scapin, des Silvio

Bedienten, geführt, und Harlequin ergreift dieſe Gelegenheit, die Komödie luſtig zu beſchlieſſen, fällt über den armen Scapin und über die Sbirren her, prügelt ſie alle tüchtig herum, und kömmt endlich wieder vor, dem Parterre zu ſagen, daß ſich nunmehr die Komödie nach den Regeln ſchlieſſe.

7) L'Italien marié à Paris, in fünf Aufzügen, von dem ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 29 November 1729.

Es iſt dieſes das erſte Stück, welches der ältere Riccoboni in Paris verfertigte. Anfangs wurde es nur in drey Aufzügen und in italiäniſcher Sprache geſpielet, und zwar bereits im Jahr 1716. Weil es aber vielen Beyfall fand, ſo brachte es der Verfaſſer ſelbſt ins Franzöſiſche, und erweiterte es zu fünf Aufzügen. De la Grange hat es hernach wieder in drey Aufzüge gebracht, und in freye Verſe überſetzt, nach welcher Ueberſetzung es auch den 15 Junius 1737. abermals geſpielt, und in eben demſelben Jahre gedruckt worden. Weil aber dieſe letztere Ueberſetzung von dem Originale, welches nie ganz bekannt geworden, in vielen Stücken abgeht, ſo verdient folgender Auszug aus dieſem allhier eine Stelle.

Lelio öfnet die Scene mit Colombinen, dem Mädchen der Clarice. Dieſe letztere iſt eine Tochter des Pantalons, und Lelio hat ſie zu Paris geheyrathet, wo ſie von ihrer zarteſten Kindheit an erzogen worden. Lelio, der zwar das Land, aber nicht ſeine Sitten verändert hat, verlangt, daß ſeine neue Gattin in Frankreich eben ſo leben ſolle, als ob ſie in Italien wäre. Claricen will dieſe Art von Sklaverey, der ſie nicht gewohn iſt, gar wenig gefallen, und Lelio verlangt durchaus, daß ſie der ſüſſen Freyheit, in deren Beſitz das ſchöne Geſchlecht bey uns iſt, entſagen ſoll. Er macht eine ſehr ſatyriſche Abſchilderung gegen die Colombine davon, und giebt ihr zum Schluſſe eine Liſte von allen denjenigen Perſonen, die er, nach ſeiner neuen Einrichtung, aus ſeinem Hauſe verbannet wiſſen will. Singemeiſter, Tanzmeiſter, Claviermeiſter, und beſonders Putzmacherinnen und Modenhändlerinnen, alle dieſe ſollen nun und nimmermehr zu Claricen gelaſſen werden. Vergebens bittet ihn Colombine um Gnade, vergebens macht ſie ihm wegen dieſes und

jenen Artickels Schwierigkeiten; dem Eiferſüchtigen ſcheinet alles verdächtig, der damit noch nicht einmal zufrieden iſt, daß er ſeiner Gattin dieſe kleinen Ergetzlichkeiten entziehet, ſondern ihr gar ihr Zimmer zu einem undurchdringlichen Gefängniſſe, und ſich ſelbſt zu dem unerbittlichen Kerkermeiſter deſſelben machen will. Indeß, daß er noch mit dieſen gefährlichen Anſchlägen beſchäftiget iſt, kömmt ein Bedienter und ſagt, daß der Graf, ſein Herr, in Geſellſchaft eines Barons und Ritters, ihn ſchicke, um ſich zu erkundigen, ob er (Lelio) zu Hauſe ſey? Lelio, der ihm ſchon, noch ehe er in den Saal getreten, entgegen geruffen, daß er nicht zu Hauſe ſey, nennt ihn einen Unverſchämten, daß er ihm nicht auf ſein Wort habe glauben wollen; doch findet er noch für gut, ihm ein Trinkgeld zu geben, damit er denen, die ihn geſchickt, ſagen ſolle, daß er ihn nicht zu Hauſe getroffen. Der Bediente nimt das Geld, geht ab, und wird von dem Lelio bis auf die Gaſſe begleitet. Während der Zeit hat Harlequin, der Bediente der Gräfin, Mittel gefunden, ſich bey dem Lelio, mit einem Briefe von ſeiner Gebieterin, den er der Clarice in ihre eigene Hände geben ſoll, einzuſchleichen. Lelio, der den Augenblick dazu kömmt, reißt dem Harlequin dieſen Brief aus den Händen, und eröfnet ihn ohne Umſtände. Alle die gewöhnlichen Ausdrücke der Freundſchaft, deren ſich ein Frauenzimmer gegen das andre bedient, ſcheinen ihm die zärtlichſten Erklärungen eines Liebhabers an ſeine Geliebte zu ſeyn; und damit ſein Verdruß vollkommen werde, ſo meldet man ihm noch, daß die Frau Gräfin, der Graf, der Baron und der Ritter an ſeiner Thüre hielten. Er will ſagen laſſen, daß niemand zu Hauſe ſey; zum Unglücke aber hat ſich Clarice ſchon von dieſer ungeſtümen Geſellſchaft am Fenſter ſehen laſſen; er bindet ihr alſo nur ein, den Beſuch abzukürzen. Doch er hätte es nicht nöthig gehabt, Claricen dieſe Sorge aufzutragen; ſeine Eiferſucht richtet es weit beſſer aus. Jeder Kuß, den man ſeiner Frau giebt, durchſticht ihm das Herz; er begeht tauſend Ausſchweifungen, und nachdem er der ganzen Geſellſchaft, ſie mag wollen oder nicht, ihren Abſchied gegeben, bringt er Claricen wieder in ihr Zimmer, und betheuret hoch, daß ſie nie mehr heraus kommen ſolle. Dieſes, was bisher angeführt worden, iſt ungefehr der

Inhalt des ersten Aufzuges. Die übrigen enthalten kürzlich folgendes.

Lelio erfährt, daß sein Schwigervater Pantalon mit ehstem eintreffen soll, und besorgt, daß sich Clarice wegen seiner Eifersucht beklagen möge. Er entschließt sich also, ihr mit der Wiedererlangung ihrer Freyheit zu schmeicheln; sie aber macht ihm wegen seiner ausserordentlichen Härte Vorwürffe, und versichert, daß sie, ihrem Elende ein Ende zu machen, fest entschlossen sey zu sterben. Lelio, der über diesen Entschluß erschrickt, verspricht ihr, sich in Zukunft gütiger gegen sie zu bezeigen, und bittet sie, um ihr Beweise davon zu geben, von ihm alles, was sie nur wünsche, zu verlangen. Clarice läßt sich besänftigen, und schlägt ihm einen Spatziergang in die Thuilleries vor, deßgleichen die Oper und die französische und italiänische Komödie zu besuchen. Alles das scheint dem Lelio allzugefährlich; sie bittet ihn also, sie wenigstens auf einen Ball gehen zu lassen, der noch an eben demselben Tage in einem benachbarten Hause gegeben werde. Weil sie in der Maske da erscheinen muß, und sie es gern sehen würde, wenn er sie selbst maskiert dahin begleitete, so ist er es endlich zufrieden. Der Graf, der Baron und der Ritter finden sich gleichfalls auf diesem Balle ein. Clarice tanzt, und Lelio selbst kann sich nicht zu tanzen weigern. Unter dem Tumulte des Balls wird Clarice weggeführt; ihr eifersüchtiger Ehemann suchet sie vergebens, ruft sie überall, und hält sie auf immer verloren. Endlich bringt man sie ihm wieder; er empfängt sie als ein grober Eifersüchtiger, und schließt sie aufs neue ein, um einem solchen Unglücke nicht ferner ausgesetzt zu seyn. Kurz darauf trift Pantalon ein, und stellt ihm eine vermeintliche Nichte vor. Lelio hat eine Unterredung mit ihr, und findet daß ihre Sitten von den Sitten der französischen Damen so weit entfernt sind, daß er sie vor Vergnügen, sie den italiänischen Sitten so ergeben zu wissen, umarmen will; sie aber beweiset ihm die Strenge ihrer Tugend mit einer Ohrfeige, worüber er vollends für Freude ganz ausser sich kömmt. Er steht nicht einen Augenblick länger an, ihr die Aufsicht über Claricen anzuvertrauen, und verspricht dieser letztern eine völlige *Freyheit*, nur mit dem Beding, daß sie sich nie aus den Augen

der tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, ſie zu umarmen, und ſie aus Liebe für ihn, zu küſſen. Was aber geſchieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß dieſe Nichte nichts anders als ein verkleideter Neffe iſt, um vor den Verfolgungen ſeiner Feinde und der Gerechtigkeit ſicher zu ſeyn; er fügt hinzu, daß er zu dieſer Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewiſſen Dame, die er geliebt, erſtochen. Plötzlich verläßt Lelio ſeinen Schwiegervater, und eilet ſeine Frau von dieſem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern ſchimpflich aus ſeinem Hauſe, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu ſetzen. Unterdeſſen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausſtehen, und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt ſich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hauſe zu Chaillot, welches dieſer letztern gehört; und hier iſt es, wo ſich das Stück ſchließt. Clarice befindet ſich da in guter und luſtiger Geſellſchaft; man ſingt, man tanzt; ehe ſie ſichs aber verſehen, wird ihre Luſtbarkeit durch die Ankunft des Eiferſüchtigen unterbrochen, der mit groſſem Geſchrey ſeine Frau, als ein Gut, daß man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt ſich rund und frey, daß ſie den Reſt ihres Lebens lieber in einem Kloſter zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle. Lelio ſchwört, daß er ihr alle Freyheit, die ſie nur wünſchen könne, laſſen wolle; ſie iſt zu verſtändig, als daß ſie dieſes Anerbieten mißbrauchen ſollte; ſie verſpricht, nie anders als in ſeiner Geſellſchaft auszugehen, und bey keiner Luſtbarkeit ohne ihm ſich einzufinden. Die Ausſöhnung kömmt alſo, vermittelſt der Gräfin und der übrigen gemeinſchaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück ſchließt ſich vollends mit Tanzen und Singen.

8) La Moglie geloſa, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieſes iſt das Stück, deſſen Riccoboni, in ſeiner Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne ſelbſt gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 zum erſtenmale aufgeführt.

Die Perſonen ſind: Lelio der Gemahl der Flaminia, Violette und Harlequin, Bediente des Lelio. Mario, ein Be

des Lelio und Liebhaber der Silvia. Silvia ein Frauenzimmer von Stande aus Genua, die ſich von dem Mario entführen laſſen. Scapin, Bedienter der Silvia. Pantalon, Vater der Flaminia. Scaramouche, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene iſt in und vor dem Hauſe des Lelio. Die beyden erſtern ſind ſeit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen ſeine Frau fehlen laſſen, die ihn auf das allerheftigſte liebt, uud von Natur einen ſehr argwöhniſchen Charakter hat, ſo kann ſie doch nichts beruhigen, ſondern die Eiferſucht bemächtiget ſich bald ihres ganzen Herzens; ſie glaubt, daß ihr Mann ſie verrathe, und daß die Sorgfalt, mit der er ihr ſeit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis ſeiner Untreue ſey. Verſchiedene Zwiſchenfälle, die ſich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Perſon unruhig machen könnten, die der Eiferſucht am wenigſten fähig iſt, beſtärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario iſt ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramouche, einem Manne von vielem Anſehen, verſprochen war, entführt. Nachdem Mario ſeine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloſter verborgen, ſahe er ſich endlich genöthiget, einen ſichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten ſeiner Silvia und ſeines Nebenbuhlers, zu ſuchen. In dieſer Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in ſeinem Hauſe verbirgt und in einem Kabinette ſeines Zimmers verſchloſſen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal ſeiner Frau etwas davon zu ſagen. Er fürchtet, das Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in ſeinem Hauſe ſelbſt in Verhaft nehmen laſſen, wenn ſie erführen, daß er ſich da verborgen hielte.

So ſtehen die Sachen, als ſich das Stück anfängt. Flaminia, *welche über* die Veränderung, die ſie ſeit einigen Tagen in dem

Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in ſeinem Zimmer verſchloſſen hält, unruhig geworden, beſchuldigt ihn, daß er eine Maitreſſe darinn verborgen halte. Lelio ſucht ſie durch Verſicherungen ſeiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkoſten ſeines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß ſich ihr Mann alle Tage in ſein Zimmer zu eſſen bringen läßt, welches ſie noch mehr in ihrer Meinung beſtärkt. Nichts aber ſcheint ſie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß ſie zu zwey verſchiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin ſie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Manne einzuziehen. Unterdeſſen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsſchreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heiſſen, weil ſie es ſonſt in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid ſeiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn geſehen hat, ſteht länger nicht an, ſie für ihre Nebenbuhlerin zu halten. Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die ſie in ihrem Verdachte zu beſtärken vermag, und die Dazwiſchenkunft des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimniſſes zu heben. Endlich aber, da ſie ſich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird ſie ſelbſt von dem ſchlechten Grunde iher Eyferſucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, deſſen Unwiſſenheit ihren Argwohn verurſacht, und bittet ihren Mann, den ſie mit Unrecht beſchuldiget, um Verzeihung. Scaramouche iſt genöthiget ſeine Anſprüche auf die Silvia fahren zu laſſen. Mario heyrathet ſeine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9) Le Sincere à contretems, in einem Aufzuge von dem ältern Riccoboni; zum erſten male aufgeführt den 21 October 1717.

Perſonen. Pantalon, Vater der Flaminia; Lelio, Sohn des Pantalon; Flaminia, Tochter des Pantalon; Mario, Lieb-

haber der Flaminia; Albert, des Pantalon Freund; Hortenſe, des Albert Tochter, an den Lelio verſprochen; Scaramouche, des Lelio Freund; Harlequin, Bedienter des Pantalon. Die Scene iſt in dem Hauſe des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hauſe jagt, weil er ihn wegen ſeiner Dummheit, und ſeiner übrigen böſen Eigenſchaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienſte behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröſtet den Harlequin und verſpricht ihn bey ſeinem Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er ſchreibt ihm daher ein Empfehlungsſchreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der ſich einer auſſerordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in ſeinem Briefe die guten Eigenſchaften dieſes neuen Bedienten, kann ſich aber doch nicht enthalten hinzuzuſetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts ſey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaramouche ein, der ihn, nachdem er den Brief geleſen, geſchwind wieder abweiſet, und ſich wegbegiebt. Pantalon tritt mit ſeinem Sohne Lelio auf; er ſagt ihm gleich anfangs, daß er ſeine Heyrath mit Hortenſen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon ſagt ſeinem Sohne im Vertrauen, daß er ſehr wichtige Urſachen habe, dieſe beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu laſſen; und zwar ſey dieſes die vornehmſte, weil er wegen des wichtigen Proceſſes, den er itzt habe, dem Mario die funfzig tauſend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Ausſtener der Flaminia verſprochen, und daß alſo, um doch ſein Wort zu halten, Lelio die Hortenſe auf das eheſte heyrathen müſſe, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdeſſen dem Mario, als die Mitgift der Flaminia gegeben werden könne. Dieſes nun, was Pantalon hier ſeinem Sohne vertrauet, will ſich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit ſchicken, deren ſich der letztere befleißiget; unterdeſſen verſpricht er doch, nichts davon zu ſagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr ſagt, er *habe eben itzt* gehört, daß ſie den Mario heyrathen ſolle, er

könne ſich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens ſehr ergeben ſey, und beſonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen ſage. Flaminia iſt zwar über das, was ſie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber iſt es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt ſich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieſer wünſcht ihm zu ſeiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm dieſe Verbindung bringen werde; doch ſagt er ihm auch zugleich, daß er, als ſein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter ſeiner Schweſter verbergen könne, die von einer ſo ſtolzen und gebietheriſchen Gemüthsart ſey, daß niemand mit ihr leben könne. Mario dankt ſeinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit ſeiner Tochter Hortenſe, und ſtellt ſie ihm als ſeine verſprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewiſſe Verwirrung und fragt ihn um die Urſache. Lelio erwiedert, daß es ſeine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und geſteht ihm gerade zu, daß die Ausſteuer, die er ſeiner Tochter mitgeben wolle, aus ſeinen Händen in die Hände des Mario, als die Mitgift für ſeine Schweſter Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen ſolle. Pantalon, der dazu kömmt, iſt nicht wenig erſtaunt, ſeinen ſchönen Anſchlag durch die allzugroſſe Aufrichtigkeit ſeines Sohnes vernichtet zu ſehen. Mario und Flaminia werffen ſich ihre beyderſeitigen Fehler vor, und Albert ſagt dem Pantalon, daß er ſeiner Tochter keine Ausſteuer gebe, damit eine andere damit ausgeſteuert werden könne; ein jeder geht alſo höchſt mißvergnügt ab, und beſonders flucht Pantalon auf ſeinen Sohn und deſſen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieſer bleibt ganz allein und beſchließt das Stück damit, daß er ſagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er ſich befleiſſe, nicht ausüben dürfe; er wolle ſich daher an den Hof begeben, und da die Kunſt ſich zu verſtellen lernen, um in Zukunft weniger aufrichtig zu ſeyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erstenmale aufgeführt. Personen. Lelio; Silvia, dessen Schwester; Harlequin, dessen Bedienter; Pantalon; Flaminia, dessen Tochter; Violette, ihr Mädchen; der Doctor; Mario, dessen Sohn; verschiedene Bediente. Die Scene ist in Neapolis.

Erster Aufzug; das Theater stellt das Zimmer des Lelio vor. Lelio eröfnet die Scene; er ist allein und scheint unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von Mario, der sich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, seiner versprochenen Braut. Der eine drin[illegible] ihn, seine Heyrath mit der Silvia, der Schwester des [illegible] zum Schlusse zu bringen; der andre Brief ist voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeschwätze dünken, und [illegible] natürliche Unruhe nicht stillen können. Er sucht das [illegible] in das Herz seiner Geliebten sehen zu können, in sich [illegible] schmeichelt sich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf dessen Beystand er sich bey dieser Gelegenheit Hoffnung macht, und ruft seinen Bedienten, Harlequin. Weil dieser noch nicht lange bey ihm in Diensten ist, so fragt er ihn nach seiner Familie, nach seiner vorigen Aufführung, und dieses alles mit so augenscheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch seine Unruhe das Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um sein Liebesverständniß mit Violetten stehe; Harlequin antwortet, daß er sich glücklich schätze, und sein Herr hält sich über seine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er sich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn spüren zu lassen, denn entweder sie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre sein Argwohn umsonst, oder sie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Gesinnung zu ändern. Lelio findet sich durch die Anmerkung seines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in seinen Charakter und sagt, daß er wenigstens kein Glück zu schmecken wisse, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher *durchaus* seine Gebieterin auf die Probe stellen wolle. Man

er tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, ſie zu umarmen, und ſie aus Liebe für ihn, zu küſſen. Was aber geſchieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß dieſe Nichte nichts anders als in verkleideter Neffe iſt, um vor den Verfolgungen ſeiner Feinde und der Gerechtigkeit ſicher zu ſeyn; er fügt hinzu, daß er zu dieſer Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewiſſen Dame, die er geliebt, erſtochen. Plötzlich verläßt Lelio ſeinen Schwiegervater, und eilet ſeine Frau von dieſem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern ſchimpflich aus ſeinem Hauſe, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu ſetzen. Unterdeſſen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausſtehen, und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt ſich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hauſe zu Chaillot, welches dieſer letztern gehört; und hier iſt es, wo ſich das Stück ſchließt. Clarice befindet ſich da in guter und luſtiger Geſellſchaft; man ſingt, man tanzt; ehe ſie ſichs aber verſehen, wird ihre Luſtbarkeit durch die Ankunft des Eiferſüchtigen unterbrochen, der mit groſſem Geſchrey ſeine Frau, als ein Gut, daß man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt ſich rund und frey, daß ſie den Reſt ihres Lebens lieber in einem Kloſter zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle. Lelio ſchwört, daß er ihr alle Freyheit, die ſie nur wünſchen könne, laſſen wolle; ſie iſt zu verſtändig, als daß ſie dieſes Anerbieten mißbrauchen ſollte; ſie verſpricht, nie anders als in ſeiner Geſellſchaft auszugehen, und bey keiner Luſtbarkeit ohne ihm ſich einzufinden. Die Ausſöhnung kömmt alſo, vermittelſt der Gräfin und der übrigen gemeinſchaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück ſchließt ſich vollends mit Tanzen und Singen.

8) La Moglie geloſa, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieſes iſt das Stück, deſſen Riccoboni, in ſeiner Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne ſelbſt gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 zum erſtenmale aufgeführt.

Die Perſonen ſind: Lelio der Gemahl der Flaminia, Violette und Harlequin, Bediente des Lelio. Mario, ein Freund

des Lelio und Liebhaber der Silvia. Silvia ein Frauenzimmer von Stande aus Genua, die sich von dem Mario entführen lassen. Scapin, Bedienter der Silvia. Pantalon, Vater der Flaminia. Scaramouche, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwischen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene ist in und vor dem Hause des Lelio. Die beyden erstern sind seit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen seine Frau fehlen lassen, die ihn auf das allerheftigste liebt, uud von Natur einen sehr argwöhnischen Charakter hat, so kann sie doch nichts beruhigen, sondern die Eifersucht bemächtiget sich bald ihres ganzen Herzens; sie glaubt, daß ihr Mann sie verrathe, und daß die Sorgfalt, mit der er ihr seit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis seiner Untreue sey. Verschiedene Zwischenfälle, die sich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Person unruhig machen könnten, die der Eifersucht am wenigsten fähig ist, bestärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario ist ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramouche, einem Manne von vielem Ansehen, versprochen war, entführt. Nachdem Mario seine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloster verborgen, sahe er sich endlich genöthiget, einen sichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten seiner Silvia und seines Nebenbuhlers, zu suchen. In dieser Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in seinem Hause verbirgt und in einem Kabinette seines Zimmers verschlossen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal seiner Frau etwas davon zu sagen. Er fürchtet, das Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in seinem Hause selbst in Verhaft nehmen lassen, wenn sie erführen, daß er sich da verborgen hielte.

So stehen die Sachen, als sich das Stück anfängt. Flaminia, welche über die Veränderung, die sie seit einigen Tagen in dem

Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in ſeinem Zimmer verſchloſſen hält, unruhig geworden, beſchuldigt ihn, daß er eine Maitreſſe darinn verborgen halte. Lelio ſucht ſie durch Verſicherungen ſeiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkoſten ſeines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß ſich ihr Mann alle Tage in ſein Zimmer zu eſſen bringen läßt, welches ſie noch mehr in ihrer Meinung beſtärkt. Nichts aber ſcheint ſie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß ſie zu zwey verſchiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin ſie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Manne einzuziehen. Unterdeſſen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsſchreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heiſſen, weil ſie es ſonſt in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid ſeiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn geſehen hat, ſteht länger nicht an, ſie für ihre Nebenbuhlerin zu halten. Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die ſie in ihrem Verdachte zu beſtärken vermag, und die Dazwiſchenkunft des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimniſſes zu heben. Endlich aber, da ſie ſich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird ſie ſelbſt von dem ſchlechten Grunde iher Eyferſucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, deſſen Unwiſſenheit ihren Argwohn verurſacht, und bittet ihren Mann, den ſie mit Unrecht beſchuldiget, um Verzeihung. Scaramouche iſt genöthiget ſeine Anſprüche auf die Silvia fahren zu laſſen. Mario heyrathet ſeine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9) Le Sincere à contretems, in einem Aufzuge von dem ältern Riccoboni; zum erſten male aufgeführt den 21 October 1717.

Perſonen. Pantalon, Vater der Flaminia; Lelio, Sohn des Pantalon; Flaminia, Tochter des Pantalon; Mario, Lieb-

haber der Flaminia; Albert, des Pantalon Freund; Hortenſe, des Albert Tochter, an den Lelio verſprochen; Scaramouche, des Lelio Freund; Harlequin, Bedienter des Pantalon. Die Scene iſt in dem Hauſe des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hauſe jagt, weil er ihn wegen ſeiner Dummheit, und ſeiner übrigen böſen Eigenſchaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienſte behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröſtet den Harlequin und verſpricht ihn bey ſeinem Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er ſchreibt ihm daher ein Empfehlungsſchreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der ſich einer auſſerordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in ſeinem Briefe die guten Eigenſchaften dieſes neuen Bedienten, kann ſich aber doch nicht enthalten hinzuzuſetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts ſey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaramouche ein, der ihn, nachdem er den Brief geleſen, geſchwind wieder abweiſet, und ſich wegbegiebt. Pantalon tritt mit ſeinem Sohne Lelio auf; er ſagt ihm gleich anfangs, daß er ſeine Heyrath mit Hortenſen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon ſagt ſeinem Sohne im Vertrauen, daß er ſehr wichtige Urſachen habe, dieſe beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu laſſen; und zwar ſey dieſes die vornehmſte, weil er wegen des wichtigen Proceſſes, den er itzt habe, dem Mario die funfzig tauſend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Ausſtener der Flaminia verſprochen, und daß alſo, um doch ſein Wort zu halten, Lelio die Hortenſe auf das eheſte heyrathen müſſe, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdeſſen dem Mario, als die Mitgift der Flaminia gegeben werden könne. Dieſes nun, was Pantalon hier ſeinem Sohne vertrauet, will ſich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit ſchicken, deren ſich der letztere befleißiget; unterdeſſen verſpricht er doch, nichts davon zu ſagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr ſagt, er *habe eben* itzt gehört, daß ſie den Mario heyrathen ſolle, er

könne ſich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens ſehr ergeben ſey, und beſonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen ſage. Flaminia iſt zwar über das, was ſie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber iſt es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt ſich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieſer wünſcht ihm zu ſeiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm dieſe Verbindung bringen werde; doch ſagt er ihm auch zugleich, daß er, als ſein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter ſeiner Schweſter verbergen könne, die von einer ſo ſtolzen und gebietheriſchen Gemüthsart ſey, daß niemand mit ihr leben könne. Mario dankt ſeinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit ſeiner Tochter Hortenſe, und ſtellt ſie ihm als ſeine verſprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewiſſe Verwirrung und fragt ihn um die Urſache. Lelio erwiedert, daß es ſeine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und geſteht ihm gerade zu, daß die Ausſteuer, die er ſeiner Tochter mitgeben wolle, aus ſeinen Händen in die Hände des Mario, als die Mitgift für ſeine Schweſter Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen ſolle. Pantalon, der dazu kömmt, iſt nicht wenig erſtaunt, ſeinen ſchönen Anſchlag durch die allzugroſſe Aufrichtigkeit ſeines Sohnes vernichtet zu ſehen. Mario und Flaminia werffen ſich ihre beyderſeitigen Fehler vor, und Albert ſagt dem Pantalon, daß er ſeiner Tochter keine Ausſteuer gebe, damit eine andere damit ausgeſteuert werden könne; ein jeder geht alſo höchſt mißvergnügt ab, und beſonders flucht Pantalon auf ſeinen Sohn und deſſen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieſer bleibt ganz allein und beſchließt das Stück damit, daß er ſagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er ſich befleiſſe, nicht ausüben dürfe; er wolle ſich daher an den Hof begeben, und da die Kunſt ſich zu verſtellen lernen, um in Zukunft weniger aufrichtig zu ſeyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem ältern Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Lelio; Silvia, deſſen Schweſter; Harlequin, deſſen Bedienter; Pantalon; Flaminia, deſſen Tochter; Violette, ihr Mädchen; der Doctor; Mario, deſſen Sohn; verſchiedene Bediente. Die Scene iſt in Neapolis.

Erſter Aufzug; das Theater ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Lelio eröfnet die Scene; er iſt allein und ſcheinet unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von dem Mario, der ſich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, ſeiner verſprochenen Braut. Der eine dringt in ihn, ſeine Heyrath mit der Silvia, der Schweſter des Lelio, zum Schluſſe zu bringen; der andre Brief iſt voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeſchwätze dünken, und ſeine natürliche Unruhe nicht ſtillen können. Er ſucht das Mittel, in das Herz ſeiner Geliebten ſehen zu können, in ſich ſelbſt, ſchmeichelt ſich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf deſſen Beyſtand er ſich bey dieſer Gelegenheit Hoffnung macht, und ruft ſeinen Bedienten, Harlequin. Weil dieſer noch nicht lange bey ihm in Dienſten iſt, ſo fragt er ihn nach ſeiner Familie, nach ſeiner vorigen Aufführung, und dieſes alles mit ſo augenſcheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch ſeine Unruhe das Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um ſein Liebesverſtändniß mit Violetten ſtehe; Harlequin antwortet, daß er ſich glücklich ſchätze, und ſein Herr hält ſich über ſeine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er ſich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn ſpüren zu laſſen, denn entweder ſie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre ſein Argwohn umſonſt, oder ſie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Geſinnung zu ändern. Lelio findet ſich durch die Anmerkung ſeines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in ſeinen Charakter und ſagt, daß er wenigſtens kein Glück zu ſchmecken wiſſe, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher durchaus ſeine Gebieterin auf die Probe ſtellen wolle. Man

klopft an die Thüre; Harlequin meldet den Mario an, der vom Lande zurück kömmt; nachdem Mario hereingetreten, läßt Lelio den Bedienten abgehen, und ſchlägt jenem vor, der Flaminia einen Liebesantrag zu thun, um ihm hernach hinterbringen zu können, wie er aufgenommen worden, weil er bey ſeiner angebohrnen Aufrichtigkeit unmöglich eher ruhig ſeyn könne, als bis er von der Aufrichtigkeit derjenigen, mit denen er zu thun habe, völlig überzeugt worden. Mario entſchuldiget ſich mit ſeiner Liebe gegen die Silvia, mit der ihn dieſe Verſtellung leicht verumeinigen könnte; Lelio aber antwortet, daß er nach der verlangten Probe die Flaminia entweder heyrathen, oder ihr auf ewig entſagen, und den Mario ſchon wieder mit ſeiner Schweſter ausſöhnen und ihre Heyrath ſogleich zu Stande bringen wolle; da er hingegen ſeine Einwilligung niemals geben werde, wenn ſeinem Verlangen kein Genüge geſchehe, oder ihn Mario gegen die Silvia oder ſonſt jemanden in der Welt verriethe. Mario muß ſich alles gefallen laſſen und Lelio geht ab, nachdem er ihm vorher geſagt, daß er der Flaminia antworten wolle, und daß ſie ſeinen Brief durch ihn, den Mario, noch vor Mittage, erhalten müſſe; er wolle ihr melden, daß er ſich unbaß befinde, damit er einen Vorwand habe, ſie den ganzen Tag nicht ſehen zu dürfen, und Mario ſeine Erklärung deſto ungehinderter anbringen könne. Harlequin kömmt wieder auf die Scene und bittet den Mario, ihm einen Herren zu verſchaffen; ſeiner ſey allzu argwöhniſch, als daß man mit ihm leben könne. Mario geſteht es bey Seite zu, ermahnt aber den Harlequin, den Lelio nicht zu verlaſſen, der übrigens ein guter Herr und mit ihm zufrieden ſey. Harlequin ſagt ihm hierauf, daß ihn Silvia mit ihrem Bruder habe reden ſehen, und ihn, ehe er weggehe, ſprechen wolle. Mario antwortet, Lelio ſey itzt in ſeinem Kabinet und ſchreibe, dieſen Augenblick müſſe man ſich alſo zu Nutze machen, und er wolle erwarten, was Silvia zu befehlen habe. Harlequin verläßt ihn, und Mario bleibt wegen deſſen, was ihm Lelio aufgetragen, in gröſter Beſorgniß. Silvia kömmt, und fragt ihren Liebhaber, ob er die Einwilligung ihres Bruders erhalten habe; Mario erwiedert, daß Lelio, bey dem er eben itzt aufs neue angehal-

ten, den Tag zu ihrer Vermählung noch nicht feſt geſetzt, ſondern ihm nur verſichert habe, daß ſie mit ſeiner Vermählung an einem Tage zu Stande kommen ſolle. Lelio kömmt dazu, ſieht ſie mit einander reden, und ſchöpft Verdacht. Harlequin, der mit ihm hereintritt, ſagt, ohne Zweifel werde Mario ſeiner Schweſter die öfentlichen Neuigkeiten des Krieges erzehlen. Lelio antwortet ihm mit einem gezwungnen Lächeln, daß er ſehr daran zweifle; er ziehet den Mario darauf bey Seite, und dieſer verſichert ihm, daß er wegen des Bewußten alle Verſchwiegenheit beobachtet. Lelio, ohne ſehr beruhiget zu ſeyn, giebt ihm den eben itzt geſchriebenen Brief. Mario geht mit einem Complimente gegen die Silvia ab, und bittet ſie leiſe, wegen ihrer Heyrath in den Bruder zu dringen. Lelio, der ſie beobachtet, ſagt zu dem Harlequin, daß Mario ohne Zweifel ſeine Schweſter bitte, ihm von ihrer gehabten Unterredung nichts zu ſagen. Harlequin iſt aus Gefälligkeit ſeiner Meinung, und Lelio dringt hierauf in ſeine Schweſter ihm nichts von dem zu verhehlen, was ihr Mario geſagt habe. Sie erröthet, und gehorcht; Lelio wird dadurch noch unruhiger, will noch mehr wiſſen, und droht ihr, ihre Heyrath mit dem Mario zu verhindern, wenn ſie nicht alles aufrichtig bekenne. Harlequin iſt auf ſeines Herrn Seite, und Silvia, die nichts weiter zu ſagen weis, geht mit Thränen ab. Doch hat Lelio ſeinen Verdacht noch nicht verloren, ſondern ruft vielmehr, indem er hitzig auf und abgeht: Mir! mir einen ſolchen Streich zu ſpielen! Uns! ſagt Harlequin, ihn nachäffend. Ich dachte es wohl! ſetzt Lelio hinzu. O wahrhaftig, ſagt Harlequin, wir können ſo gut betriegen wie ſie, und uns ſoll man ſo leicht nichts weiß machen! Indem wird an die Thüre geklopft; Pantalon und der Doctor treten herein und ſagen dem Lelio, daß ſie den Augenblick, ſich mit ihm näher zu verbinden, ungeduldig erwarteten; Pantalon nehmlich ſoll ſein Schwiegervater, und der Doctor der Schwiegervater ſeiner Schweſter werden. Lelio dankt ihnen, und da ſie hinzuſetzen, daß ihre Kinder ihm wegen ſeiner Uneigenützigkeit verbunden ſeyn müßten, weil ſo wohl er als ſeine Schweſter reichere Gatten leicht hätten finden können, ſo giebt Lelio zu verſtehen, daß ihm alle dieſe Compli-

mente verdächtig vorkommen; ja da die zwey Alten noch weiter in ihn dringen, einen gewiſſen Tag feſt zu ſetzen, ſo antwortet er ihnen gar nicht, fordert von dem Harlequin ſeinen Hut und Degen, und geht fort. Pantalon und der Doctor erſtaunen darüber, und da ſie den Harlequin um die Urſache dieſes kaltſinnigen Bezeigens fragen, ſpielt er die Rolle ſeines Herrn nach, nimt ſeinen Hut, ſeinen Gürtel, und was er ſonſt braucht, vom Tiſche, und verläßt ſie ohne alle Umſtände. Sie lauffen ihm nach, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug; das Theater ſtellt die Gaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet. Mario tritt auf, und iſt in der größten Verlegenheit, daß er etwas thun ſoll, was mit allen ſeinen Neigungen ſtreitet, klopft aber doch an die Thüre des Pantalon an. Flaminia kömmt heraus, mit ihm zu ſprechen; Violette iſt bey ihr, die Mario wieder hinein zu ſchicken bittet. Hierauf, nachdem er ihr den Brief des Lelio übergeben, fängt er an, ſich in ſie verliebt zu ſtellen, und thut dieſes auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe. Endlich ſagt er bey Seite, daß er unmöglich länger eine falſche Perſon ſpielen könne; er wirft ſich der Flaminia zu Füſſen und bittet ſie das, was er ihr entdecken wolle, verſchwiegen zu halten. Sie verſpricht es, und er erzehlt ihr die Thorheit ſeines Freundes, die er ſeiner Zärtlichkeit beymißt, und die ſie ihm um ſo vielmehr verzeihen müſſe, da Lelio ihre und ſeiner Schweſter Heyrath ohne Anſtand vollziehen wolle, ſobald ihm in dieſem Stücke ein Genüge geſchehen. Flaminia hört ihm ruhig zu, indem ſie ihm aber antwortet, geräth ſie in ſolche Hitze, daß ihm wegen ſeines Geheimniſſes bange wird, und er ſie, ſein Unglück nicht zu machen, beſchwören muß. Sie beſänftiget ſich, und ſagt ihm, ſie beſorge es nicht heute zum erſtenmale, daß ſie die Gemüthsart des Lelio unglücklich machen werde; ſie wolle daher ihre Maaßregeln nehmen, ohne daß ihm Lelio etwas vorwerffen könne; er ſolle ihm nur unterdeſſen ſagen, daß ſeine Liebeserklärung übel aufgenommen worden, und ſich ſelbſt eine Antwort, wie er glaube, daß ſie ſich am beſten ſchicke, erdenken. Mario dankt ihr, und geht den Lelio aufzuſuchen. Flaminia iſt noch voller Unwillen und ruft Violetten. Sie erzehlt ihr

alles, denket auf Mittel sich zu rächen, und bittet sie, gle[illegible] darauf bedacht zu seyn. Harlequin kömmt, Violetten zu[illegible] chen, und erzehlt ihr, daß ihn Lelio argwöhnisch gegen[illegible] machen wollen; Violette geräth darüber in Zorn, und[illegible] Gebieterin sagt ihr ins Ohr, daß ihr ein Mittel, sich zu [illegible] beyfalle; sie setzt hinzu, sie wolle dem Mario schreiben, [illegible] ihn gern die folgende Nacht sprechen möchte, Violette soll[illegible] terdessen sich des Harlequins versichern, damit man von[illegible] Tritten und Schritten seines Herren Nachricht haben [illegible] Nachdem Violette wider den Lelio genug losgezogen, schl[illegible] dem Harlequin vor, sie wenn es Nacht geworden zu be[illegible] doch mit der Vorsicht, sich zu verkleiden; sie wolle ihn [illegible], sie, nahe an dem Zimmer verbergen, wo sich ihre Gebi[illegible]ieter mit dem Mario unterhalten werde; wenn Mario alsdenn [illegible] sey, würden sie Zeit genug haben, mit einander zu pla[illegible]dern. Harlequin findet diese Einrichtung sehr vernünftig, nur befürchtet er, sein Herr werde ihm nicht auszugehen erlauben; unterdessen verspricht er doch, sein Bestes zu thun. Violette wünscht sich, bey Seite, einen glücklichen Fortgang dieser Intrigue, blos um das Vergnügen zu haben, den Lelio eifersüchtig zu machen, und sich dadurch an ihm zu rächen. Harlequin, der seinen Herren mit dem Mario kommen sieht, gehet ab, sich zu verkleiden. Mario stattet dem Lelio von dem, was er ihm aufgetragen, Bericht ab, erzehlt wie strenge sich Flaminia gegen ihn erzeigt habe, und wünschet seinem Freunde von Herzen Glück. Lelio glaubt ihm bald, und bald ist er wieder mißtrauisch, endlich hält er es für völlig ausgemacht, daß die vorgegebene Liebe des Mario der Flaminia nicht mißfallen habe, und verläßt ihn also voller Unruhe. Mario ist in der größten Verwirrung, und eben kömmt Violette und bringt ihm den Brief ihrer Gebieterin, mit Bitte, dem Lelio davon Wind zu geben. Sie versichert ihm, daß der Dienst, welchen er der Flaminia hierdurch erweise, ihm auf keine Weise nachtheilig seyn solle; er verspricht zu gehorchen, gehet ab, und Violette begiebt sich gleichfalls sehr vergnügt weg. Das Theater verändert sich, und stellt das Zimmer des Lelio vor. Man sieht, wie Harlequin daselbst unter *verschiednen* Verkleidungen wählet, wie er sich entschliesset, zwey

f einmal zu nehmen, um deſto unerkenntlicher zu ſeyn, und wirklich in dieſer Abſicht auszukleiden anfängt. Lelio über- ht ihn in dieſer Beſchäftigung, und fragt ihn, was er ma- will. Harlequin bekennt ihm, daß Violette ihn zu ſich lt habe, und bittet ihn bald mit Weinen, bald mit La- ſein gutes Glück nicht zu verhindern. Lelio verſpricht es ſagt aber, daß es noch nicht Nacht ſey, und er alſo noch genug habe, ſich zu verkleiden. Harlequin umarmet ſeinen n, und macht verſchiedne freudige Lazzis. Indem tritt ein iener herein, der dem Lelio einen Brief vom Mario bringt, welchem ihm dieſer meldet, daß Flaminia ihn (den Mario) einer nächtlichen Unterredung gebeten habe, daß er gehindert rden, ihm mündlich davon Nachricht zu geben, und daß er ne ſeine Einwilligung nichts unternehmen wolle. Lelio ſchließt eraus, daß er die Flaminia mit Recht in dem Verdacht ge- abt habe, daß ihr die Liebe des Mario nicht mißfalle, und er olglich nicht ſo ſehr geliebt werde, als man es ihm bereden olle. (Der Schauſpieler muß hier wohl Acht haben, daß r Unruhe, aber nicht Eiferſucht verrathe; und eben dieſen nterſchied zwiſchen beyden ſoll der Verfaſſer dieſes Stücks, elcher die Rolle des Lelio ſelbſt ſpielte, unnachahmlich beob- htet haben.) Lelio faſſet den Entſchluß, dem Mario zu ſchrei- n, daß er die Einladung der Flaminia annehmen, und ihm orgen davon Nachricht geben ſolle. Er ruft, fordert von dem arlequin die nöthigen Dinge zum Schreiben, und unter an- rn auch Licht. Licht? ſagt Harlequin ganz freudig; alſo iſt Nacht? Nein, antwortet Lelio; ſondern ich brauche nur icht. Harlequin bringt ihm alles, was er gefordert hat; ſein err ſchreibt, verſiegelt den Brief, giebt ihn dem Bedienten des ario, fertiget ihn ab, ſteckt den Brief des Mario zu ſich, nd ſagt, daß ihm eben eine gute Liſt beygefallen ſey. Harle- in findet, daß die Nacht dieſesmal länger auſſenbleibe, als wöhnlich. Lelio ſieht ihn mit einem kaltſinnigen Blicke an, nd wirft ihm vor, daß er ihm nicht die Art und Weiſe ver- auet habe, wie ihn Violette in das Haus hineinbringen wolle. arlequin antwortet ihm, daß ſie ihn an der Thüre erwarten erde, und wiederhohlt alles, was man in der vorigen Scene

zwischen ihm und der Violette vorgehen sehen. Alle Augenblick aber unterbricht er seine Rede, indem er sagt, es sey Nacht, er müsse fort. Lelio hält ihn jedesmal auf; endlich kehrt sich Harlequin um, macht eine Verbeigung und spricht: Ha! seyn sie willkommen, gnädige Frau Nacht! Ich wünsche Ihro Gnaden eine gute Nacht. Und hierauf will er mit Gewalt fort. Lelio aber hält ihn nochmals zurück, und sagt, weil er selbst diese Nacht ausgehen wolle, so müsse er (Harlequin) zu Hause bleiben. Er läßt sich auch durch die Bitten des Harlequins im geringsten nicht bewegen, sondern sagt, daß er ihn sogar, um sich seines Gehorsams zu versichern, verschliessen werde; weil es aber noch Tag ist, so geht er, seiner Schwester zu sagen, daß sie ihn nicht erwarten dürfe, und läßt sich in der Absicht den Mantel umgeben, den Harlequin sich zu verkleiden zurecht gelegt hatte. Er geht ab, Harlequin, voller Verzweiflung macht sich den Augenblick zu Nutze, Violetten von dieser Verhinderung Nachricht zu geben. Das Theater verändert sich und stellt eine Strasse vor. Flaminia erscheint, und sagt Violetten, daß Lelio, bey einer so gegründeten Ursache zum Verdacht, sie ganz gewiß ausspioniren werde. Harlequin kömmt dazu, und Flaminia geht bey Seite, damit ihn Violette desto ungehinderter ausfragen kann. Sie empfängt ihn mit vielen Liebkosungen; anfangs will er sich trösten, und fängt an mit ihr zu lachen, bald aber erzehlt er ihr sein Unglück weinend, und macht sich geschwind davon, weil er sieht, daß es Nacht wird. Flaminia kömmt wieder zu Violetten, und sagt, daß sie alles hinter der Thüre gehört habe, und daß ihr ein Mittel beygefallen sey, wie sie sich an dem argwöhnischen Lelio rächen könne. Sie sehen Licht kommen, und begeben sich weg. Der Doctor und Pantalon erscheinen; dieser hat eine Laterne in der Hand, und sagt jenem, daß er wohl bey ihm zu Abend speisen wolle, nur müsse er es vorher in seinem Hause melden. Er ruft Violetten, sagt, daß sie mit dem Abendessen nicht auf ihn warten sollen, und geht mit seinem Freunde fort. Lelio erscheint in einen Mantel eingehüllet; er verbirgt sich in einen Winkel, siehet die beyden Alten in das Haus des Doctors hineingehen, nähert sich dem Hause des Pantalons, und ruft Violetten, die sich stellt, als

ob ſie ihn für den Harlequin halte. Nach verſchiednen Lazzis von beyden Seiten, empfiehlt er ihr mit leiſer Stimme, ja wohl Acht zu haben, daß ſie nicht durch irgend ein Licht vermuthen würden. Indem kömmt gleich Flaminia, die ein Licht in der Hand hat; ſie will ſich nach dem Fortgange ihres Anſchlages erkundigen; Violette läuft ihr voller Zorn entgegen, und ſchmält, daß ſie ſo ungeduldig und unvorſichtig iſt, ſie zu ſo unrechter Zeit zu beleuchten. Flaminia begiebt ſich weg. Violette ſagt zu dem Lelio, daß ſie das Licht aus dem Zimmer genommen habe, in welches ſie ihn führen wolle; ſie nennt ihn beſtändig Harlequin, läßt ihn zu der Thüre hinein, die mitten auf dem Theater iſt, und ſchließt nach ihm zu. Flaminia kömmt abermals wieder, mit einem Wachslichte in der Hand, tadelt Violetten und ſchilt, daß ſie itzt allein und ohne Licht in dem Zimmer ſey, da ſie vielmehr den Mario an der Thüre erwarten ſollte. Sie befiehlt ihr um ſo vielmehr zu eilen, weil ſie von dem Balcon einen vorbeygehen ſehen, von dem ſie glaube, daß er es geweſen ſey. Inzwiſchen aber geben ſie einander mit Zeichen zu verſtehen, daß Lelio dort eingeſchloſſen ſey, und ſie alſo leiſe reden müßten. Violette geht, den Mario zu erwarten, und Flaminia bleibt allein und wünſchet ſich heimlich zu ihrer bevorſtehenden Rache Glück. Mario kömmt; Flaminia begegnet ihm ſehr hart, und ſagt, daß ſie ihn nur deswegen habe ruffen laſſen, um ihm zu verbieten, jemals wieder vor ihre Augen zu kommen. Er geht, dem Anſehen nach, in der größten Beſtürzung fort, und Flaminia fährt, nach ſeinem Abtritte, fort, vor ſich theuer zu verſichern, daß ſie nie einen andern als den Lelio lieben werde. Dieſer hört es, macht ein Geräuſch und will ſich vor Freuden zu den Füſſen der Flaminia werffen; Flaminia aber thut, als ob ſie furchtſam wäre, und einen Dieb zu hören glaubte, und ruft um Hülfe. Alle Bediente aus dem Hauſe kommen bewaffnet herzu; ſie befiehlt ihnen ganz laut, ſich eines Diebes zu verſichern, der in dem nächſten Zimmer verſchloſſen ſey, leiſe aber ſagt ſie, daß ſie alles, was ſie ihnen befohlen habe, ja wohl beobachten und es genug ſeyn laſſen ſollten, ihm Furcht einzujagen. Man öfnet die Thüre; Lelio dringt heraus, rennt die Bedienten

übern Hauffen, einer von ihnen thut einen Pistolenschuß in die Luft, der vermeinte Dieb verlieret Hut und Perücke, und macht sich davon.

Dritter Aufzug. Die Bühne stellt das Zimmer des Lelio vor. Harlequin liegt auf einem Tische, und ist eingeschlaffen. Er träumt, und glaubt mit Violetten zu sprechen. Er bewegt sich und fällt herunter; er erwacht darüber, sucht Violetten und da er sie nicht findet, merkt er endlich, daß er geträumt und der Tag ihn aufgeweckt habe. Lelio tritt herein. Harlequin erkennt ihn nicht so gleich, und fürchtet sich vor ihm; nach einer Menge Lazzis erkennt er ihn endlich und fragt, was er mit seinem Hute, und seiner Perücke gemacht habe. Lelio giebt seinen Verlust einem heftigen Winde schuld, der sie ihm weggenommen. Indem wird an die Thüre geklopft, und Harlequin bringt einen Bedienten der Flaminia hereingeführt, der dem Lelio einen Brief giebt, in welchem sie ihm meldet, daß ihr ein grosser Verdruß zugestossen, und daß, wenn ihre Heyrath nicht noch diesen Tag zu Stande käme, sie sich morgen auf Zeitlebens in ein Kloster einschliessen wolle. Lelio schmeichelt sich, daß die Liebe des Mario ohne Zweifel dieser grosse Verdruß sey, und sagt zu dem Bedienten, daß er ihr sogleich selbst die Antwort bringen wolle, und sie unterdessen versichern lasse, daß er alle Augenblicke bereit sey, ihr zu gehorchen. Er erkundiget sich bey dem Bedienten nach der Gesundheit seiner Gebieterin; dieser antwortet, daß sie sich nicht allzuwohl befinde, weil sie sich von dem Schrecken noch nicht erhohlt, den sie vergangene Nacht gehabt habe, indem man einen Dieb bey ihr eingeschlossen gefunden, der seinen Hut und seine Perücke in Stiche gelassen. Das muß also, sagt Harlequin, eine sehr unglückliche Nacht für die Hüte und Perücken gewesen seyn. Sein Herr befiehlet ihm zu schweigen, und fertiget den Bedienten der Flaminia ab. Harlequin fängt wieder an, von den Hüten und Perücken zu reden; Lelio wird ungeduldig; indem wird angeklopft und der Doctor tritt mit dem Pantalon herein. Die zwey Alten liegen dem Lelio aufs neue an, den Tag zu seiner und der Silvia Verheyrathung, fest zu setzen; er antwortet, er sey bereit zu schliessen, und wolle ihnen mit seiner

Schweſter zu dem Pantalon folgen, wo ſie den Notarius könnten hinkommen laſſen. Silvia kömmt hierauf, und ſagt ihm, daß ſie ihn im Traume in groſſer Noth, unter wilden Thieren geſehen habe, die ihn zerreiſſen wollen. Lelio geſtehet vor ſich, daß es dieſem Traume nicht ganz an Wahrheit fehle. Mario kömmt dazu; grüſſet die Silvia und ziehet den Lelio bey Seite, und erzehlt ihm, daß er ſeinetwegen ſehr gemißhandelt worden. Lelio unterbricht ihn, und ſagt, er wiſſe bereits alles und werde ihm die Ruhe ſeines künftigen Lebens zu danken haben. Mario und Silvia dringen wegen ihrer Verbindung in ihn; er ſagt ihnen, was er eben itzt mit dem Pantalon und dem Doctor abgeredet habe, und ſie fallen ihm beyde um den Hals. Auch ich? ſagt Harlequin, auch ich werde Violetten heyrathen dürfen? Ohne Zweifel; antwortet Lelio; und Harlequin fällt ihm gleichfalls um den Hals. Die Umarmungen fangen von neuem an, und ſo gehen ſie endlich mit einander ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt die Straſſe vor, wo Pantalons Haus iſt. Man erblickt den Doctor, den Pantalon und den Notarius, die auf das Haus zueilen, damit ſie Lelio finden und keinen Verdacht zu irgend einem Argwohne haben möge. Doch Lelio, Silvia und Mario hohlen ſie noch ein, und ſie gehen alle zuſammen hinein. Das Theater verändert ſich abermals, und ſtellt das Zimmer der Flaminia vor, wo ſie zu Violetten ſagt, daß ſie noch gar nicht wiſſe, wie ſie mit dem Lelio, ohne Nachtheil des Mario, werde brechen können. Violette giebt ihr den Brief des Mario an den Lelio, den dieſer, als er ſich davon machen müſſen, verloren hatte. Flaminia lieſet ihn mit groſſer Freude, und ſagt, daß ſie ihn ſehr gut werde brauchen können. Indem kommen die Väter und die Liebhaber dazu. Man unterzeichnet die beyden Contracte. Flaminia bemächtiget ſich derſelben, giebt dem Mario den, der ihn angehet, wirft dem Lelio ſeinen Argwohn und ſein beſchimpfendes Verfahren vor, welches ſie durch den Brief, den er bey ſeiner Flucht verloren, erfahren habe, und zerreißt den Contract, den ſie kurz zuvor unterzeichnet hatte. Pantalon billiget das Verfahren ſeiner Tochter und begiebt ſich mit ihr weg. Lelio bleibt ganz verwirrt; Silvia tröſtet ihn, und giebt ihm

den Rath, in Zukunft nicht mehr so argwöhnisch zu seyn. Lelio aber nimmt sich im Zorne vor, es mehr als jemals zu seyn; denn, sagt er, dieser Brief enthält eine Verrätherey, gegen die ich nicht genug auf der Hut gewesen bin. In Zukunft will ich mich auch vor dem Hunde und der Katze in dem Hause in Acht nehmen, und auch meinem Hemde nicht mehr trauen. Er gehet voller Wuth ab. Mario und Silvia folgen ihm in der Absicht, ihn mit Flaminien wieder auszusöhnen; und Harlequin sagt, er wolle gehen und sehen, ob die Thorheit seines Herren auch nicht seiner Heyrath Unglück gebracht habe; womit die Komödie sich endet.

11) Les Erreurs de l'Amour, ou Arlequin Notaire maltraité; in drey Aufzügen nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, zum erstenmale aufgeführt den 23 May 1717.

Lelio liebt die Silvia und wird wieder von ihr geliebt, und Flaminia liebt den Lelio, der sie aber nicht liebt. Sie verfolgt ihn also überall, wo sie ihn mit der Silvia zusammen findet, und dieses unter verschiedenen Verkleidungen; kurz sie thut alles, was die Eifersucht einem Frauenzimmer eingeben kann. Harlequin, der als ein Notarius verkleidet erscheinet, wird ausgeprügelt, und lacht als ob er toll wäre, weil sich die, die ihn prügeln, wie er sagt, in der Person irreten. — das Stück war nach den Sitten von Venedig eingerichtet.

Coypel. (*)

1) L'Education perdue; in einem Aufzuge. Von dem Herrn Coypel entworffen, und den 23 Octobr. 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Ein italiänischer Herr, Namens Lelio, hat aus seiner Ehe nicht mehr als ein einziges Kind, welches ein Sohn ist, den er bey einer Müllerin auf dem Lande in die Kost gegeben. Als

(*) Charles Antoine Coypel war erster Mahler des Königs und Director der königlichen Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst zu Paris. Er starb an diesem Orte den 14 Junius 1752. in einem Alter von 58 Jahren. Er hat so wohl für die französische als italiänische Bühne gearbeit. Seine Stücke für die letztere aber, waren weiter nichts als Entwürffe, dergleichen dieser und der folgende ist, und die von den Schauspielern aus dem Stegreife ausgeführt, und daher niemals gedruckt worden.

er nach der Zeit Wittwer wird, will er dieſen ſeinen Sohn, den er Mario nennen laſſen, wieder zu ſich nehmen, und da er eine Kette und das Portrait ſeiner Mutter, welches beydes er ihm um den Hals gehangen, als er ihn in die Koſt gethan, nicht bey ihm findet, ſo fragt er die Müllerin nach der Urſache, die ihm denn ſagt, daß ſie das eine wie das andre verloren habe. Lelio glaubt ihr und nimt den Sohn, den ſie ihm vorgeſtellt, und er für den ſeinen hält, mit. Auf ſeinem Rückwege findet er ein Kind an dem Ufer des Fluſſes, von dem Alter ſeines Sohnes, und das viel Artigkeit zeiget; er erbarmt ſich über dieſes Kind, nimt es mit und läßt es mit ſeinem Sohne, unter dem Namen Lindori, zugleich erziehen. Bey dem Lindori ſchlägt die Erziehung ſehr wohl an, und ſeine Aufführung iſt ungemein ſittſam, da hingegen Mario ein lüderlicher Wildfang wird. Lindori macht mit der Silvia, der Tochter des Pantalons, der ſie mit dem Mario verheyrathen will, weil ihn Lelio darum angeſprochen, Bekanntſchaft. Ehe aber Pantalon ſeine Tochter den Mario zu heyrathen zwingen will, erkundiget er ſich vorher bey dem Harlequin, dem Bedienten des Mario, wegen der Aufführung ſeines Herren. Harlequin, in einer Kleidung mit Bändern, ein ſpaniſches Rohr unter dem Arme, und ein Reibeiſen und Tabak in den Händen, ſpielt einen lächerlichen Petitmaiter, und erklärt dem Pantalon, daß ſein Herr der glücklichſte und zugleich der freyeſte und luſtigſte junge Menſch von der Welt ſey, der ſich alle Tage neue Ergötzlichkeiten, in der Oper, in der Komödie, vor dem Spieltiſche, im Weinhauſe, bey Frauenzimmern, zu machen wiſſe. Da Pantalon dieſes hört, ſagt er dem Lelio den Handel auf, und will ſeine Tochter dem Mario nicht geben. Unterdeſſen führt dieſer den Lindori nebſt zwey Frauenzimmern in die Oper, und wie ſie wieder herauskommen, zwingt Mario den Lindori, den Degen zu ziehen. Mario wird von ihm entwaffnet, und Lindori ſchenkt ihm aus Grosmuth und aus Dankbarkeit das Leben, worauf aber Mario angehalten und in das Gefängniß gebracht wird. Unterdeſſen kömmt der Bruder von der Amme an, und bringt einen Brief an den Lelio, in welchem ſie ihm meldet, daß ſie bey Annäherung ihres Todes ihr Gewiſſen zwinge, ihm zu entdecken, wie Mario ihr eigner Sohn

sey, und daß der seinige in dem Flusse bey der Mühle umgekommen, weßwegen sie denn vorgegeben, daß die Halsschnur und das Portrait verloren gegangen wären. Da Lindori von der Halsschnur und dem Portrait reden höret, so zeigt er beydes vor, wird dadurch für den Sohn des Lelio erkannt und heyrathet die Silvia. Lelio will hierauf den Mario von sich stossen, Lindori aber bewegt seinen Vater, daß er ihn auf eben demselben Fusse, auf welchem Lindori vorher gewesen, bey sich behält.

2) Le Defiant; in drey Aufzügen von Ch. An. Coypel, den 10 Julius 1718. zum erstenmale aufgeführt.

Personen des Stücks. Lelio, der Mißtrauische. Flaminia, des Lelio Tochter. Pantalon, des Lelio Bruder. Mario, Liebhaber der Flaminia und Freund des Pantalon. Violette, der Flaminia Mädchen. Arlequin, des Lelio Bedienter. Scapin, ein andrer vertrauter Bedienter des Lelio. Pierrot, ein Anverwandter des Scapin.

Lelio hat nur eine Tochter, (Flaminia) die er gern an einen Mann von Stande verheyrathen wollte. Pantalon, sein Bruder, kömmt und will für den Mario um sie werben, welches ein junger Mensch von Familie ist, und den Flaminia liebt. Allein Lelio will sie ihm nicht geben, weil man ihm gesagt hat, daß Mario ein wenig frey lebe, und sein Vermögen eher als ein andrer durchbringen werde. Dieser abschläglichen Antwort wegen ist Mario ziemlich verlegen, und weis nicht wie er mit seiner Gebieterin zu sprechen kommen soll, weil Lelio so mißtrauisch ist, daß sich niemand seinem Hause nähern darf, von dem er nicht glaube, daß er ihn bestehlen wolle. Gleichwohl findet Mario ein Mittel hineinzukommen und die Flaminia zu sehen, die ihm verspricht, daß sie niemals eines andern, als die seinige seyn wolle. Sie verlassen einander eben da Lelio dazukömmt, und aus vollem Halse, als ein Besessener, schreyt: Dieb! Dieb! man bestiehlt mich! Er hält einen Menschen am Kragen, der einen Sack mit tausend Livres trägt, und den er aus seinem Cabinete herauskommen sehen, das er nach sich zuzuschliessen vergessen hatte. Lelio bildet sich ein, daß ihm dieser Mensch das Geld gestohlen habe; es ist aber gleich das Gegentheil. Denn dieser Mensch ist ein Bedienter eines Freundes vom Lelio, dem

er hundert Piſtolen geliehen hatte, und der Freund ſchickt ſie ihm itzt durch ſeinen Diener wieder, welchem Lelio bis itzt weder Zeit noch Freyheit gelaſſen, ſeine Commißion auszurichten. Nachdem er es nun gethan, läßt ihn Lelio zwar wieder gehen, befiehlt aber dem Harlequin, ihn bis auf die Straſſe zu begleiten, damit er nicht noch etwas bey dem Herausgehen mitnehmen möge. Lelio fragt den Scapin, welches ſein vornehmſter Bedienter und ſein Vertrauter iſt, wegen der Heyrath ſeiner Tochter um Rath, und läßt ſich verlauten, daß er ſie dem Mario nicht geben wolle. Scapin ſagt, er kenne einen ſehr reichen Marquis, der ſich wohl für ſeine Tochter ſchicken möchte; da ihm aber ſeine Aeltern ſehr früh geſtorben wären, und er auf dem Lande erzogen worden, ſo könne es leicht ſeyn, daß er nicht alle die Artigkeiten einer in der Stadt und in der groſſen Welt erzogenen Perſon beſitze. Lelio aber erwiedert, daß dieſes nichts zu bedeuten habe, und daß er ihn nur ſolle kommen laſſen. Dieſer Marquis iſt Pierrot, der Sohn eines reichen Bauers, des Bruders vom Scapin, der dieſen ſeinen Vetter gern mit der Flaminia verheyrathen wollte. Er läßt ihn ſehr prächtig auskleiden, und ſtellt ihn dem Lelio und der Flaminia unter dem Namen des Marquis de la Pierre vor, und Lelio ſagt ſeiner Tochter, daß dieſes der Gemahl ſey, den er ihr beſtimme. Der Marquis ſagt tauſend abgeſchmackte Dinge; er nennt den Scapin ſeinen Vetter, ob es ihm dieſer gleich ausdrücklich verbothen. Und nun kömmt auch Harlequin dazu, der vollends alles zu nichte zu machen drohet; denn da er den Pierrot auf dem Dorfe gekannt hat, wo er ſein Spielgeſelle ſonſt geweſen war, ſo läuft er auf ihn zu, umfaßt ihn und ſagt ihm tauſenderley närriſches Zeug. Scapin macht dieſes alles, ſo viel ihm möglich, bey dem Lelio wieder gut.

Unterdeſſen iſt Mario wegen der Ankunft dieſes Marquis und wegen der Hartnäckigkeit des Lelio, ihm ſeine Tochter nicht zu geben, ſehr verlegen. Er wendet ſich an Violetten, welches Scapins Liebſte iſt, und bittet ſie, die Heyrath hintertreiben zu helfen. Violette, die ſonſt bey dem Scapin alles vermag, thut ihm den Vorſchlag, und verſpricht ihn zu heyrathen, wenn er den Lelio dahin bringen wolle, daß er dem Marquis de la

Pierre seinen Abschied ertheile ꝛc. Scapin aber, der gleich, da ihm Violette diesen Vorschlag thut, seinen Herrn kommen sieht, sagt ganz laut, daß er sich wohl hüten werde, seinen Herrn zu verrathen, und daß Flaminia nichts bessers thun könne, als den Marquis de la Pierre zu heyrathen ꝛc. In diesem Augenblicke kömmt Harlequin dazu, und sagt, daß in dem Hause, und zwar in Scapins Kammer, Feuer ausgekommen sey. Lelio läuft sogleich hin, läßt das Feuer löschen, und steckt eine Brieftasche, die dem Scapin gehört, und die er auf dem Tische gefunden, zu sich. Ehe er sie ihm aber wieder giebt, sucht er sie vorher durch, um zu sehen, ob Scapin nicht irgend eine Rechnung für ihn bezahlt bekommen. Da findet er nun unter seinen Papieren einen Brief von Pierrots Vater, der dem Scapin schreibt, daß es sehr viel gewagt sey, den Pierrot für einen Marquis ausgeben zu wollen, weil er viel zu ungeschliffen wäre, diesen Charakter lange zu behaupten. Ehe Lelio aber durch diesen Brief, den er in der Brieftasche gefunden, Licht erhält, hat sein Bruder Pantalon eine sehr lustige Scene mit ihm. Pantalon will mit dem Lelio wegen der lächerlichen vorhabenden Verheyrathung sprechen; dieser aber, nach seiner mißtrauischen Gemüthsart, glaubt, daß er ihm Wagen und Pferde abborgen wolle, und bringt daher, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu erklären, eine lange Reihe von Entschuldigungen vor, warum er sie ihm nicht leihen könne. Und als er hört, daß itzt von ganz etwas andern die Rede sey, bildet er sich ein, daß er Geld von ihm borgen wolle, und läßt sich daher weitläuftig über die elenden, geldklemmen Zeiten aus ꝛc. Endlich wird Lelio, durch die Gründe seines Bruders, und durch den gefundenen Brief von der Untreue des Scapins überzeugt, jagt ihn mit samt dem Pierrot fort, ruft seine Tochter und verspricht sie dem Mario ꝛc.

Die Kunstrichter setzten an diesem Stücke aus, daß der Charakter des Mißtrauischen nur sehr oben hin behandelt sey, und mit dem Geizigen des Moliere zu viel ähnliches habe ꝛc. Deßgleichen schien es ihnen sehr seltsam zu seyn, daß ein so mißtrauischer Mensch, als Lelio ist, gleichwohl gegen den Scapin, der ihn bey der Nase herumführt, nicht das geringste Mißtrauen bezeige.

Noch hatte Harlequin eine ſehr luſtige, epiſodiſche Scene darinn; als er nehmlich aus dem Hauſe ſeines Herrn heraus kam, und ſein Ränzel mit ſich brachte, damit es nicht etwa mit verbrennen möge. Er ſucht es durch, und da er ſein beſtes Hemde nicht darinn findet, ſo geht er wieder hinein, um dieſes noch zu hohlen. Er bringt es auch wirklich, ſieht aber, als er zurück kömmt, daß ein Dieb mit ſeinem Ränzel, davon geht. Er betrachtet ihn, ſieht ihm nach, und der Dieb läßt ſich auch, auf eine komiſche Weiſe, auf allen Seiten und in mancherley Stellungen von ihm betrachten, ſo daß dieſe ſtumme Scene, nach vielfältigem hin und wiedergehen, ſehr lächerlich ausfällt. Der Dieb kömmt endlich mit dem Ränzel davon und Harlequin kömmt allein wieder vor auf das Theater, und ſpottet über den Dieb, daß er gleichwohl ſein beſtes Hemde nicht bekommen habe, welches er den Zuſchauern in einem ſehr elenden Zuſtande weiſet.

3) L'Impatient; in einem Aufzuge, nach dem Entwurfe des Herrn Coypel, den 10 November 1717. zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, welches der Charakter eines ſehr ungeduldigen Menſchen iſt, der ſich in beſtändiger Bewegung befindet, wird Knall und Fall in die Flaminia, die Tochter des Doctors verliebt, und wird wegen der Heyrathspunkte ſo geſchwind einig, als ob es die größte Kleinigkeit beträffe. Flaminia, die dieſen ihren künftigen Gemahl nicht liebt, fällt auf eine Liſt, ihm die Verbindung mit ihr zuwider zu machen. Sie redet nehmlich, in der erſten Zuſammenkunft, die ſie mit ihm hat, mit einer ſo merklichen Langſamkeit, daß ſie jedes Wort zu articuliren, eine geraume Zeit nöthig hat. Lelio verräth alle Augenblicke ſeine Ungeduld, und da er es endlich nicht länger aushalten kann, verläßt er die Flaminia auf einmal, begiebt ſich zum Doctor und erſucht ihn, ihn ſeines gegebenen Wortes, deſſen Tochter zu heyrathen, zu erlaſſen. Mario, der Liebhaber der Flaminia, macht ſich dieſen Bruch zu Nutze, hält bey dem Doctor um ſie an, und bekömmt ſie.

De Lisle. (*)

1) Arlequin Astrologue; in drey Aufzügen von dem Herrn de Lisle, auf dem italiänischen Theater in Paris den 13 May 1727. zum erstenmale aufgeführt.

1. Aufzug. Harlequin eröfnet die Scene. Er sucht seinen Herrn den Eraſt, der ihm seit einigen Tagen aus den Augen gekommen ist. Er findet ihn endlich als Gärtner verkleidet, in Diensten der Dorimene, unter dem Namen Lucas. Anfangs erkennt er ihn unter dieser Verkleidung nicht, welches den Eraſt hoffen läßt, daß ihn auch weder Dorimene noch Julia darunter erkennen werde. Mit dieser Vorsicht hat der Verfasser ohne Zweifel den Einwürfen, die ihm die Kunstrichter etwa darüber machen könnten, im Voraus begegnen wollen. Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit dergleichen Einwürfe gegründet seyn möchten; genug daß man über Facta nicht streiten muß; und das ist eines, daß Eraſt von seinem eignen Bedienten nicht erkannt worden. Wo die Erfahrung spricht, giebt uns der Verfasser zu verstehen, da muß die Vernunft schweigen. Eraſt entdeckt dem Harlequin die Ursachen, die ihn bewogen, sich als Gärtner bey der Dorimene in Dienste begeben. Dorimene will die Julia an den Oronte verheyrathen, und eben um diese Heyrath zu hintertreiben, hat sich Eraſt verkleidet. Er schlägt dem Harlequin vor, sich selbst als einen Sternseher zu verkleiden, um Dorimenen zu hintergehen, die aus den Wahrsagern sehr viel macht. Und um den Harlequin desto leichter zu bewegen, ihm unter dieser Verkleidung zu dienen, faßt er ihn bey seiner Schwäche. Harlequin liebt die Colombine, welche er in dem Verdachte hat, daß sie den Trivelin, den Bedienten des Oronte, den Dorimene ihrer Tochter Julia bestimmet, liebe. Eraſt führet den Harlequin mit sich fort, damit er sich niemanden zeigen soll. Sie begeben sich in ein Weinhaus, um ihre Maaßregeln, wegen der List, die Eraſt erdacht hat, mit einander zu nehmen. Dorimene kömmt mit der Julia, eben da Eraſt und Harlequin

(*) Dieser dramatische Schriftsteller lebt, so viel mir bekannt ist, noch. Er hat nur für das italiänische Theater gearbeitet. Sein Timon der Menschenfeind, sein Falke ꝛc. sind seit geraumer Zeit, auch auf dem deutschen Theater. Die Stücke aber, deren Entwürfe hier vorkommen, sind nie gedruckt worden.

abgehen. Sie macht ſich die unverſtellte Aufrichtigkeit ihrer Tochter zu Nutze, um zu erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht. Julia geſteht ihr gerade zu, daß ſie den Oronte zu ihrem Manne nicht haben möge, weil ſie ſich ſchon einen andern Liebhaber, der mehr nach ihrem Geſchmacke ſey, ausgeſucht habe. Dorimene, welche in den Eraſt eben ſo verliebt iſt, als ihre Tochter, und die ihm nur deswegen den Zutritt in ihr Haus verſagt hat, weil Julia in ſeinem Herzen die Oberhand über ſie erhalten, verbietet ihr durchaus an den Eraſt weiter zu gedenken, und befiehlt ihr, ſich fertig zu halten, die Hand des Oronte anzunehmen, deſſen Reichthümer ſie glücklich machen könnten. Oronte kömmt, Dorimene läßt ihre Tochter abtreten, Julia gehorcht, giebt aber durch ein Beyſeite zu verſtehen, daß ſie ſich an einem Ort verſtecken wolle, wo ſie die Unterredung ihrer Mutter und des alten Liebhabers, der ihr Gemahl werden ſolle, mit anhören könne. Dorimene ſagt dem Oronte, daß ſie in dem Herzen der Julia wegen der ihr vorgeſchlagenen Heyrath, ſehr viel Widerſtand antreffe. Oronte ſchmeichelt ſich, durch Hülfe ſeiner Reichthümer alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Dorimene verläßt ihn, um wegen verſchiedener Dinge Anſtalt zu machen. Den Augenblick darauf kömmt Julia; ſie ſagt dem Oronte, daß ſie ſeine ganze Unterredung, mit ihrer Mutter, mit angehört habe, und daß ſich dieſe ſehr betriege. Oronte glaubt, daß ihm dieſe Reden günſtig wären, und daß er der Julia ſo unangenehm nicht ſey, als ihre Mutter es glaube. Doch Julia läßt ihn nicht länger in ſeinem Irrthume, und erklärt ihm ohne die geringſte Zweydeutigkeit, daß ſie ihn nicht liebe, und auch niemals lieben werde. Nach dieſem aufrichtigen Geſtändniſſe begiebt ſie ſich weg; und Oronte geräth darüber ein wenig in Verwirrung, doch verlieret er noch nicht alle Hofnung.

2. Aufzug. Harlequin, ob es ihm gleich Eraſt ausdrücklich verbothen, ſich vor ſeiner Verkleidung in den Sternſeher, jemanden zu zeigen, kann dennoch ſeiner Begierde mit Colombinen zu reden nicht wiederſtehen, um von ihr zu erfahren, ob ſie ihm wirklich den Trivelin vorziehe. Colombine kömmt, und iſt eben nicht ſehr erfreut, ihn zu ſehen, weil ſie ſeinen Neben

ler liebt. Allein ſie verſtellt ihr Mißvergnügen; ſie fragt ihn nach dem Eraſt und ſagt, daß er ſeiner Abweſenheit ungeachtet, der Julia in ihren Gedanken beſtändig gegenwärtig ſey, und auf das zärtlichſte von ihr geliebt werde. Harlequin antwortet ihr, daß er bey dem Eraſt nicht mehr diene, und einen unendlich beſſern Herrn gefunden habe. Er ſey nehmlich vor itzt bey dem großen Sternſeher Beniscraque, der eine unumſchränkte Gewalt beſitze, in Dienſten. Er giebt ihr zugleich zu verſtehen, daß er den Trivelin, wenn er ſich unterſtehen ſollte, ihm ihr Herz ſtreitig zu machen, durch Hülfe gewiſſer Geiſter, die ihm ſein Herr leihen werde, ein wenig in der Luft wolle herum tanzen laſſen. Colombine, die hierüber ſehr erſchrickt, verſtellt ſich noch weiter, und ſchwört ihm, daß ſie den Trivelin durchaus nicht leiden könne, ſondern ihren Harlequin einzig und allein liebe. Hier kömmt nun Eraſt dazu, der noch immer als Gärtner verkleidet iſt; er geräth wider den Harlequin in Zorn, und droht ihm leiſe, ihn wegen ſeines Ungehorſams zu ſtrafen. Harlequin thut, als ob er ihn nicht kenne, und nimmt einen Ton gegen ihn an, der ſich für den Diener des groſſen Beniscraque, wenn er mit einem ſchlechten Gärtner ſpricht, ſchicket. Harlequin geht ab, um ſich zu verkleiden; und der verſtellte Gärtner erfährt von der Colombine, daß Julia die Hand des Oronte ausgeſchlagen, weil ſie ihr Herz bereits an einen andern jungen Liebhaber, Namens Eraſt, verſchenkt habe. Der vermeinte Gärtner ſagt ihr, daß er der Julia in dieſer Liebe, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſtehe, dienen wolle. Julia kömmt, und bezeigt eine große Begierde, ſich mit dem Sternſeher eher, als ihre Mutter, zu unterhalten. Sie bittet zugleich den Lucas, bey ihr zu bleiben, weil ſie ſich vor dergleichen Leute, die mit Geiſtern Umgang haben, fürchte. Eraſt bringt ſie mit einer guten Art auf das Kapitel von ihrer geheimen Liebe, und hat das Vergnügen zu hören, daß er heftiger, als er immer hoffen dürffen, von ihr geliebt werde. Er giebt ihr die Hand, ſie zu dem Beniscraque zu führen, auf deſſen Ankunft Dorimene mit Ungeduld wartet.

3. Aufzug. Der erſte Auftritt dieſes letzten Aufzuges iſt *zwiſchen* Trivelin und dem in Sternſeher verkleideten Harlequin.

Harlequin macht dem Trivelin ſo viel Angſt, daß er ihm das Verſprechen abzwingt, der Colombine zu entſagen. Der Vorwand, unter welchem der verſtellte Beniscraque dem Trivelin dieſe Entſagung abnöthiget, iſt dieſer, weil er den Harlequin, der bey ihm in Dienſten ſtehe, unter ſeinen Schutz genommen habe. Trivelin macht ſich zitternd davon, und ſchwört, ſich niemals einer ſolchen Gefahr wieder auszuſetzen. Dorimene und Oronte kommen, den Sternſeher um Rath zu fragen; Oronte aber iſt bey weiten nicht ſo leichtgläubig, als Dorimene. Beniscraque läßt ſie beyde abtreten, und will mit der Colombine den Anfang machen, die ihn gleichfalls zu Rathe zu ziehen verlangt. Sie giebt ihm zu erkennen, daß ſie zwey Liebhaber habe, aber nur einen davon liebe; ſie ſetzt hinzu, daß ſie gezwungen ſey, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen, weil der Herr desjenigen, den ſie nicht liebe, in dieſem Hauſe gegenwärtig ſey. Sie verſteht unter dieſem Herrn den Beniscraque, weil ihr Harlequin in dem erſten Aufzuge geſagt hat, daß er bey dieſem berühmten Manne in Dienſte getreten ſey. Harlequin aber betriegt ſich, und glaubt, daß ſie den Trivelin, der bey dem Oronte in Dienſten ſtehe, meine. Dieſe Zweydeutigkeit verurſacht dem Harlequin eine große Freude; er kömmt aber gar bald aus ſeinem Irrthume. Colombine ſagt ihm, daß es Trivelin ſey, den ſie liebe. Hierbey nun kan ſich Harlequin nicht halten, er wirft ſeinen Rock und ſeinen Bart auf die Erde, und läßt der Colombine den Liebhaber in ihm erkennen, dem ſie den Trivelin vorzuziehen, die Ungerechtigkeit habe. Auf das Geſchrey und die Scheltworte, die er der Colombine ſagt, kommen ſowohl Dorimene und Oronte, als auch der vermeinte Lucas herzu; und jene erſtaunen nicht wenig, anſtatt des Beniscraque den Harlequin zu finden. Anfangs ſcheinet dieſer unbeſonnene Streich die ganze Liſt des Eraſt zu vernichten; doch es wird gar bald alles beygelegt. Da Oronte höret, daß Julia den Eraſt liebet, und dieſen Liebhaber bey ſeiner künftigen Gattin verkleidet antrift, ſo entſagt er einer für ihn ſo gefährlichen Heyrath; und Dorimene faßt, nach einem ſo öffentlichen Ausbruche, den weiſen Entſchluß, in die Verbindung ihrer Tochter mit dem Eraſt zu willigen, dem ſie noch dazu ihre Freundſchaft verſpricht. Der

einzige Harlequin sieht sich unglücklich; er kann aber niemand andern, als sich selbst die Schuld geben.

2) Arlequin Grand Mogul, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. de Lisle zum erstenmale aufgeführt den 14 Jenner 1734.

Asouf, General der Truppen des Cha-Jean, Kayfers von Mogol, empört sich gegen diesen Monarchen, weil er seine Tochter verstossen hat, und die Roxane, eine Enkelin des Sultan Amajou, heyrathen will. Um seiner Parthey ein Gewichte zu geben, bedient sich Asouf des Harlequins, eines einfältigen Schäfers, welchen er den Rebellen unter dem Namen des Prinzen Boulakis, ältesten Bruder des Cha-Jean, der bereits seit einigen Jahren todt ist, vorstellet. Man kan sich leicht einbilden, wie schlecht der vorgegebene Prinz die Person, die man ihm zu spielen gegeben, behauptet. Er hat sich noch dazu in eine junge Schäferin, Namens Zaide, verliebet, die sich über seine Unbeständigkeit beklagt, und es ihn endlich bereuen läßt, daß er die Stelle, die ihm Asouf aufgetragen, angenommen habe. Endlich schlägt Cha-Jean die Rebellen, Asouf bleibet in der Schlacht und Harlequin heyrathet die Zaide. — Dieses Stück fand wenig Beyfall, ob es gleich verschiedene Scenen hatte, welche die Naivetet des Harlequin und der Zaide sehr interessant machten.

3) Les Caprices du Coeur & de l'Esprit, in drey Aufzügen von dem Hrn. de Lisle; zum erstenmale aufgeführt den 25 Junius 1739.

Personen. Dorimon, der Angelique Vater; Dorante, Liebhaber der Angelique; Valere, gleichfalls der Angelique Liebhaber; Angelique, dem Dorante versprochen; Isabelle, Nichte des Dorimon, dem Valere versprochen; Lisette, Mädchen der Angelique; Frontin, Bedienter des Dorante. Die Scene ist auf dem Lande bey dem Dorimon.

Dorimon eröfnet die Scene und fragt Lisetten, was sie von dem Dorante, den er seiner Tochter bestimme, und von dem Valere, dem er seine Nichte versprochen, sage? Lisette antwortet: sie wären beyde liebenswürdig; Valere sey sehr lebhaft, und wisse sich hervor zu thun; Dorante aber gefalle ihr des-

wegen unendlich, weil man einen vernünftigen Mann in ihm bemerke, von der gefälligſten Gemüthsart, obgleich ſein Aeußerliches ſehr ernſthaft ſey. Dorimon ſchmeichelt ſich, in der Wahl dieſer Ehemänner für ſeine Tochter und ſeine Nichte, ſehr glücklich geweſen zu ſeyn; indem Angelique, welche er dem Dorante beſtimmt, ſo wie er, philoſophiſch, und Iſabelle, ſo wie Valere, lebhaft und aufgeräumt ſey. Sie kommen beyde dazu, und Dorimon ſagt, daß er mit ihnen von einer ernſthaften Sache reden wolle. Er erklärt ſich, daß es ihre Verheyrathung betreffe; Iſabelle findet nicht, daß dieſes eben eine ſehr ernſthafte Sache ſey, allein Angelique denket ganz anders. Dorimon gehet ab, um ſich zu den zwey Liebhabern zu begeben, und ſie hernach zu ſeinen Töchtern zu führen. Iſabelle bezeiget ihrer Muhme ihre Freude, daß man ſie nun bald verheyrathen werde; Angelique aber iſt ganz traurig, weil, wie ſie ſagt, die Heyrath uns mit einem Manne verbindet, deſſen Verſtand man oft eben ſo wenig kennet, als die Gemüthsart. Hierauf ſchildert ſie die Liebhaber, die ihre Fehler in liebenswürdige Eigenſchaften zu verwandeln wiſſen, und ſich den Augen ihrer Gebieterinnen ganz anders darſtellen, als ſie wirklich ſind. Iſabelle antwortet, daß das Frauenzimmer den Mannsperſonen, wie ſie glaube, in dem Stücke der Verſtellung nichts ſchuldig bleibe. Die Unterredung wird durch die Ankunft des Dorimon und der zwey Liebhaber unterbrochen. Bey dieſer Zuſammenkunft fallen nichts als Höflichkeiten vor, und Dorimon, unter dem Vorwande, verſchiedenes anzuordnen, läßt ſie alle viere beyſammen. Bey dieſer Gelegenheit nun verrathen Angelique und Iſabelle ihre Neigungen; Angelique findet den Dorante allzuverdrießlich, und Iſabelle ſiehet in dem Valere nichts als einen unbeſonnenen Flattergeiſt. Jene ſchließt aus den ſatyriſchen Zügen, welche dem Dorante entwiſchen; und dieſe aus dem leichtſinnigen Tone des Valere, der unter andern ſagt, daß ſich Dorante, über alles, was ihm zu wieder ſey, ärgere, und daß hingegen er, über alles, was ihn ärgere, lache. Dorimon kömmt wieder zu ihnen; Iſabelle erhebt gegen ihren Oheim den Verſtand und Charakter des Dorante, und Angelique lobt ungemein den Valere, ſo daß Dorimon ſagt:

das ist ja recht lustig; jede rühmt den Liebhaber ihrer Muhme, unterfteht sich aber, aus Schamhaftigkeit, nicht, ihren eignen zu loben. Lisette meldet, daß man angerichtet habe, und die Gesellschaft begiebt sich weg. Lisette hält den Dorimon zurück, um ihn zu fragen, ob die Verliebten an einander Geschmack finden. Dorimon ist voller Freuden und sagt, daß das Schicksal seine Wahl deutlich zu billigen scheine, und daß man auf der ganzen Welt keine sympathetischere Gemüther finden könne; doch empfiehlt er ihr, bey dem Abgehn, nochmals die Herzen der beyden Frauenzimmer gegen ihre Liebhaber zu erforschen. Frontin kömmt und wird von der Schönheit der Lisette ungemein gerührt. Er hält sie anfangs für eine von den Gebieterinnen des Hauses, nachdem ihn aber Lisette aus dem Irrthume gezogen, wird er freyer und sagt: Du wirst nichts dabey verlieren, daß Frontin seine Ehrfurcht gegen dich zu verlieren anfängt. Lisette fragt ihn, was er suche? Frontin antwortet: ich suchte einen Herrn, und finde eine Gebieterin. Sie unterhalten sich hierauf von ihrer Herrschaft, und jeder mahlet die seinige mit sehr komischen Zügen vollkommen nach dem Leben.

Angelique und Lisette fangen den zweyten Aufzug an. Dieses vernünftige und einsichtsvolle Frauenzimmer sagt, je mehr sie den Dorante untersuche, desto weniger könne sie Geschmack an ihm finden, und sie möge ihn durchaus nicht haben; er scheine ihr zu viel Verstand zu besitzen, und sie fürchte, daß er für seine Einsichten allzusehr eingenommen sey. Sie gesteht, daß sie eben die Fehler habe, welche sie Doranten vorwirft. Und eben diese Uebereinstimmung in unserer Art zu denken, sagt sie, würde unserm Umgange nothwendig sehr gefährlich seyn. Dorante, setzt sie hinzu, muß eine gelehrige Frau, so wie ich einen Mann haben, der mehr Biegsamkeit des Geistes besitzet. Sie trägt Lisetten auf, zum Dorimon zu gehn, und ihm die Neigungen ihres Herzens zu entdecken. Valere kommt dazu, weil er aber in tiefem Nachdenken ist, wird er Angeliquen nicht gewahr, ob sie gleich eben die Person ist, von der seine ganze Seele eingenommen. Sie zeiget sich ihm, welches ihn anfangs ein wenig verwirrt macht; doch faßt er

sich bald wieder, und gesteht ihr, daß seine Gedanken eben mit ihr beschäftiget gewesen. Angelique wird durch dieses Geständniß sehr betroffen, und giebt ihm zu bedenken, daß er ihrer Muhme bestimmt sey; doch Valere fährt fort, sie zu versichern, daß er zwar Isabellens Verdienste wohl einsehe, daß aber Angelique über sein Herz triumphirt habe. Endlich bekennt ihm Angelique, daß sie eben so ausschweifend sey als er, und nicht die geringste Neigung gegen Doranten habe. Valere wird darüber entzückt, fällt ihr zu Füssen, und bittet sie um Erlaubniß, hoffen zu dürfen, weil er sie nunmehr lieben könne, ohne die Freundschaft, die er für Doranten habe, zu verrathen. Angelique hebt ihn auf, und sagt: Geben Sie mir die Hand; ich will Sie von ihrem Irrthume zurückbringen, und meiner Muhme wieder schenken. Dorante kömmt dazu, und weil er Angeliquen fliehen sieht, so zweifelt er an ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn nicht länger, und ist sehr wohl damit zufrieden. Er fügt hinzu: ein Frauenzimmer ist von Natur gebieterisch; alsdenn aber hat ihr Stolz keine Grenzen, wenn sie grössere Talente zu besitzen glaubt, als ihrem Geschlechte sonst zukommen. Er ruft den Frontin, und befiehlt ihm, die Pferde zu satteln, damit er sogleich abreisen könne. Dem Frontin ist dieses ganz und gar nicht gelegen, und er thut alles was er kann, seinen Herrn zu bereden, daß er sich nicht entbrechen könne, Angeliquen zu heyrathen, weil bereits alle Anstalten dazu vorgekehret werden; er setzt hinzu, daß noch über dieses er sich selbst in Lisetten verliebt habe. Frontin geht endlich in größtem Verdrusse ab. Dorante bleibt einen Augenblick allein; Isabelle kömmt in Gedanken vertieft dazu, und Dorante sieht sich verbunden, sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit zu fragen. Sie gesteht ihm, daß sie Valeren nicht liebe, und daß er für sie allzu jung und allzu zerstreut sey. Dorante nimmt Valerens Parthey und beweiset Isabellen, daß er alle Verdienste habe, die man nur haben könne. Doch dieses alles verringert Isabellens Besorgnisse wegen der Jugend des Valere nicht im geringsten; sie läßt sich vielmehr darüber aus, daß sie schwer zu überstehen seyn werde. Erzeigen Sie mir also die Gefälligkeit, fährt sie fort, und bringen ihm auf eine gute Art bey,

daß er nicht mehr an mich denken solle. Dorante nimmt die Commißion, obgleich ungern, über sich, und verspricht, ihr Antwort zu bringen. Isabelle geht ab, nachdem sie sich diesen Stein vom Herzen geschaft. Dorante, der anfangs allein abzureisen glaubte, freuet sich, daß ihm Valere werde Gesellschaft leisten müssen. Valere kömmt herbey, ohne den Dorante zu sehen, und ist wegen der Art sehr verlegen, mit welcher er ihm das Vorgefallene beybringen will. Wenn er Angeliquen liebt, sagt er, und erfährt, daß ich sie auch liebe, so wird er es für einen sehr schlechten Streich halten. Hier ist er; ich muß das, was mir Angelique an ihn aufgetragen, ausrichten. Sie bringen also nunmehr einer dem andern bey, daß sie von den Personen, für welche sie bestimmt worden, nicht geliebt werden. Als aber Dorante dem Valere abzureisen vorschlägt, stutzet er nicht wenig, daß ihm dieser antwortet: ich kann nicht. Er gestehet ihm endlich, daß er Angeliquen anbete, daß er von ihr geliebt werde, und daß ihr seine Philosophie besser gefalle, als Dorantens. Dorante umarmt ihn, und wünschet ihm Glück. Leben Sie wohl, mein Freund, sagt er; ich will noch zu Isabellen gehen, ihr von meiner Unterhandlung Bericht abzustatten, und Abschied von ihr zu nehmen.

Isabelle eröfnet den dritten Aufzug mit einer Monologue, in der sie die Unruhe ihres Herzens zu erkennen giebt; sie fürchtet ihren Vater zu kränken, wenn sie die angetragene Heyrath ausschlägt, und ist zugleich bange, was Dorante werde ausgerichtet haben, den sie eben wahrnimmt. Er entdeckt ihr, daß es Valeren sehr angenehm sey, daß sie ihn nicht liebe, daß er hingegen ihre Muhme liebe und von ihr wieder geliebet werde. Isabelle erstaunet nicht wenig, daß ihre Muhme ihrem Verstande so zu nahe trete und den Dorante nicht liebe, der es doch so wohl verdiene; sie scheinet wider das Betragen der Angelique ganz aufgebracht zu seyn. Hier fängt sich die Liebe des Dorantens an zu entdecken. Er kann sich nicht enthalten, ihr ihren Sieg über sein Herz zu gestehen. Sie empfängt seine Erklärung mit einem freudigen Erstaunen; glaubt aber noch immer, daß sie Dorante hintergehen wolle. Dorante braucht alle Mittel, sie zu überreden und endlich läßt sie sich überreden. Frontin, der

; Ende dieſer Scene mit angehöret hat, ſchließt, daß die reiſe nunmehr verſchoben ſey, und er Liſetten wieder ſehen ne. Unterdeſſen faſſet er doch den Anſchlag, ſich auf Unko- ſeines Herrn zu beluſtigen, und ſagt ihm, daß die Pferde ig ſtehen. Dorante antwortet ihm, daß er nicht abreiſe, n er ſey verliebt. Frontin kann nicht anders glauben, als er es in Angeliquen ſey; und da Dorante abgeht und ntin den Dorimon kommen ſieht, ſo macht er ſich gefaßt, m davon Nachricht zu geben. Dorimon ſagt im Hereintre- ich fürchte, alle meine Vorſicht wird vergebens ſeyn; n wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo haben die jungen ute, von welchen ich mir eine ſo groſſe Uebereinſtimmung ſprach, wenig Neigung gegen einander. Frontin ſucht dieſen Irrthum zu benehmen, und der erfreute Dorimon t ihm für dieſe gute Nachricht eine Belohnung. Liſette mt und ſagt gleich das Gegentheil von dem, was Frontin gegeben. Angelique, ſagt ſie, kann den Dorante nicht ſtehen; er iſt ihr zu philoſophiſch; Dorante ſeines Theils nichts zärtlicher; und was Iſabellen anbelangt, ſo fin- ſie den Valere für ſie allzu jung und allzu lebhaft. rz, die Sympathie hat alles verdorben. Dorimon beruft auf den Frontin, daß allerdings eine wechſelsweiſe Liebe er ihnen zu herrſchen anfange; und Liſette beſtehet auf ihrer de. Dorimon geht ab, um beſſer hinter die Wahrheit zu men. Liſette iſt auf den Frontin erzürnt, daß er den Do- on betrogen; Frontin verſichert, daß er nichts als die lau- Wahrheit geſagt, und daher auch kein Bedenken getragen e, Geld dafür zu nehmen, welches ihm ſeine Aufrichtigkeit ißt nicht erlaubt hätte, wenn er ſeiner Sache nicht ganz ge- wäre. Ihr es zu beweiſen, macht er eine ausſchweifende ehlung. Da ich ſahe, ſagt er, daß mein Herr, Valere, zelique, und Iſabelle, und ſie, Jungfer Liſette, der Liebe nicht unterwerfen wollten, ſo bin ich auf der Poſt zu gereiſet, um euch alle zu Paaren zu treiben. Ich habe kleinen Schalk von einem Liebesgotte mit mir gebracht, kaum hat er den Fuß hier auf die Erde geſetzt, ſo iſt auch ſchon richtig; die Verliebten ſind in einander wie

vernarrt. Lisette will von diesem allen nichts glauben, und er läßt sie mit Angeliquen allein, um sich selbst davon zu überzeugen. Lisette will also Angeliquen überreden, daß sie den Dorante liebe, und Angelique versichert sie, daß nichts daran sey, daß er ihr unerträglich falle, und daß, bey Gelegenheit da sie den Valere ihrer Muhme wieder zuführen wollen, sie in diesem ein so liebenswürdiges Betragen, so schöne Gesinnungen entdeckt habe, daß sie sich nicht enthalten können, ihn selbst zu lieben. Lisette antwortet hierauf, daß sie nunmehr vollends nicht wisse, woran sie sey. Angelique hat Isabellen rufen lassen, und sie kömmt; und nun entdecken beyde einander ihre Gesinnungen auf eine feine Art. Dorimon, der sie behorcht und gehört hat, daß beyde von sich gestanden, sie liebten, glaubt daß sie die lieben, die er ihnen bestimmt hat, und freuet sich ungemein, daß seine Wahl nach ihrem Geschmacke sey. Lisette sagt bey Seite: die Freude wird nicht lange dauern. Angelique und Isabelle bringen ihn aus seinem Irrthume, und bekennen ihm, daß weder Angelique zu dem Dorante, noch Isabelle zu dem Valere einige Neigung fühle, worüber Dorimon ganz bestürzt wird. Die Liebhaber kommen dazu, und Dorimon verlangt, daß sie sich erklären sollen. Dorante gesteht, daß er Isabellen liebe, und Valere, daß er seine ganze Liebe Angeliquen gewidmet habe. Da sie Dorimon beyde gleich hoch schätzt, so ist es ihm gleich viel, welchem von ihnen er seine Tochter oder seine Nichte giebt. Er verspricht, daß er die Einwilligung ihrer Aeltern zu diesen Heyrathen auswirken wolle, und erklärt sie für so gut als geschlossen. Die Verliebten bezeigen darüber ihre Freude, und Frontin erhält zugleich das Jawort von Lisetten, worauf das Stück mit einer Lustbarkeit, die Frontin besorgen müssen, beschlossen wird. (*)

(*) Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freygeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabey sollte genutzt haben. Ich will mich also ganz in der Stille verwundern, in der Hofnung, daß sie mir wenigstens, eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugestehen werden.

Saint-Foix. (*)

1) **Le Contraſte de l'Hymen & de l'Amour, in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix; auf dem italiäniſchen Theater zum erſtenmal aufgeführt, den 7ten März 1725.**

Perſonen. Horatius, Oheim des Pamphilus. Pamphilus, leſſe des Horaz. Julia, mit dem Pamphilus vermählt. Hornſe. Alceſte, Liebhaber der Hortenſe. Harlequin, Bedienter s Pamphilus. Trivelin, Bedienter der Alceſte. Mademoiſ. mila, Sängerin und Frau des Trivelin. Mademoiſ. Becrre, Sängerin und Frau des Harlequin. Die Scene iſt in em Hauſe des Horatius.

Erſter Aufzug. Gleich vom Anfange des Stücks läßt der erfaſſer zu verſtehen geben, daß man bey dem Oheim des amphilus einen Ball geben werde. Zwey Sängerinnen ſind ngeladen, ſich dabey hören zu laſſen. Pamphilus hat das, as ſie ſingen ſollen, ſelbſt componirt. Die eine von dieſen ängerinnen iſt die Frau des Harlequins, und die andere iſt it dem Trivelin verheyrathet; ſie wiſſen aber beyde nicht, daß re Männer, von welchen ſie weggelauffen ſind, der eine bey em Pamphilus und der andere bey dem Alceſte in Dienſten ehen. Der erſte iſt mit der Julia vermählet, und der andere ll ſich mit Hortenſen verbinden. Harlequin hat ſich in die rau des Trivelins, und Trivelin in die Frau des Harlequins erliebt. Harlequin öffnet die Scene. Er empfiehlt ſich der Rademoiſelle Amila, die er eben verläßt. Pamphilus, ſein Herr, heißt ihm, einen Brief wegtragen; Horatius, des Pamhilus Oheim, kömmt in dem Augenblicke dazu, da ſein Neffe em Harlequin den Brief giebt, bemächtiget ſich deſſelben und ragt in einem zornigen Tone, an wen dieſe verliebte Geſandtchaft gehen ſolle? Pamphilus antwortet ihm ganz ruhig, er dürfe, um es zu wiſſen, nur die Aufſchrift leſen. Horatius erſtaunt nicht wenig, da er ſieht, daß Pamphilus an ſeine Frau

(*) Der Herr von Saint-Foix iſt noch am Leben. Wir haben eine gute Ueberſetzung von ſeinen dramatiſchen Werken. Folgende Auszüge aus zwey Stücken, die er nie drucken laſſen, werden dem Leſer alſo hoffentlich um ſo viel angenehmer ſeyn.

schreibt, und von ihr zu wissen verlangt, um welche Stunde er das Vergnügen haben könne, ihr aufzuwarten. Er fragt seinen Neffen, ob das die Art sey, wie zwey verehelichte Personen mit einander umgehen sollten? Pamphilus erklärt ihm die Feinheit dieses Betragens in Ausdrücken, die den Horaz erbittern und zu der Drohung bringen, daß er ihn enterben wolle, wenn er nicht klüger werde. Alceste kömmt und bezeigt dem Pamphilus, den er für seinen Freund hält, wie sehr er sich freue, daß er nun bald mit Hortensen solle verbunden werden. Pamphilus spottet über alles, was er ihm sagt. Alceste redet von Juwelen, die er für seine Braut einkaufen will; Pamphilus bietet ihm die Juwelen seiner Frau an, und giebt ihm den Rath, sie gleichfalls, fünf oder sechs Monate nach der Hochzeit, wieder zu verkauffen. Alceste aber findet den Antrag der Annehmung eines ehrlichen Mannes unwürdig. Hortense kömmt dazu und giebt durch ein Seitab zu verstehen, daß sie den Pamphilus eben so sehr hasse, als sie den Alceste liebe. Pamphilus, um den Alceste eifersüchtig zu machen, spricht mit Hortensen in dem vertraulichen Tone eines beglückten Liebhabers; Alceste weis nicht, was er denken soll, und Hortense mag sich über die Unverschämtheit des Pamphilus noch so sehr erbittern, so drehet dieser doch noch immer alles was sie ihm hartes sagt, zu seinem Vortheile. Sie verläßt ihn endlich, und giebt ihrem geliebten Alceste die Hand. Zu Ende dieses Aufzuges erkennet Harlequin, unter dem Namen der Mademoisell Beccarre, seine Frau, die er längst todt geglaubt; sie überhäuffen einander mit Scheltworten und verlassen sich mit einem: Adieu! hohl dich der Teufel!

Zweyter Aufzug. In der Zwischenzeit hat Pamphilus einen Brief an Hortensen geschrieben, in welchem er ihr meldet, daß er seiner Frau durch eine falsche Nachricht beybringen lassen, als ob eine von ihren Anverwandten zu Versailles gefährlich krank geworden, welches sie ohne Zweifel bewegen werde, sogleich dahin abzureisen. Er setzt in diesem Briefe hinzu, daß er sie, vermittelst dieser List, unter dem Namen und den Kleidern der Julia, auf dem Balle werde unterhalten können. Hortense wird über diesen Anschlag, an dem sie durchaus keinen

Theil haben will, und den ſie höchſt ausſchweifend und unverſchämt findet, ungemein aufgebracht, und ſchicket den Brief an Julien. Dieſe aber verlieret ihn und er fällt dem Alceſte in die Hände, der bereits den Argwohn gefaßt, daß Hortenſe gegen die Liebe des Pamphilus ſo unempfindlich vielleicht nicht ſey, als ſie ſich in dem erſten Aufzuge geſtellt. Er giebt es zu Anfange des zweyten Aufzuges dem Horaz zu verſtehen, und zeiget ihm den unglücklichen Brief, den er gefunden. Horaz vergißt nichts, ihn wegen ſeines Neffens zu beruhigen, deſſen Charakter es ſey, leere Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen. Alceſte ſcheinet auch von ſeinem eiferſüchtigen Argwohne wieder geheilet. Es ſind noch verſchiedene andere Scenen in dieſem Aufzuge, deren Ordnung vielleicht, aus Mangel des Gedächtniſſes, ein wenig verrückt worden, deren Inhalt aber ohngefehr dieſer iſt: In einer von dieſen Scenen hat Pamphilus eine Unterredung mit ſeiner Ehegattin, der Julia, welche, nachdem ſie ihres Mannes Anſchlag aus dem Briefe, den ihr Hortenſe zugeſchickt und ſie nachhero verloren, erſehen, Liſt gegen Liſt ſetzet, und ihren Mann beredet, daß ſie nicht auf den Ball gehen werde, weil die Pflicht ſie zu ihrer kranken Anverwandtin nach Verſailles rufe. Pamphilus ſpottet über dieſer Pflicht, die ſie an ihrem Vergnügen hindere. Er hat dem Harlequin aufgetragen, der Julia eine Trennung vorzuſchlagen, und erinnert ihn itzt ganz leiſe daran. Harlequin gehorcht, und ſagt zur Julia, daß die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen ſie habe, ohne Zweifel daher komme, weil ſie einander beſtändig vor Augen hätten, und daß ſie ſich ſeltener ſehen müßten, wenn ſie ſich lange mit Vergnügen ſehen wollten. Pamphilus giebt dieſer neuen Entdeckung des Harlequins ſeinen Beyfall; Julia aber erzürnt ſich wider ihren unwürdigen Gemahl, der ſich zu der Trennung ſo bereit finden läßt. Pamphilus antwortet, daß es eigentlich keine Trennung, ſondern vielmehr ein Mittel ſey, ſich deſto feſter zu vereinigen. In einer andern Scene iſt Hortenſe ungemein betrübt, weil ſie ihren Alceſt verdrießlich ſieht; da ſie aber von Julien hört, daß ſie den Brief des Pamphilus, den ſie ihr zukommen laſſen, verloren habe, ſo zweifelt ſie eben ſo wenig als ihre Freundin, daß Alceſte ihn müſſe gefunden und

Argwohn daraus geschöpft haben. Es schließt sich der zweyte Aufzug mit einer Scene in dem italiänischen Geschmacke, welche sehr vielen Beyfall fand. Sie ist folgende: Da der Ball nunmehro bald angehen soll, so kömmt Trivelin als ein Cavalier verkleidet, um seiner geliebten Mademoiselle Beccarre unter dieser Verkleidung Liebkosungen vorzusagen; Harlequin erscheinet gleichfalls seiner lieben Amila wegen, und hat die Kleider seines Herrn, des Pamphilus angezogen. Von diesen Bedienten also, die beyde auf gutes Glück ausgegangen, will gern keiner einen überlästigen Zeugen um sich leiden, und es bittet daher einer den andern, geschwind abzutreten, wozu sich aber weder dieser noch jener verstehen will. Sie vertrauen sich wechselsweise die Ursache, warum sie hieher gekommen, und dieses auf eine so unbesonnene Art, daß sie beyde gar bald sehen, daß einer in des andern Frau verliebt ist, und keiner unerhört geblieben. Jeder sagt von seinem Nebenbuhler, was er nur schlimmes von ihm weis, und sie machen eine so wahre Abschilderung von einander, daß sie sich unmöglich verkennen können. Sie gerathen beyde darüber in Wuth, und wollen sich beyde rächen; der eine fordert seinen Degen, und der andere seine Pistolen. Weil diese Scene zur Nachtzeit vorgehet, so verirren sich ihre Weiber, die unter dem Namen Amila und Beccarre dazu kommen, und jede von ihnen wendet sich an ihren Mann, indem sie mit ihrem Liebhaber zu sprechen glaubt. Die Männer fangen an zu zanken, allein die Weiber nehmen noch einen weit trotzigern Ton an, und es kömmt zu Schlägen. Sie prügeln ihre Männer wacker durch, und lassen sie trefflich zerzauset stehen. Die beyden Männer sehen einander eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu sprechen; hierauf hebt einer dem andern Parücke und Hut auf, machen sich wechselsweise wieder zurecht, und umarmen sich sehr zärtlich, womit sich der zweyte Aufzug endet.

Dritter Aufzug. Die Anschläge, die in den vorigen Aufzügen gemacht worden, werden in diesem nun ausgeführt. Die Scene ist in dem Saale, wo der Ball gegeben wird. Pamphilus begiebt sich in den Kleidern seiner Julia dahin, so wie er es sich in dem Briefe an Hortensen vorgenommen; und Julia,

die er in Verſailles zu ſeyn glaubt, erſcheint als ein Cavalier verkleidet, und thut, als ob er der vermeinten Julia Schmeicheleyen vorſagen wolle. Vergebens verſichert ihm Pamphilus, daß er nicht Julia ſey; der vorgegebene Cavalier dringt nur um ſo viel ſtärker in ihn. Endlich räumt es Pamphilus, um ihn los zu werden ein, daß er Julia ſey, und bittet ihn nur, ihr einen Augenblick Ruhe zu laſſen. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft der Sängerinnen Amila und Beccarre unterbrochen, und Pamphilus macht ſich davon. Als Julia den Oheim des Pamphilus kommen ſieht, ſagt ſie zu den Sängerinnen, daß es Pamphilus ſelbſt ſey; und dieſes zwar in der Abſicht, weil ſie voraus ſieht, daß ſich Horaz durch das, was ſie ihm in der Meynung, daß er Pamphilus ſey, ſagen werden, vollends gegen ſeinen Neffen werde aufbringen laſſen. Es geſchieht auch wirklich; Horaz erfährt von den beyden Sängerinnen, daß die ganze Luſtbarkeit, von welcher ſie die Hauptperſonen ſind, von ſeinem Neffen in dem Vorſatze angeſtellt worden, Uneinigkeit zwiſchen Alceſten und Hortenſen zu ſtiften. Zum zweytenmale verkleidet ſich Julia als Hortenſe, der ſich Pamphilus unter der Kleidung ſeiner Frau zu zeigen verſprochen. Die vorgegebene Hortenſe ſpielet ihre neue Perſon vortrefflich, und macht ſie ſich verſchiedentlich zu Nutze. Einmal in ſo weit, daß ſie ihren Mann, der ſie für Hortenſen hält, nöthiget, dreyßig Piſtolen, die ſie einem Gaſconier ſchuldig iſt, welcher ſie itzt auf dem Balle ſehr dringend darum mahnet, für ſie zu bezahlen, damit er in ſeiner Unterredung mit der vermeinten Hortenſe nicht länger geſtört werde. Und der zweyte Vortheil, den ſie aus ihrer Verkleidung unter dem Namen Hortenſe ziehet, beſtehet darinn, daß ſie ſich ihre Juwelen wiedergeben läßt, die er Alceſten verkaufen wollen. Nach dieſer doppelten Verrichtung kömmt Alceſte mit dem Horatius dazu. Alceſte irret ſich eben ſowohl wie Pamphilus, und glaubet Hortenſen in einer geheimen Zuſammenkunft mit dem Pamphilus zu treffen. Doch die wahre Hortenſe erſcheinet in eben dem Augenblicke, und macht ihm wegen ſeines ungerechten Argwohns Vorwürfe. Julia macht den Pamphilus vollends verwirret, indem ſie ſich zu erkennen giebt; und dieſer Streich, den ihm ſeine Frau geſpielt, beſtärkt ihn in dem Vorſatze, den

er schon vorher geäussert, sich von ihr scheiden zu lassen. Julia ist es zufrieden, Horatius findet, daß sie Recht hat und sagt zu seinem unwürdigen Neffen, daß er auf seine Erbschaft weiter keine Rechnung machen dürfe. Das Stück schließt sich also auf der einen Seite mit einer Ehescheidung und auf der andern mit der festgesetzten Vermählung des Alceste und der Hortense.

2) La Veuve à la Mode; in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix, zum erstenmal aufgeführt den 26. März 1726.

Personen. Dorante, Presidente und Oheim des Damon und der Eliante. Damon, Liebhaber der Eliante. Eliante, eine junge Wittwe und Liebhaberin des Damon. Pasquin, Bedienter des Damon. Dorimene. Marthon, Mädchen der Eliante. Lisette, Mädchen der Dorimene.

Damon und Eliante, ob sie gleich in einander verliebet sind, lieben ihre Freyheit doch weit mehr, als selbst das leichte Band, welches sie itzo noch vereiniget. Sie sind beyde gleich geneigt, eine ernsthaftere Verbindung, dergleichen die Heyrath seyn würde, zu fliehen. Dorante, des Damons Oheim, hat sich vorgenommen, ihn mit Elianten zu verheyrathen, die gleichfalls seine Nichte ist. Beyde aber setzen sich gleich sehr darwider und geben ihre Gesinnungen, indem sie mit ihrem Oheim sprechen, auf folgende Art zu verstehen.

„Eliante. Uns mit einander zu verheyrathen! So sind sie „es überdrüßig, uns als gute Freunde zu sehen?

„Pasquin. Es ist auch wahr! Warum wollen Sie nun „unter Anverwandten Uneinigkeit stiften?

„Dorante. Wie? Euch mit einander verheyrathen, heißt „Uneinigkeit unter euch stiften? Liebt ihr euch denn nicht?

„Damon. Madame gefällt mir. Meine Gedanken beschäf„tigen sich mit ihrem Bilde lieber, als mit dem Bilde einer „andern. Aber da alle artige Frauenzimmer einander gewisser„massen ähnlich sind, so unterhalte ich die Zärtlichkeit, die ich „gegen sie habe, ohne Unterschied mit allem, was ich liebens„würdiges finde.

„Dorante. Nun wohl! Das ist ein guter Anfang zur „Liebe; die Heyrath wird das Band derselben schon fester knüpfen.

„Eliante. Nichts weniger; ſie würde vielmehr alles ver„derben. Wir lieben uns itzo, ohne daß wir uns ſehr zu lie„ben glauben; wir ſuchen einander, ohne faſt daran zu denken, „ohne es vielleicht jemals überlegt zu haben; wir haben einer„ley Freunde, einerley Ergetzungen, einerley Beſuche. Aber „ach! ſo bald wir verheyrathet ſeyn ſollten, würden wir gar „bald dieſe beyderſeitige Aehnlichkeit, die ſich bey allen unſern „Handlungen findet, bemerken; ſie würde uns nach und nach „zur Laſt werden; jeder von uns würde ſie für Eiferſucht, für „Mißtrauen zu halten anfangen; wir würden uns Zwang an„thun; die Ungleichheiten, die Unbeſtändigkeiten, die unter Lieb„habern nichts zu bedeuten haben, weil ſie denſelben nicht wei„ter ausgeſetzt ſeyn dürfen, als ſie es ſeyn wollen, würden „ihren Namen verändern; ſie würden zu übler Laune, zu Eckel, „zu Abneigungen unter Mann und Frau werden, die ein un„glückliches Band beſtändig um einander zu ſeyn nöthigte.

„Damon. O meine allerliebſte Muhme, wie vortrefflich „iſt das geſagt! Ich liebe Sie; ich bete Sie an! Nein; ich „will Sie niemals heyrathen.“

Dorante wird durch den Widerſtand, den ihm ſein Neffe und ſeine Nichte thun, aufs Aeuſſerſte gebracht, und ſagt in einem gebietenden Tone, daß ſie einander durchaus heyrathen ſollen, und zwar noch heute, oder daß er ihnen ſonſt ſeine Erbſchaft entziehen, und ſelbſt eine junge Perſon, Namens Dorimene, heyrathen, und dieſer alle ſein Vermögen verſchreiben wolle. Er fügt hinzu, daß dieſe Dorimene ſeine Hand gewiß nicht ausſchlagen werde, weil ihr alles Vermögen, das ſie zu hoffen habe, von einer ihrer Anverwandtinnen nur mit dem Bedinge vermacht worden, daß ſie nicht anders als mit ſeiner Genehmhaltung heyrathen, ja ihren Gemahl ſelbſt von ſeiner Hand blindlings annehmen ſolle. Dieſe Drohung ſcheinet der Eliante und dem Damon gleich ſchrecklich; ſie beſitzen nichts, als was ſie von ihm zu hoffen haben, und zu ſeiner Erbſchaft ſollen ſie ſich bloß durch ihre Verbindung berechtigen können; gleichwohl bleiben ſie feſt auf dem Entſchluſſe, einander niemals zu heyrathen. Sie ſinnen beyde auf Mittel, wie ſie ihren Oheim an der Verſchenkung ſeines Vermögens, womit er ihnen gedro-

het, hindern wollen. Damon schmeichelt sich, daß ihn Dorimene genugsam liebe, um sie zu bewegen, die Hand des Dorante nicht anzunehmen; er verspricht sich, sie durch neue Aufwartungen, die er ihr machen wolle, noch mehr für sich einzunehmen. Eliante findet dieses Mittel allzu gefährlich, und wird so gar ein wenig eifersüchtig darüber; sie verbietet dem Damon, bey Dorimenen durchaus nichts zu versuchen, und nimmt alles über sich. Sie fängt es folgender maassen an. Sobald sie Damon verlassen hat, so theilt sie ihrem Mädchen der Marthon einen Anschlag mit, auf den sie eben gefallen; sie sagt ihr, daß sie Dorimenen erst gestern zum erstenmal auf dem Balle gesehen, daß sie ihr unter der Kleidung eines Cavaliers zärtliche Dinge vorgesagt, und in kurzer Zeit einen ziemlich starken Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Sie setzt hinzu, daß sie unter eben derselben Kleidung, die ihr so vortheilhaft gewesen, Dorimenen in ihrem Hause besuchen wolle, und verlangt, daß Marthon gleichfalls, unter dem Namen Eliante, einen Besuch bey ihr ablegen soll. Das Mädchen ist es zufrieden, sich für die Gebieterin auszugeben, und damit endet sich der erste Aufzug. In der Zwischenzeit reden sie noch alles mit einander ab, was zu dem glücklichen Ausgange ihrer List etwas beytragen kann.

Den zweyten Aufzug eröffnet Dorimene mit ihrem Mädchen, Lisette. Dorimene thut Lisetten zu wissen, daß sie Dorante heyrathen werde, wenn Damon und Eliante sich nicht noch heut einander zu ehelichen entschlössen. Lisette fragt sie, ob sie sich, des zärtlichen Versprechens ungeachtet, das sie dem Valere gethan, keines andern, als die seinige zu seyn, den Dorante zu heyrathen, werde entschliessen können. Dorimene antwortet ihr so, daß sie an ihrer Beständigkeit zu zweifeln anfängt, und endlich gestehet sie ihr offenherzig, daß ein junger Unbekannter, den sie vorgestern Abends auf dem Balle gesehen, und der ihr von Liebe vorgeredt, die schwerste Hinderniß sey, die Dorante in ihrem Herzen zu übersteigen habe. Durch diese Scene erfährt man nicht allein das Vergangene, sondern sie dienet auch zur Vorbereitung auf das Folgende. Marthon wird unter dem Namen Eliante, angemeldet. Dorimene befiehlt, sie hereinzuführen. Nach einigen Complimenten, so wie sie bey einem er-

ten Beſuche vorzufallen pflegen, bittet die vermeinte Eliante Dorimenen um Erlaubniß, einem von den Bedienten ins Geheim etwas befehlen zu dürfen. Dorimene vergönnt es, worauf ie ſich beyde niederſetzen und Eliante ſogleich ihr Herz folgender Geſtalt ausſchüttet.

„Marthon, oder die vermeinte Eliante. Nicht in dem ‚Geräuſche der Welt, wo uns tauſend Ergetzungen zerſtreuen, ‚haben wir die Ueberraſchungen der Liebe am meiſten zu fürch‚ten. Das Jahr der Stille und Eingezogenheit, welches ich dem ‚Andenken meines verſtorbenen Gemahls gewidmet hatte, war „noch nicht ganz verfloſſen, als eine von meinen Freundinnen „einen ihrer Anverwandten zu mir brachte. Wie liebenswürdig „war er! Welcher Anblick für ein Herz, das der Wohlſtand „ſeit zehn Monaten nöthigte, ſich nur mit traurigen Ideen zu „beſchäftigen, und deſſen Begierden ſich durch die wenige Thä„tigkeit, die ich ihnen erlauben durfte, nur vermehrten. Die„ſer junge Menſch legte verſchiedene Beſuche bey mir ab; und „endlich geſtand er mir, daß er mich liebe. Ich antwortete „ihm, ich ſey entzückt darüber, und liebe ihn auch recht ſehr.

„Dorimene. Dieſer Anfang verſpricht viel.

„Marthon. Er ward über meine Antwort unwillig.

„Dorimene. Nun? Und was wollte er denn?

„Marthon. Er wollte, ich hätte mir bey dem Bekennt„niſſe ſeiner Leidenſchaft ein ſtrenges Anſehen geben ſollen; „ich hätte ihn mißhandeln ſollen. Kurz, er wollte, daß ich „mich grauſam gegen ihn bezeigte; ich aber war viel zu fein, „ihm hierinn ſeinen Willen zu thun.

„Dorimene. Zu fein? Von dieſer Feinheit verſtehe ich nichts.

„Marthon. Und gleichwohl iſt ſie höchſt vernünftig. Darf „ein Frauenzimmer, das ſich von ihrem Liebhaber am Nacht„tiſche geſehen zu werden fürchten muß, das ihm nur durch „erborgte Reitze Liebe einzuflöſſen weis, darf ſo ein Frauen„zimmer auf ihre Eroberung wohl ſtolz ſeyn?

„Dorimene. Gewiß nicht.

„Marthon. Was ſind aber die kleinen Weigerungen, die „Hinderniſſe, die Schwierigkeiten, wodurch wir die Leidenſchaft „eines Liebhabers reitzen? Sie ſind unſerer Perſon eben ſo

„wenig eigen, eben ſowohl erborgt als Bleyweiß und Schminke; „und man kann ſich alſo auch auf dasjenige Herz, das ſie uns „erhalten müſſen, wenig oder nichts zu gut thun. Allein es „wiſſen, daß unſere Bereitwilligkeit einen Liebhaber leicht nach„läßig, kalt und ſchläfrig machen kann, und ihm dennoch dieſe „Hülfe wider unſere Reitze ſelbſt leihen, um ihn mit deſto mehr „Ehre überwinden zu können, das, das nenne ich fein gedacht, „und ſo wie eine Heldin denken muß, die ſich ihres Werths „bewußt iſt, und ihre Siege nur ſich ſelbſt zu danken haben „will. — Kurz, er mußte ſich nach meiner Moral bequemen.

„Dorimene. Ich ſollte auch meinen, daß ſie bequemlich „genug wäre.

„Marthon. Er wollte in dem Geſchmacke der Romanen, „die er geleſen hatte, lieben; iezt aber iſt er kein ſolcher Neu„ling mehr, wie Sie bald ſelbſt ſehen und mir es zugeſtehen ſollen.

„Dorimene. Ich? Madame!

„Marthon. Er liebt Sie; Sie entreiſſen mir ihn ꝛc.

Dieſe Scene gefiel bey der Vorſtellung wegen ihres paradoxen und ſeltſamen Inhalts ungemein. Zum Schluſſe macht Eliante Dorimenen ſehr lebhafte Vorwürfe, daß ſie ihr einen Gefangen entführe, den ſie mit der beſten Art gemacht habe. Dorimene vertheidiget ſich wegen des Raubes, den Marthon ihr Schuld giebt; doch die wahre Eliante, die als Cavalier verkleidet dazu kömmt, überzeugt ſie deſſelben vollends. Ehe aber dieſer vermeinte Cavalier erſcheinet, ſagt Marthon zu Dorimenen, daß ſie ihn ſelbſt, in Dorimenens Namen, habe rufen und ihm ſagen laſſen, daß er ſich, um nicht erkannt zu werden, in einem Mantel verhüllt, zu ihr begeben ſolle. Sie verlange, daß er ſich über ſie beyde erkläre, und bittet um Erlaubniß, ſich einen Augenblick verbergen zu dürfen. — Einige Stellen aus der nun folgenden Scene, werden dem Leſer nicht unangenehm ſeyn.

„Eliante. (im Tone eines Petitmaitres) Wenigſtens hat „mich niemand erkannt. Ohne uns zu ſchmeicheln, wir ſind „bey dergleichen Abentheuern öfterer geweſen.

„Dorimene. Mein Herr — —

„Eliante. Zum Henker, Mademoiſelle, wie glücklich bin

„ich! Ich komme auf ihren Befehl hierher; und was noch mehr „iſt, ich komme verkleidet. Unſer erſter Beſuch iſt geheimniß„voll! O das Geheimnißvolle! Es iſt zu allen gut; aber be„ſonders in der Liebe, beſonders da lebe das Geheimnißvolle!

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ich bekannte ihnen meine Liebe; und Sie glaub„ten mir auf der Stelle. Das iſt die gewöhnliche Wirkung „der Wahrheit; man darf ſie nur hören, um ſogleich überzeugt „zu werden.

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ja, Mademoiſelle, wenn ich ihnen auch meine „Liebe nicht bekannt hätte; ſo hätten Sie ſie doch mit allem „Recht vermuthen können, da ſie ſo ſchön, ſo reitzend ſind! „Erlauben Sie, daß ich ihre ſchönen Hände küſſen darf. (Er „wirft ſich ihr zu Füſſen.)

„Dorimene. Stehen Sie doch auf, mein Herr ꝛc.

Auf dieſe Scene folgen noch verſchiedene andere, die mit gleichem Feuer, und gleicher Leichtigkeit geſchrieben ſind. Marthon, oder die falſche Eliante, hatte ſich, wie man geſehen, wegbegeben, um dem vermeinten Cavalier bey Dorimenen freyes Feld zu laſſen. Nun kömmt ſie wieder, begiebt ſich aber auch bald zum zweytenmale weg, nachdem ſie ſich geſtellt, als ob die Liebe in ihrem Herzen dem Verdruße, ſich aufgeopfert zu wiſſen, Platz gemacht. Dorimene kann dem vermeinten Cavalier nicht länger widerſtehen; ſie capituliret; ſie ergiebt ſich; das Geſetz, welches ihr der Sieger vorſchreibt, beſtehet darinn, daß ſie den Damon nicht mehr ſehen, und die Hand des Dorante durchaus nicht annehmen ſoll. Dorimene läßt ſich alles gefallen; und indem kömmt Damon dazu. Eliante hatte ihm aus dem Streiche, den ſie Dorimenen ſpielt, ein Geheimniß gemacht, und fährt alſo fort, unter ihrer Verkleidung auch ihn zu hintergehen; ſie nimt noch dazu den Gaſconiſchen Accent an, damit er ſie nicht an der Stimme erkennen ſoll. Dorimene läßt ſie zuſammen, und ſagt dem vermeinten Cavalier in einem zärtlichen Tone, daß ſie ihn dieſen Abend erwarte. Die Scene zwiſchen dem Damon und der Eliante, iſt ungemein luſtig; denn da Damon ſeine Gebieterinn nicht erkennt, ſo ſagt er ihr Dinge,

die sie ungemein verdriessen, und in dem Vorsatze, sich nie mit ihm zu verheyrathen, bestärken. Auch sie macht es ihm nicht besser, und bringt ihm, indem sie sich rühmt, auch über Elianten bald zu triumphiren, einen unüberwindlichen Abscheu vor dieser Heyrath bey. Der vermeinte Cavalier begiebt sich endlich weg; Damon befiehlt dem Pasquin, ihm zu folgen; Lisette, die von Dorimenen den nämlichen Befehl erhalten hat, gesellt sich zum Pasquin, um ihn gleichfalls kennen zu lernen.

In der Zwischenzeit zum dritten Aufzuge, hat Lisette erfahren, daß der vermeinte Cavalier Eliante selbst ist; Pasquin aber hat diese Entdeckung nicht gemacht, sondern sagt seinem Herren bloß, daß der Cavalier, dem er auf seinen Befehl nachgefolgt, geraden Weges zu Elianten gegangen sey, und sich da Freyheiten herausgenommen habe, die nur einem beglückten Liebhaber, oder einem Gemahle zustünden. Dieses Wort Gemahl, stehet in Ansehung der Entwicklung nicht umsonst; der Verfasser hat es sich folgendermaaßen zu Nutze gemacht. Dorimene wird durch den Streich, den ihr Eliante gespielt, erbittert, und schwöret sich dafür zu rächen. Da sie nun die grosse Abneigung kennt, welche Damon und sie vor der Heyrath haben, so glaubt sie sie nicht besser bestraffen zu können, als wenn sie sie, Trotz dieser Abneigung, mit einander verheyrathet. Sie beredet also den Damon, daß Eliante seit sechs Monaten insgeheim vermählt sey; und ein gleiches heftet sie auch Elianten von dem Damon auf. Sie fallen beyde so glücklich in dieses Netz, daß sie dem Dorante versichern, sie wären nun bereit die Verbindung, vor welcher sie so viel Widerwillen bezeigt, zu vollziehen. Dorante faßt sie bey dem Worte; sie unterzeichnen den Contract, und jeder bildet sich ein, daß er wegen der frühern Verbindung, wegen der sie einander in Verdacht haben, null und nichtig seyn werde. Da aber diese frühere Verbindung eine blosse Erfindung von Dorimenen ist, so sind sie verbunden den Contract zu erfüllen. Dorante erzeigt sich dafür gegen Dorimenen so erkenntlich, daß er ihr erlaubt, sich mit ihrem ersten Liebhaber, dem Valere, zu verheyrathen.

Gandini (*)

1) Le Mari ſuppoſé; in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 16. May 1746.

Perſonen. Pantalon, Vater des Mario. Mario, Liebhaber der Flaminia. Flaminia, Schweſter des Lelio. Lelio. Octavio. Lucinde, Schweſter des Octavio. Der Doctor, Richter. Scapin, Bedienter des Pantalon. Coraline. Häſcher. Die Scene iſt zu Bologna.

Pantalon ruft ſeinen Sohn Mario, der in Florenz den Rechten obgelegen, nach Bologna zurück, ihn mit Lucinden zu verheyrathen; den Scapin aber hat er nach Florenz geſchickt, um die Flaminia daſelbſt aus dem Wege zu räumen, weil er weis, daß ſein Sohn ſterblich in ſie verliebt iſt. Scapin läßt ſich bey Erblickung der Flaminia erweichen, entdeckt ihr den böſen Vorſatz des Pantalons und giebt ihr den Rath, ſich zu verbergen. Unterdeſſen darf es Mario nicht wagen, ſeinem Vater ungehorſam zu ſeyn, ſondern reiſet von Florenz ab, nachdem er ſeiner Gebieterin tauſend Verſprechungen einer ewigen Treue gethan, ohne zu wiſſen, welche Gefahr ihr bevorſtehet. Er wird unter Wegens unbaß, und kömmt alſo vier Tage ſpäter bey ſeinem Vater an, ſo daß Harlequin, ſein Bedienter, den er bey ſeiner Geliebten zurückgelaſſen, einen Tag eher als er, in Bologna mit einem Briefe von der Flaminia ankömmt, deren Tod er, ſo wie ſie ihm befohlen, überall ausbreitet.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt die Straſſe vor, in der Pantalon wohnet.) Scapin kömmt von Florenz an, und hinterbringt dem Pantalon den Tod der Flaminia. Weil Pantalon ſchon weiß, daß ſich ſein Sohn gehorſam erzeigt, ſcheinet er über das Geſchehene verdrüßlich zu ſeyn, giebt dem Scapin einen Beutel Geld, damit er ſchweigen ſoll, und ſchickt ihn zur

(*) Dioniſio Gandini, von Verona gebürtig; ein noch lebender Schauſpieler und dramatiſcher Dichter. Er kam 1754. auf das italiäniſche Theater zu Paris, wo er vornehmlich die Rolle des Scaramouche ſpielte. Im Jahre 1755. hat er dieſes Theater wieder verlaſſen. Die folgenden Entwürffe ſind von ſeiner eigenen Erfindung; dieſer erſte ausgenommen, welches ein alter Entwurf iſt, den er nur geändert.

Ruhe, nachdem er ihm vertraut, daß er Lucinden aus Frankreich erwarte, mit der er seinen Sohn verheyrathen wolle.

Arlequin, als Courier, sucht den Mario, und giebt zu verstehen, daß ihm ein wichtiges Geheimniß, die Flaminia betreffend, aufgetragen sey. Pantalon erblickt ihn, und will ihn auslocken. Anfangs hätte sich Harlequin bald verschnappt, doch auf einmal besinnt er sich, daß sein Geheimniß von grosser Wichtigkeit ist, und wickelt sich, so gut er kann, aus seinen Reden, welche die Neugierde des Alten auf das äusserste reitzen, wieder heraus. Der Doctor kömmt dazu, und sagt dem Pantalon, daß sein Neffe verwundet worden, und daß er, als Richter des Orts, sogleich die nöthigen Nachsuchungen deswegen wolle thun lassen; hiermit geht er ab. Lucinde tritt auf, mit ihrem Bruder dem Octavio und dem Lelio, den sie unter Wegens haben kennen lernen; Lelio ist der Flaminia Bruder, und hat sich in Lucinden verliebt. Octavio und Lucinde erkundigen sich nach der Wohnung des Pantalon bey dem Pantalon selbst, der sich nach einigen Complimenten zu erkennen giebt, und sein Mädchen, die Coraline, ruft. Sie kömmt, und thut um die Neuangekommenen sehr geschäftig. Octavio reiset unter dem Vorwande, daß sein Vater krank sey, wieder zurück; Coraline dringt in den Lelio, es sich bey dem Pantalon gefallen zu lassen; Pantalon verweiset ihr, daß sie sich so gemein mache, und führt sie mit Lucinden ab, nachdem er sich von dem Lelio mit Ehren los gemacht, der ganz allein stehen blieb, und zu verstehen giebt, daß er sich zwar eilends nach Florenz machen sollte, weil ihm sein Vater geschrieben, daß seine Schwester Flaminia unsichtbar geworden, daß ihn aber seine Liebe zu Lucinden hier in Bologna zurück halte; er geht ab.

Mario langet von Florenz an, und scheinet fest entschlossen, niemals eine andere, als die Flaminia zu heyrathen. Er trift den Harlequin an, der ihn überall sucht, und erkundiget sich sogleich bey ihm nach seiner Gebieterin. Harlequin sagt ihm, daß sie gestorben sey, erzehlt ihm alle Umstände ihres Todes, und übergiebt ihm den Brief der Flaminia, in welchem sie ihm meldet, daß sie ihm getreu und als die Seinige sterbe. Mario schreyet, dieser Brief sey ein tödtliches Gift für ihn, und fällt

ohnmächtig nieder. Der Doctor kömmt mit den Häſchern dazu, und ſucht den Mörder ſeines Neffen; er erkennt den Mario und hält ihn für todt. Er fragt den Harlequin um die Urſache, und dieſer antwortet, daß er an einem vergifteten Briefe, den er ihm eben gegeben, geſtorben ſey. Auf dieſes Geſtändniß wird er feſt gehalten, und ins Gefängniß geführt. Pantalon und Scapin erſcheinen, und freuen ſich über die Ankunft der Braut; allein der Doctor meldet ihnen den Tod des Mario, und zugleich, daß man ſich ſeines Mörders bereits verſichert, und ihm ſein Recht wiederfahren laſſen wolle. Pantalon will verzweifeln; Scapin gehet ab, um den Brief, den er für vergiftet hält, zu verbrennen, und ſich alsdenn nach dem Gefängniſſe zu begeben, zu ſehen, ob er den Schuldigen kenne. Pantalon, Lucinde und Coraline nahen ſich traurig dem Mario, der durch Seufzer noch einige Zeichen des Lebens von ſich giebt. Endlich kömmt er wieder zu ſich, zu groſſer Freude der Zeugen ſeiner Auferſtehung, die ihn mit nicht geringem Erſtaunen eiligſt zu dem Richter lauffen ſehen, ſobald er vernommen, daß man ſeinen Bedienten eingezogen und den Brief der Flaminia verbrannt. Das Theater verändert ſich und ſtellt die Gerichtsſtube vor. Mario kömmt eben dazu, als man den Harlequin, auf ſein eigen Geſtändniß, zum Tode verurtheilen will; das Urtheil wird wiederruffen; die Häſcher wollen bezahlt ſeyn, und Harlequin bezahlt ſie mit Schlägen; die ſpielende Perſonen verlaſſen alle die Scene, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt wieder die Straaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet) Auf einer Seite tritt Scapin auf, und auf der andern Flaminia. Sie erkennen einander, und ſie erkundiget ſich nach dem Mario. Scapin ſtockt, und endlich erzehlt er ihr das vermeinte Unglück ihres Liebhabers. Flaminia begiebt ſich voller Verzweiflung in das Haus des Pantalon, wohin ihr Scapin folgt, um es zu verhindern, wenn ſie ſich etwa zu erkennen geben wollte. Harlequin kömmt in vollem Lauffe, und ſucht ſich vor den Häſchern zu retten, die eine andere Bezahlung verlangen, als die er ihnen bereits gegeben. Als er eben in das Haus des Pantalon hereinſpringen will, kömmt Coraline heraus, mit der er eine verliebte

Scene hat. Pantalon kömmt mit Lucinden und seinem Sohne dazu, dem er wegen seiner Liebe zu Florenz einige Vorwürfe macht. Mario und Lucinde machen einander ziemlich frostige Höflichkeitsbezeigungen; und auf einmal erscheinet Flaminia, als eine Rasende zwischen ihnen, und fragt, was man mit dem Körper ihres Geliebten gemacht habe. Sie erblickt den Mario, erkennt ihn, und wird von ihm erkannt; beyde thun einen gewaltigen Schrey und bleiben ohne Bewegung. Scapin giebt die Flaminia für seine Muhme aus, Namens Brunette, und sagt, er habe sie kommen lassen, um sie bey Lucinden in Dienste zu bringen. Er bemäntelt das Erstaunen der beyden Verliebten so gut als möglich, und ist auch so glücklich, dem Alten seinen Verdacht zu benehmen. Harlequin kömmt dazu, und nun hätte beynahe dieser alles wieder verdorben; Scapin jagt ihn zweymal fort, und trägt ihn endlich auf den Schultern weg, indem Pantalon unterdessen der Lucinde ihr Zimmer anweiset. Mario versichert der Flaminia aufs neue seine Treue, und erfährt von ihr, daß sie dem Scapin ihr Leben zu danken habe. Scapin kömmt nebst Coralinen dazu, die er mit dem Harlequin getroffen hat, und macht ihr deswegen Vorwürfe. Pantalon kömmt gleichfalls mit Lucinden wieder, und will den Mario zwingen, ihr die Hand zu geben. Flaminia nimmt des Vaters Parthey, und erklärt sich wider ihren Liebhaber; Pantalon befiehlt seinem Sohne, Brunetten zu gehorchen, der er sein ganzes Ansehen hiermit ertheile. Mario verspricht, sich ihr mit Freuden zu unterwerfen, nur müsse sie ihm nicht befehlen, seine Geliebte zu Florenz zu vergessen. Harlequin kömmt und meldet den Fremden an, der mit Lucinden gekommen ist, und mit ihr zu sprechen verlange. Pantalon begiebt sich mit ihr hinein, um ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, und trägt es der vermeinten Brunette auf, ihn zu empfangen. Lelio erkennt im Hereingehen seine Schwester und will mit ihr schelten; sie besänftiget ihn aber, indem sie sich für verheyrathet ausgiebt, und der Bruder und die Schwester umarmen sich. Mario, der auf sie Acht gegeben, ihre Reden aber nicht hören können, wird eifersüchtig, und zwingt den Lelio, den Degen zu ziehen. Harlequin versucht, sie mit seinem hölzern Seitengewehre aus einander zu

bringen, läuft aber, als es nichts verfangen will, davon und ſchreyet um Hülfe. Flaminia ruft dem Mario zu, daß er ſich mit ihrem Bruder ſchlage; und Scapin dem Lelio, daß er mit dem Gemahl ſeiner Schweſter zu thun habe. Pantalon kömmt auf das Geſchrey dazu, Harlequin kömmt ihm nach, und wirft mit alten Töpfen um ſich, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Flaminia eröffnet den dritten Aufzug mit dem Mario, dem ſie den Rath giebt, ſeinem Vater zu gehorchen; hierauf umarmt ſie ihn, und nimmt Abſchied. Mario erſchrickt darüber und begiebt ſich mit dem Harlequin weg; Lelio aber, der dazu kömmt, ſucht ſeine Schweſter wegen des Unglücks zu beruhigen, welches ſie für ſich und den Mario befürchtet, wenn er ſich ſeinem Vater zu widerſetzen fortführe, und verſpricht, den Pantalon zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen. Flaminia begiebt ſich weg; der Doctor kömmt und Lelio erkennt ihn für einen Freund ſeines Vaters. Er verklagt den Pantalon und den Mario bey ihm, und erſucht ihn, beyde in Verhaft nehmen zu laſſen; der Doctor gehet ab, um die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, und Lelio folgt ihm. Flaminia kömmt wieder, und freuet ſich, daß ſie nunmehr Hoffnung habe, den Mario zu heyrathen; Coraline, die ſie belauſcht, und ſie für weiter nichts, als für Brunetten hält, erſtaunt über ihre Verwegenheit; ſie geht ab, dem Pantalon hiervon Nachricht zu geben, ſucht ihn aber überall vergebens, weil er unterdeſſen nebſt dem Mario in Verhaft genommen worden. Sie kömmt mit Lucinden wieder, die ſie anſtatt Pantalons getroffen hat, und erzehlt ihr, auf was ſich Brunette Rechnung mache. Lucinde erzürnt ſich über die Flaminia, und indem kömmt Scapin und meldet, was mit dem Pantalon und Mario vorgegangen, worauf ſich alle wegbegeben, ſie in dem Gefängniſſe zu beſuchen. Das Theater verändert ſich, und ſtellet die Gerichtsſtube vor. Alle ſpielende Perſonen ſind hier beyſammen. Der Doctor macht ſich fertig, den Pantalon zu verhören, der es ſogleich von ſelbſt geſteht, daß er die Flaminia habe umbringen laſſen. Der Doctor antwortet, es ſey itzt von keinem Morde die Rede, ſondern die Sache wäre dieſe, daß Mario

die Schwester des Lelio, seinem Versprechen gemäß, heyrathen solle, oder er werde ihn als einen Verführer zu gebührender Strafe ziehen. Lelio erklärt seines Theils, daß der Verklagte derjenige sey, der seiner Schwester die Ehe versprochen; Harlequin wendet dagegen ein, daß Mario sich bereits mit seiner Gebieterin eingelassen habe; Lucinde beklagt sich gleichfalls, daß sich Mario, ohngeachtet ihn Pantalon mit ihr verbinden wolle, mit aller Welt und sogar mit Brunetten verspreche; Scapin endlich will die Rechte eines vornehmen Frauenzimmers in Florenz behaupten, welche die erste Hypothek auf den Mario habe. Der Richter will den Mario auch schon als einen Erzverführer verurtheilen, doch Scapin erkläret das Räthsel und es findet sich, daß die Schwester des Lelio, die Gebieterin des Harlequin, das vornehme Frauenzimmer von Florenz und Brunette, nicht mehr als eine und die nehmliche Person sind, und Mario sich nur mit der einzigen Flaminia versprochen hat. Pantalon wird gezwungen in die Heyrath zu willigen; Lelio heyrathet Lucinden, Harlequin Coralinen, und die Komödie hat ein Ende.

2) Les Bohemiens; in fünf Aufzügen nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erstenmal aufgeführet den 6ten Junius 1748.

Personen. Der Doctor. Mario, des Doctors Sohn. Harlequin, Bedienter des Doctors. Pantalon. Scapin, Hauptmann einer Zigeunerbande. Lelio und Lucinde, erkannte Kinder des Pantalon. Coraline, Zigeunerin. Eine Bande Zigeuner und Zigeunerinnen. Ein Müller. Bauern.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt einen Wald und verschiedne Häuser vor.) Der Doctor erscheint, und ist auf den Pantalon sehr erzürnt. Er sagt, daß dieser seine Bosheit gegen ihn nun auf das äußerste getrieben, indem er ihm seinen Zaun niederreissen lassen und dadurch verursacht, daß ihm die wilden Thiere vielen Schaden gethan. Pantalon antwortet ihm, er müsse toll im Kopfe seyn. Harlequin kömmt mit einem Bauer dazu, den er abprügelt, weil er Feigen von dem Hinterhofe des Doctors gestohlen. Pantalon wird sehr ungehalten darüber, daß man seinen Bauer so mißhandelt. Der Doctor versetzt, daß wenn man ihm (dem Pantalon) Recht wiederfahren

laſſen wollte, man ihm eben ſo begegnen müßte, weil er an allen ſeinem Unglücke Schuld ſey. Pantalon ſtraft ihn Lügen; der Doctor antwortet mit einer Ohrfeige; Pantalon ziehet ſeinen Dolch; Harlequin aber treibet ihn mit einer guten Tracht Schläge vom Platze, und begiebt ſich mit dem Doctor weg.

(Das Theater ſtellet ein Feld mit Zelten vor.) Zigeuner und Zigeunerinnen legen dem Scapin die Beute vor, die ſie gemacht haben; nur Lelio hat ihm nichts vorzulegen, und Scapin wirft ihm den wenigen Geſchmack vor, den er an ihrer Profeßion habe. Coraline macht Lucinden aus, daß ſie den Leuten ſo ſchlecht wahrzuſagen wiſſe. Lucinde antwortet ihr, daß ſie vor dieſe Lebensart allzuviel Abneigung habe. Scapin lieſet beyden, dem Lelio und der Lucinde den Text, und ſagt ihnen, daß ſie ſehen müßten, wo ſie was verdienten, und heißt diejenigen, die ſich die vergangene Nacht ermüdet haben, zur Ruhe gehen. Er macht der Coraline tauſend Schmeicheleyen und empfängt einen Beutel von ihr. Nachdem er dem Lelio und der Lucinde noch mehr als einmal wiederhohlt, daß ſie ſo ihrem Exempel folgen ſollten, begiebt er ſich mit Coralinen weg.

Lelio und Lucinde ſind nichts weniger als geneigt, dergleichen Ermahnungen nachzukommen. Lelio giebt der Lucinde den Rath, die Flucht mit ihm zu nehmen, und verſpricht ihr, ſie zu heyrathen. Lucinde antwortet, daß ſie ihn zwar liebe und hochſchätze, allein ſie wiſſe ſelbſt nicht, warum ſie nicht die geringſte Neigung habe, ihn zu heyrathen. Lelio antwortet ihr mit aller möglichen Zärtlichkeit, ohne über ihre abſchlägliche Antwort verdrießlich zu ſeyn. Sie gehen mit einander ab.

Der Doctor kömmt und erzehlt dem Mario ſeinen Streit mit dem Pantalon. Mario iſt um ſo viel weniger damit zu frieden, da er weiß, daß Pantalon ſehr reich iſt, und daher verdrießliche Folgen beſorget.

Harlequin kömmt dazu und hinterbringt, daß Pantalon beſchloſſen habe, die ganze Familie des Doctors umbringen zu laſſen. Der Alte wird darüber ganz unruhig; Harlequin glaubt ihn zu beruhigen, indem er ihm ſeine Tapferkeit rühmet. Doch kaum läßt ſich Pantalon mit ſeinen Bauern ſehen, als der furchtſame Harlequin die Flucht nimmt. Mario vertheidiget den

Doctor, und Scapin, der mit seinem Gefolge dazu kömmt, bringt sie aus einander. Als Harlequin niemanden mehr sieht, will er alles todt machen, und beschließt den Aufzug mit seinen Großsprechereyen.

Zweyter Aufzug. Lucinde, nachdem sie über die Liebe des Lelio, und über die Härte, mit welcher ihr Scapin begegnet, ihre Betrachtungen angestellt, fühlt sich sehr ermüdet, läßt sich auf eine Rasenbank nieder, und schläft ein.

Mario erblickt sie, findet sie ungemein reitzend, wird in sie verliebt, nahet sich ihr und weckt sie dadurch auf. Anfangs will sie fliehen; Mario aber hält sie auf, und sie sagt ihm wahr. Mario ärgert sich, daß er sie eine so unwürdige Profeßion treiben sieht, und sagt ihr, daß sie ja wohl auf eine anständigere Art ihr Glück finden könne; er bietet ihr hierauf seinen Beutel an, den sie aber ausschlägt. Scapin schilt die Lucinde, daß sie das Geschenke, das man ihr machen wollen, nicht angenommen. Mario entschuldiget sie, erkennt den Scapin, erzeigt sich gegen ihn sehr freundschaftlich und bittet ihn, seinen Vater und ihn gegen die Verfolgungen des Pantalons zu vertheidigen. Scapin verspricht, ihn und seine ganze Familie in Sicherheit zu setzen, wenn sie ihre Zuflucht in seine Zelte nehmen wollten, und führt Lucinden mit sich fort. Mario wird über das Weggehen der Lucinde empfindlich und folgt ihr nach, nachdem er dem Harlequin befohlen, seinem Vater zu sagen, daß er in die Zelte des Scapins flüchten solle.

Coraline kömmt dem Harlequin unter die Augen, und er findet sie nach seinem Geschmacke. Indem sie ihn mit Wahrsagen unterhält, visitiren ihm zwey kleine Zigeuner die Schubsäcke. Harlequin bekennt hierauf der Coraline seine Liebe, die sie erwiedern zu wollen sich stellet. Sie beredt ihn, sein Kleid abzulegen; die kleinen Zigeuner tragen es weg, und Coraline schleicht sich auch davon.

Der Doctor, der in dem Augenblicke dazu kömmt, ist Ursache, daß Harlequin den ihm gespielten Streich nicht sogleich merkt, sondern vor allen Dingen die ihm von dem Mario an den Alten aufgetragene Commißion ausrichtet. Der Alte ist sogleich bereit, sich die Nachricht zu Nutze zu machen. Unterdes-

ſen ſucht Harlequin ſeine Kleider vergebens; er erblickt den Scapin, bey dem er ſich wegen des erlittenen Raubes beklagt. Scapin giebt insgeheim ſeiner Bande Befehl, die Kleider wieder zu bringen. Harlequin ſetzt noch hinzu, es thue ihm leid, daß er ſich über die Zigeunerin, die ihn beraubt, beklagen müſſe, da ſie ihm ſo wohl gefalle. Scapin giebt ihm den Rath, nicht ſo zärtlich zu ſeyn, ſonſt könnte ihn leicht der Hauptmann der Bande, wenn er ſeine Liebe zu der Zigeunerin erführe, zu Tode prügeln laſſen. Coraline bringt des Harlequins Kleider wieder, und dieſer kann ſich nicht enthalten, ihr ſeine Liebe nochmals zu verſtehen zu geben. Scapin giebt ſich ihm hierauf als den Hauptmann der Bande zu erkennen; Harlequin zittert und kann kaum vor Erſchrecken wieder zu ſich kommen. Scapin will die Zigeunerin wegen ihres Diebſtahls beſtrafen, und ſie bittet den Harlequin, ihr Genade auszuwirken. Harlequin bittet darum; Scapin geſteht ſie ihm zu, und geht mit ſeinen Leuten ab.

Kaum ſieht ſich Harlequin mit Coralinen allein, als er ihr um den Hals fallen will. Auf einmal ſteht Scapin zwiſchen ihnen; er iſt wider den Harlequin aufgebracht und will ihn binden laſſen, weil es nur einem Zigeuner erlaubt ſey, eine Zigeunerin zu lieben. Um ihn zu beſänftigen, ſagt Harlequin, daß er ſich mit Vergnügen unter ſie wolle aufnehmen laſſen. Scapin iſt es zufrieden, nur ſoll er vorher eine Probe von ſeiner Geſchicklichkeit ablegen, wozu eben eine Gelegenheit vorfällt. Zwey Zigeuner bringen einen Eſel, mit Federvieh beladen, unter die Zelte, den ſie einem Müller geſtohlen. Scapin läßt das Federvieh abladen, und befiehlt dem Harlequin, den Eſel an den Müller wieder zu verkauffen, und ihm bey der Gelegenheit ſeinen Beutel zu ſtehlen; wenn er dieſes bewerkſtelliget, ſo ſolle er Zigeuner ſeyn und Coralinen heyrathen dürfen. Harlequin verſteht ſich dazu, und Scapin giebt ihm einen Bart und einen Mantel, ſich zu verkleiden. Der Müller kömmt, ganz auſſer Athem, und fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wohin die Zigeuner ihren Weg genommen. Harlequin antwortet, er habe darauf nicht Acht gegeben, ſondern ſuche vielmehr ſelbſt, dieſen Spitzbuben auf das eiligſte zu entkommen; er wünſche ſogar, ſagt er, daß er ſeinen Eſel loswerden könne, damit er nicht gar darum käme.

Dem Müller steht der Esel an, und indem er dem Harlequin Geld dafür geben will, stiehlt ihm dieser seinen Beutel. Der Müller merkt es, und läuft ihm nach; doch die Zigeuner vertheidigen ihren künftigen Mitbruder, umringen den Müller tanzend, und vermitteln es, daß Harlequin sich mit dem Esel, den er ihm verkauft, wieder davon machen kann.

Dritter Aufzug. (Das Theater stellt einen Wald und Zelte vor) Die Zigeuner und Zigeunerinnen spielen neben ihren Zelten. Da Scapin merkt, daß Lucinde und Lelio durchaus nicht geneigt sind, ihre Profeßion zu treiben, so möchte er ihrer gern los seyn. Er giebt zu verstehen, daß der Hauptmann der Bande, der vor ihm gewesen, ihm sie bestens empfohlen, und zugleich ein Papier anvertrauet habe, das er nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres, erbrechen solle. Da nun das Jahr eben um ist, so öfnet er die Schrift, und findet daß Lucinde und Lelio des Pantalons Kinder sind; er ruft sie, und sie kommen von ihrem Spiele zu ihm. Scapin spricht sehr freundlich mit ihnen und sagt, daß sie nun nicht mehr lange bey der Profeßion bleiben sollten, die sie so sehr verabscheuten; er kenne ihren Vater, und dieser sey vollkommen im Stande, sie in glückliche Umstände zu setzen. Er ersucht sie, ihm auf einige Augenblicke zwey Schaumünzen, die sie bey sich haben, anzuvertrauen. Lucinde und Lelio geben sie ihm. Der Doctor und Mario kommen, bey dem Scapin ihre Zuflucht zu nehmen, der sie auch sehr wohl aufnimmt, und sie mit dem Pantalon auszusöhnen verspricht. Unterdessen daß sich der Doctor unter den Zelten umsieht, kömmt Lucinde dazu, gegen die sich Mario sehr höflich erzeiget; sie entdecken einander beyde ihre Liebe.

Harlequin, der es dem Scapin nachthun will, macht hierüber ein grosses Geschrey, und sagt den Verliebten, daß niemand eine Zigeunerin lieben dürfe, wenn er nicht selbst von der Profeßion wäre. Scapin giebt dem Harlequin Recht, worüber sich dieser sehr frölich erzeigt. Doch als sich Coraline ungemein vergnügt stellt, daß nunmehr auch Mario bald von ihrer Gesellschaft seyn werde, fängt er an, eifersüchtig zu werden.

Pantalon kömmt und bittet den Scapin, ihn zu rächen, und macht ihm ein Geschenk; Scapin nimmt es an, und schickt

ihn wieder fort. Er freuet ſich ſehr, da er ſieht, daß die Liebe die Familien des Doctors und des Pantalons ohne Schwierigkeit wieder vereinigen werde; und der Aufzug endiget ſich mit der Aufnahme des Harlequins, welche Scapin vorzunehmen befiehlt.

Vierter Aufzug. Scapin giebt dem Mario den Rath, ohne Bedenken Zigeuner zu werden, um Lucinden heyrathen zu können; er verſichert ihn, daß er ihm in einigen Stunden beweiſen wolle, daß ſie von eben ſo gutem Geſchlechte ſey, als er, und daß es für ſie beyde gut ſeyn werde, wenn er ſeinem Rathe folge. Da Mario den Scapin kennet, und von ihm hintergangen zu werden, ſich nicht fürchten darf, ſo williget er in alles, was er von ihm verlangt.

Harlequin giebt dem Doctor den Rath, Zigeuner zu werden, weil es doch ſein Sohn auch bald ſeyn werde; der Doctor aber giebt auf ſeine Reden nicht Acht. Indem erblickt Pantalon den Harlequin, erinnert ſich an die Schläge, die er von ihm bekommen, zieht ſeinen Dolch und will ſich rächen. Harlequin läuft davon.

Scapin hält den Pantalon auf, und ſagt ihm, daß er ein Geheimniß beſitze, durch welches er ihm einen ſehr wichtigen Dienſt leiſten könne; wenn er ihn nehmlich an ſeinen Feinden werde gerächet haben, wolle er ihm das Vergnügen machen, zwey Kinder, die er für verlohren halte, wieder zu finden. Pantalon iſt für Freuden auſſer ſich, und will wiſſen, wenn ihm dieſes Glück wiederfahren ſolle. Scapin befiehlt ihm, in die nächſte Grotte zu gehen, wo er ſeine Beſchwörungen machen wolle. Pantalon gehorcht, Scapin folgt ihm, nachdem er zu verſtehen gegeben, daß er zu ſeiner Liſt alles vorbereitet habe.

Der Doctor hat ſich von einer gewaltigen Liebe zu Coralinen einnehmen laſſen, und ſucht ſie, ſich ihr zu entdecken. Seine Leidenſchaft wird in Coralinens Gegenwart immer ſtärker; ſie merkt die Liebe, die der Alte gegen ſie empfindet, ſtellt ſich, ſie erwiedern zu wollen, und da er ihr, ſie zu heyrathen, verſpricht, ſcheinet ſie ganz traurig, weil ſie ſeine Frau, wie ſie ſagt, nicht ſeyn könne, wenn er nicht Zigeuner würde. Sie fügt hinzu, daß er ſich zwar, wenn er ſie wirklich liebe, kein Bedenken machen dürfe, es zu werden, indem ſein

Sohn bereits Zigeuner geworden, um Lucinden zu heyrathen. Der Doctor erstaunet über diese Nachricht; es wird ihm schwer, sich zu entschliessen; doch endlich siegt die Liebe bey ihm, er begiebt sich mit Coralinen weg, und ist bereit, alles zu thun, was sie von ihm verlangt.

(Das Theater stellt einen Wald und einen grossen Felsen vor.) Scapin befiehlt dem Pantalon, auf den Felsen zu steigen, wo er ihm einen Beweis von seiner Wissenschaft geben wolle. Seine Beschwörungen erschrecken den Pantalon; er erschrickt aber noch weit mehr, als er Mitten in Flammen die Devisen erscheinen sieht, die auf den Schaustücken seiner Kinder stehen. Pantalon verlangt sie von dem Scapin, und dieser verspricht sie ihm auch; indem aber ruft er unterirdische Geister, die ihn wegführen, und von dem Felsen hinunter rollen lassen, womit sich der Aufzug endet.

Fünfter Aufzug. Lelio und Lucinde führen den Pantalon, der nach seinem Falle kaum mehr gehen kann. Sie erzeigen sich dem Alten ungemein behülflich, der ihnen seine Dankbarkeit nicht genug ausdrücken kann. Die Sympathie verursacht bey allen dreyen Bewegungen, von welchen sie die Ursache nicht begreifen können. Lelio und Lucinde umarmen den Pantalon mit Ehrfurcht, und Pantalon umarmt sie mit Zärtlichkeit.

Da Harlequin und der Doctor den Pantalon wahrnehmen, so wollen sie ihn umbringen; Lelio und Lucinde vertheidigen ihn, und dieser Zufall verdoppelt des Pantalons Liebe gegen sie.

Scapin, der alles, was vorgegangen, insgeheim mit angesehen, läßt den Doctor und den Harlequin, desgleichen den Lelio und die Lucinde abgehen; vorher aber erhebt er die Großmüthigkeit dieser letztern. Pantalon betrübt sich, da sie ihn verlassen sollen. Scapin bewundert die Macht des Bluts, und führt den Pantalon mit sich fort.

(Das Theater stellt einen Wald vor, mit den Zelten des Scapins.) Die ganze Bande des Scapin ist zum Aufbruche fertig. Pantalon erstaunet, da er den Doctor und den Mario unter den Zigeunern gewahr wird. Scapin sagt ihm, daß sie keine Zigeunerin hätten heyrathen können, ohne es selbst zu seyn. Pantalon glaubt nunmehr an seinen Feinden genug ge-

nichet zu ſeyn, da ſie ſich ſo weit erniedriget. Scapin bittet ihn, ſeinen Groll nicht weiter zu treiben, und zu bedenken, daß ſich die liebſten Zweige ſeiner Familie gleichfalls unter der Bande befänden. Zugleich fragt er ſeine Leute, ob ſich einer von ihnen den Vater des Lelio und der Lucinde zu haſſen unterſtehe? Sie beſchwören alle einmüthig das Gegentheil. Und nun giebt Scapin dem Lelio und der Lucinde ein Zeichen, die ſich dem Pantalon zu Füſſen werfen, und ihm ihre Schaumünzen überreichen. Pantalon vergießt Freudenthränen, und umarmt ſie. Er ſieht nun, daß ſich die Natur ſchon vorher für ſie erkläret; er ſöhnt ſich mit ſeinem Feinde aus, und freuet ſich über die Verbindung ihrer Kinder.

Harlequin iſt wider den Scapin in der größten Wuth, weil er ihm ſein Wort nicht gehalten, ſondern Coralinen an den Doctor verheyrathet, und will nicht länger Zigeuner ſeyn. Scapin aber beſänftiget ihn, mit der Hofnung, daß Coraline, die itzt einen alten Mann heyrathe, bald Wittwe werden, und ihm alsdenn eine reiche Erbſchaft zubringen werde. Hierauf giebt ſich Harlequin zufrieden, und die Komödie endiget ſich mit der Verheyrathung des Mario mit Lucinden, und des Doctors mit Coralinen.

3) Arlequin & Scaramouche Voleurs, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, in fünf Aufzügen, zum erſtenmal aufgeführt den 5 December 1747.

Perſonen. Pantalon. Der Doctor. Flaminia, des Pantalons Tochter. Lucinde, des Doctors Tochter. Mario, des Doctors Sohn. Lelio, des Pantalons Sohn. Coraline, Kammerfrau bey der Flaminia. Nicolo, Bedienter des Pantalon. Ein Hauptmann. Scaramouche, das Haupt einer Bande Spitzbuben. Harlequin, Spitzbube. Spitzbuben, als Soldaten, Häſcher und Bediente verkleidet. Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt eine Straaſſe vor, in welcher man das Haus des Doctors und des Pantalon ſiehet) Harlequin, ein Spitzbube, beklagt ſich bey ſeinem Hauptmann, dem Scaramouche, daß er nicht die gehörige Achtung vor ihn habe. Scaramouche antwortet ihm, es ſey ſeine eigene Schuld, weil er ſich der Profeßion nicht beſſer befleißige. Hierauf giebt

er ihm verschiedene Lehren, die sich Harlequin zu Nutze zu machen verspricht, und beyde begeben sich weg. Mario tritt auf, und giebt in einem Monologue zu verstehen, daß er sich in Flaminien, des Pantalons Tochter verliebte; er klopft an des letztern Thüre an; Coraline kömmt heraus, und giebt ihm von ihrer Gebieterin, der Flaminia, einen Brief. Er fängt ihn an zu lesen; Scaramouche wird ihn von weiten gewahr, und zeigt ihn dem Harlequin. Dieser nahet sich ihm, und da er siehet, daß Mario den Brief der Flaminia einsteckt, so bittet er ihn, weil er doch lesen könne, die Gütigkeit zu haben, und ihm auch einen Brief zu lesen, den er ihm dabey einhändiget. Mario will ihm diese Gefälligkeit erweisen, und indem er es eben thun will, stiehlt ihm Harlequin sein Schnupftuch, und macht sich mit davon. Mario wird es gewahr und läuft ihm nach. Der Doctor tritt auf, und sagt, daß Pantalon, sein guter Freund, eben itzt die Heyrath seiner Tochter mit einem sehr reichen Fremden geschlossen habe, welcher Fremde ein Landsmann und Anverwandter von demjenigen sey, dem er seine Tochter bestimmt, er wolle also gehen, und ihm Glück wünschen. Er klopft bey dem Pantalon an; Coraline macht auf und sagt ihm, daß sich Pantalon eben anziehe. Der Doctor sagt, er wolle ihn auf dem Caffeehause erwarten, und geht fort. Pantalon kömmt aus seinem Hause heraus; Coraline bestellt bey ihm, was ihr der Doctor eben gesagt; er heißt sie wieder ins Haus gehen, und will sich zu seinem Freunde begeben. Als er fort ist, kömmt Lelio und unterhält sich ganz allein mit seiner Liebe zu Lucinden, des Doctors Tochter. Scaramouche, als ein vornehmer Herr gekleidet, den Harlequin als Stallmeister, und verschiedene Spitzbuben in Livrey hinter sich, redet ihn höflich an. Er sagt ihm, daß er ein Fremder von Stande sey, der zu seinem Vergnügen reise, und nicht gerne in einem Wirthshause einkehren wolle; er bittet ihn, ihm ein Haus irgend einer angesehenen Person in der Stadt zu nennen, wo er sich sieben oder acht Tage mit Ehren aufhalten könne. Lelio läßt sich durch den Namen, welchen sich Scaramouche giebt, hintergehen, und versichert, daß ihn sein Vater, Pantalon, mit Vergnügen aufnehmen werde. Da Lelio zugleich hört, daß dieser

Herr ſeinem Stallmeiſter befiehlt, die Mauleſeltreiber, welche ſeine Bagage geführt, zu bezahlen, der Stallmeiſter aber kein Geld bey ſich zu haben vorgiebt, ſo erbietet ſich Lelio, die nöthige Summe vorzuſchieſſen, und wird beym Worte gehalten. Er zahlt den Mauleſeltreibern das geforderte Geld, und will ſeinen Beutel wieder zu ſich ſtecken; Harlequin aber practiciret ihm den Beutel weg, ohne daß er es merkt. Lelio nimmt von dem fremden Herren Abſchied, nachdem er ihm das Haus ſeines Vaters gewieſen, und ſagt, er wolle gehen, die Zimmer für ihn zurecht machen zu laſſen. Er kömmt aber den Augenblick wieder, weil er ſeinen Beutel vermißt; er erſucht den Fremden, ihm zu ſagen, ob nicht etwa einer von ſeinen Leuten ſeinen Beutel aufgehoben, den er ohne Zweifel fallen laſſen, indem er ihn einzuſtecken geglaubt. Mein Herr, ruft Scaramouche, Sie können leicht Recht haben. Und huy, daß mein Stallmeiſter dieſen Fund gethan hat. Ich habe ſeit einiger Zeit ohnedem Urſache, dem Burſchen nicht zu trauen; und ſobald ich von meinen Reiſen wieder zu Hauſe komme, werde ich ihn ſicherlich zum Henker jagen. Der Stallmeiſter nimmt den Verdacht ſehr übel, und antwortet trotzig, daß dieſe Rede ſeinem Herrn das Leben koſten ſolle. Lelio bittet für ihn um Gnade, und indem er ſich zwiſchen ſie beyde ſtellen will, kömmt er ins Gedrenge, und verlieret ſeinen Hut. Der Herr, der Stallmeiſter und die Bedienten ſprengen auseinander, der eine dahin und der andre dorthin; Lelio verfolgt ſie, und der erſte Aufzug iſt aus.

Zweyter Aufzug. Harlequin und Scaramouche eröfnen, ſo wie den erſten, alſo auch den zweyten Act. Harlequin weis ſich ſehr viel damit, daß er die Lehren, die ihm Scaramouche gegeben, ſo gut in Ausübung gebracht; und dieſer geſteht ihm auch zu, daß er ſich zu bilden anfange. Sie hören jemand kommen, und begeben ſich weg. Mario tritt auf, und beklagt ſich über die Heyrath, welche Pantalon zwiſchen ſeiner Tochter und einem Fremden geſchloſſen. Scaramouche erſcheint, und ſcheinet, gegen die hinterſte Scene redend, ſehr verdrießlich, daß ein Menſch, an den er zwanzig Louis d'or auf ſein Wort verloren, Mißtrauen in ihn ſetzt und ihm nicht einmahl vier und zwanzig Stunden nachſehen will. Er ſey ſo raſend, ſagt er,

daß er einen Demant, den er am Finger habe und de
hundert Louis d'or werth sey, lieber gleich für zwanzig ver
möchte, damit er nur mit einem so unbilligen Menschen
nichts zu thun haben dürfe. Mario, der den Wechs
Spiels auch schon oft erfahren, läßt sich seinen Verdru
gehen, redet ihn an, und erbietet sich großmüthig, ihn a
Verlegenheit zu reissen und ihm, so viel er nöthig habe,
hen. Scaramouche nimmt das Anerbieten mit der Bed
an, daß er seinen Ring zum Unterpfande nehmen soll.
der seinen Beutel schon aufgemacht hat, weigert sich
Scaramouche aber wirft ihm wider seinen Willen den R
den Beutel, und faßt zugleich darnach, indem Mario die
zig Louisd'or herauslangen will. Mario erstaunt, und n
Beutel wieder an sich ziehen; der Doctor kömmt dazu
Scaramouche beklagt sich, daß ihm Mario einen Beute
er fallen lassen, nicht wiedergeben wolle; zum Beweise, d
Beutel ihm gehöre, könne der und der Ring dienen,
nebst seinem Gelde darinn befinde. Nachdem der Doc
Sache so befunden, giebt er seinem Sohne, ohne ihn
ren, Unrecht, und überliefert dem Scaramouche den
der sich vergnügt davon macht. Endlich bringt Mario,
spät, seinen Vater aus dem Irrthume, und eilet dem S
ben nach. Der Doctor bleibt allein, und giebt zu ve
daß Soldaten in die Stadt gekommen und er einen
in sein Haus werde einnehmen müssen. Er klopft an sei
an, und befiehlt seiner Tochter, welche herauskömmt, den
Gast zu empfangen; sie verspricht zu gehorchen und geh
der hinein. Scaramouche und Harlequin, welche den
behorcht, begeben sich schleunig weg; aber in dem Augenb
Harlequin auch wieder da, und zeigt sich dem Doctor al
zerstümmelten Officier, dem beyde Beine abgeschossen worde
sitzt in einer Sänfte, und die Träger sind als Soldate
kleidete Spitzbuben. Indessen aber, daß Harlequin dem
seine Heldenthaten erzehlt, und dieser ihn eben zu sich
führen will, kömmt der wahre Capitain, der bey ihm
soll, und der Betrug wird entdeckt. Die Träger sowo

der Krüppel nehmen Reißaus, und der zweyte Aufzug ſchließt ſich mit groſſem Tumulte.

Dritter Aufzug. Pantalon ſagt zu ſeiner Tochter Flaminia, daß er itzt nicht bey baarem Gelde ſey, und da ihre Heyrath, die er nunmehr richtig gemacht, ihm ganz gewiß ſtarke Ausgaben machen werde, ſo wolle er ein Theil von ſeinem Silberwerke verſetzen, damit ihm bey ſolchen Umſtänden nichts fehle. Er befiehlt alſo ſeiner Tochter, die entbehrlichen Stücke bey Seite zu ſetzen. Harlequin und Scaramouche haben alles mit angehört, und dieſer ſagt jenem etwas ins Ohr. Sie gehen beyde fort, kommen aber ſogleich wieder, Harlequin als Gerichtsfrohn, mit Spitzbuben, die ſich in Häſcher verkleidet, und Scaramouche, als ein Kaufmann, den man Schulden halber, in Verhaft genommen. Scaramouche erblickt den Pantalon und erſucht ihn um Hülfe; er ſey, ſagt er, ſehr unglücklich, daß man ihn um tauſend Thaler ſetzen wolle, da er doch bey ſich zu Hauſe für noch einmal ſo viel Waaren habe. Aber, ſetzt er hinzu, da mir dieſe Trabanten nicht erlauben wollen, nach Hauſe zu gehen, ſo haben Sie doch die Gütigkeit, ich bitte Sie, und ſchreiben ein Paar Worte für mich an meine Tochter; denn wie Sie ſehen, (er zeigt ihm ſeinen Arm, den er in der Binde trägt) ich kann es ſelbſt nicht thun. Pantalon, der ſich nichts böſes vermuthet, ſchreibt folgende Worte, die er ihm vorſagt: Liebe Tochter, Ueberbringern dieſes händige ſogleich das Bewußte ein. Indem Pantalon den Zettel ſchreibt, mauſet ihm Harlequin die Uhr, und Scaramouche begiebt ſich, ſobald er den Pantalon weit genug von ſeinem Hauſe vermuthet, mit dem Zettel zu der Flaminia, die ihm ſogleich, weil ſie ihres Vaters Hand kennet, die ausgeſetzten Stücke Silber überliefert. Als Pantalon bald darauf mit einem Wucherer, der das Silber abhohlen will, nach Hauſe kömmt, und von Flaminien und Coralinen, was bereits damit geſchehen, erfährt, läuft er plötzlich fort, um den Dieb, wo möglich, noch einzuhohlen; und Flaminia geht mit Coralinen wieder hinein. Lelio tritt allein auf, und ſagt, daß er mit ſeiner Geliebten gern ſprechen möchte; er klopft an des Doctors Thüre an, und Lucinde kömmt heraus. Sie haben eine zärtliche Scene mit einander, in welcher ihm

Lucinde meldet, daß sie ihr Vater an einen Fremden versprochen, der ein Landsmann desjenigen sey, dem Pantalon die Flaminia zugesagt. Lelio versichert sie, daß er diese Heyrath schon zu verhindern wissen werde; sie geht wieder hinein, und ihr Liebhaber begiebt sich fort. Pantalon und der Doctor treten mit einander auf; der Doctor sagt seinem Freunde, daß er den Augenblick einen Brief erhalten, in welchem man ihm die baldige Ankunft ihrer künftigen Schwiegersöhne berichte, daher sie alle Augenblicke zu erwarten stünden. Scaramouche, der sie beständig auf dem Korne hat, sagt dem Harlequin etwas ins Ohr und geht mit ihm ab. Den Augenblick darauf kömmt Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, und meldet dem Pantalon die Ankunft des künftigen Gemahls der Flaminia, und bittet ihn, die Thüre offen zu halten, um seinen Koffer und übrige Equipage einzunehmen; hiemit geht er ab, und der Doctor verläßt den Pantalon, um sich zu erkundigen, ob sein künftiger Schwiegersohn nicht auch zugleich mit angelangt; Pantalon gehet aber in sein Haus, um das Nöthige zu veranstalten. Das Theater verändert sich und stellt ein Zimmer mit einem Bette und einem Schreibtische vor; auf dem Tische stehet ein angezündetes Wachslicht, weil es Nacht geworden. Man sieht Flaminien, die sich gegen Coralinen wegen des Schicksales beklagt, das ihr Vater ihr zugedacht; diese tröstet sie; Pantalon kömmt dazu, und meldet ihr die Ankunft ihres Bräutigams; sie fängt ihre Klagen aufs neue an, die aber durch den Nicolo, einen Bedienten aus dem Hause, unterbrochen werden, der ihnen meldet, daß der Bediente des Herrn, den Flaminia heyrathen solle, mit dessen Koffer angekommen sey. Flaminia geht voller Verdruß ab, und Coraline folgt ihr. Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, bringt einen sehr schweren Koffer, den ihm Nicolo hereintragen hilft. Pantalon befiehlt diesem, es dem erstern an nichts fehlen zu lassen, und begiebt sich weg. Nicolo will den Harlequin mit zum Abendessen nehmen; Harlequin schlägt es aus; Nicolo dringt vergebens in ihn, und stellt ihm vergebens vor, daß er ihn selbst um eine gute Mahlzeit, die er auf Kosten seines Herrn mit ihm thun könnte, brächte; dem Harlequin ist allzuviel daran gelegen, allein zu bleiben, als

daß er ſich erbitten laſſen ſollte. Da endlich Nicolo ſieht, daß er nichts ausrichten kann, ſo ſchlägt er ihm vor, zu Bette zu gehen, und ſagt, daß er bey ihm werde ſchlafen müſſen, weil noch keine Kammer für ihn zurecht gemacht worden. Dieſes ſetzt den Harlequin in eine neue Verlegenheit; er giebt dem Nicolo zu verſtehen, daß er gern allein ſchlafe, und lieber die Nacht hier auf ſeinem Koffer zubringen, als bey einem andern im Bette liegen wolle. Nicolo verſetzt, daß er zu wohl zu leben wiſſe, als daß er ihn auf dem Koffer werde ſchlafen laſſen. Um ihn los zu werden, vertraut ihm Harlequin, daß er ihm eine gewiſſe kleine Krankheit, die er ſeit einigen Tagen merke, mitzutheilen fürchte; doch Nicolo verſteht gleich, was er für eine Krankheit meine, und heißt ihn deswegen auſſer Sorgen ſeyn, weil er ihm das nicht erſt mittheilen dürfe, was er ſchon habe. Harlequin wird ungeduldig, und vertrauet ihm ferner, daß er ſehr unruhige Träume zu haben pflege; daß er ſich oft im Schlafe, von ſeinen Feinden verfolgt zu werden einbilde; daß er auch ſchon einmal das Unglück gehabt, einen ſeiner beſten Freunde, der an ſeiner Seite geſchlafen, mit dem Dolche zu erſtechen, weil ihm geträumt, als müſſe er ſich gegen einen Mörder vertheidigen. Aber dieſe Gefahr ſchreckt den Nicolo noch weniger ab, weil er gleichfalls ſehr ſchlimme Träume zu haben pflege, und wohl gar, wenn man ſich an ſeiner Seite nur ein wenig rühre, im Schlafe ſeinen Mann anfaſſe, und ihn zum Fenſter herauswerfe. Harlequin bekömmt alſo noch weniger Luſt, das Bette mit dem Nicolo zu theilen; er wird in allem Ernſte auf ihn böſe, und da dieſer Bediente dem Pantalon zu mißfallen fürchtet, wenn er den Diener ſeines Schwiegerſohns durch eine überläſtige Höflichkeit noch ungehaltener mache, ſo läßt er ihn endlich zufrieden und begiebt ſich fort. Sogleich kömmt Scaramouche aus dem Koffer, in welchem er verſchloſſen war, hervor; Harlequin leuchtet ihm und ſie nahen ſich dem Schreibtiſche, ihn zu erbrechen. Scaramouche hat Meiſſel und Hammer, und will das Schloß damit auffſprengen; kaum aber hat er den erſten Schlag mit dem Hammer gethan, als ein Hund, der in einem Winkel des Zimmers gelegen, und den ſie nicht wahrgenommen, auffſpringt und an zu bellen fängt. Sca-

ramouche hält inne; Harlequin ſchmeichelt dem Hunde, um ihn zum Schweigen zu bringen; Scaramouche thut einen andern Schlag mit dem Hammer; der Hund verdoppelt ſein Bellen, bis endlich Pantalon es hört, und dazu kömmt. Scaramouche hat kaum ſo viel Zeit, ſich wieder in den Koffer zu werfen; und Harlequin kriecht geſchwind unter das Bette, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und thut, als ob er in dieſer Stellung ſchlafe. Pantalon ſieht unter das Bette, und glaubt, er müſſe auſſerordentlich müde ſeyn, daß ihn der Schlaf ſo überfallen; er nimmt ihm das Licht aus der Hand, und ſetzt es wieder auf den Tiſch, ohne ihn aufzuwecken, und geht fort. Scaramouche verläßt ſogleich ſeinen Koffer, und Harlequin will ihm aufs neue leuchten; ſobald aber jener wieder mit dem Hammer an zu ſchlagen fängt, fängt der Hund aus allen Kräften wieder an zu bellen; die zwey Spitzbuben wollen verzweifeln; Harlequin iſt der Meinung, dem nichtswürdigen Hunde mit dem Hammer eines vor den Kopf zu verſetzen, allein ſie können ihn nicht erhaſchen, und bewegen ihn nur deſto ſtärker zu bellen. Pantalon kömmt dazu, und die Spitzbuben eilen wieder auf ihre Poſten; Pantalon erſtaunt über die ſeltſame Tücke des Harlequins, daß er nicht, ohne ſich zu leuchten, ſchlafen kann, denn er hat auch dieſesmal das Licht aus den Händen zu ſetzen vergeſſen; er nimmt es ihm wieder weg, ſetzt es auf den Tiſch und begiebt ſich zum zweytenmale fort. Die Spitzbuben machen ſich wieder an ihre Arbeit, und der Hund hebt aufs neue an zu bellen ꝛc. Dieſes Theaterſpiel mit den vergebnen Verſuchen des Scaramouche und des Harlequin und der Dazukunft des Pantalon auf das Bellen des Hundes, kann nach Belieben wiederhohlt werden. Endlich iſt Pantalon den Spitzbuben ſo geſchwind auf dem Dache, daß ſich Harlequin über Hals und über Kopf, mit dem brennenden Lichte in der Hand, in den Koffer wirft, und den Scaramouche, ſtatt ſeiner unter das Bette zu kriechen, nöthiget. Pantalon ſieht durch die Spalte des Koffers Licht ſchimmern, und glaubt, er brenne; indem er ihn aber näher betrachtet, ſieht er, daß er nicht verſchloſſen iſt; er eröfnet ihn und findet zu ſeinem groſſen Erſtaunen weiter nichts als den Harlequin darinn, der noch immer das brennende Wachslicht

hält. Nun wird dem Pantalon der Handel verdächtig; er nimmt dem Harlequin das Licht zum letztenmale aus der Hand und ſucht in der Kammer herum, um wenigſtens nachzuſehen, ob dieſer mit dem Lichte nicht etwa Schaden gemacht; er ſieht unter das Bette, erſchrickt, als er einen Unbekannten darunter erblickt, und ruft: Diebe! Auf ſein Geſchrey kömmt das ganze Hausgeſinde, nur halb angekleidet und mit verſchiedenen Inſtrumenten bewaffnet, herbey; doch ſie ſind alle zu erſchrocken, als daß ſie in der Geſchwindigkeit die Spitzbuben verhindern könnten, zu entkommen; und ſo endet ſich der dritte Aufzug.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wie zu Anfange des erſten Aufzuges. Es iſt Tag.) Mario klopft an die Thüre des Pantalon, und will mit Flaminien ſprechen. Coraline macht auf, und ſagt ihm, daß ſeine Geliebte vor Schrecken über die Spitzbuben in vergangner Nacht, krank geworden; ſie hören den Pantalon kommen, und Mario begiebt ſich weg. Pantalon erſcheint, befiehlt der Coraline, den Arzt zu holen, und geht wieder hinein. Coraline geht ihre Commißion zu verrichten; und Scaramouche und Harlequin, die den Befehl des Pantalons mit angehört, nehmen ſich eine neue Verkleidung vor, und treten ab. Der Doctor kömmt, und ſagt in einem Monologue, er habe eben itzt erfahren, daß die Aeltern derjenigen, die er und Pantalon zu ihren Schwiegerſöhnen erſehen, nicht ſo gut ſtünden, als man ſie habe bereden wollen; und dieſes ſey ohne Zweifel die Urſache ihres Auſſenbleibens, welche Vermuthung er itzt ſeinem Freunde mittheilen wolle. Coraline kömmt wieder und ſagt ihm, daß ſie einen Arzt für die Flaminia holen müſſen, worauf ſie beyde zum Pantalon hineingehen. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Schlafzimmer vor. Man erblickt darinn Flaminien, in dem Anzuge und der Stellung einer unbäßlichen Perſon, nebſt dem Pantalon, dem Doctor und Coralinen, die ihr Muth einſprechen. Man klopft an; Coraline geht und ſieht wer es iſt, kömmt wieder und meldet den Arzt an. Pantalon befiehlt ihr, ihn hereinzubringen; ſie führt den Harlequin, als Arzt verkleidet, hinein, und geht ab. Während der Scene, in welcher ſich Harlequin, ſo gut ihm möglich, aus der Rolle, die er über ſich genommen, zu wickeln ſucht, kömmt Coraline in größter Be-

ſtürzung wieder, und ſagt, daß Mario und Lelio von Spi
den angefallen worden; man eilet voller Verwirrung ihne
Hülfe; die Kranke bleibt mit dem Arzte allein, und dieſer p
ihres Geſchreys ohngeachtet, alles Silberzeug, das er in
Zimmer findet, zuſammen, und geht damit fort. Pan
kömmt auf das Geſchrey der Flaminia wieder zurück, und
ſie ſolle ſich nur tröſten, es habe nichts zu ſagen. Sie
alſo noch, verſetzt ſie, zu rechter Zeit dazu gekommen? O
Zweifel; erwiedert Pantalon. Flaminia wünſcht ihm Glück,
er den Spitzbuben alſo noch angehalten, der alle ſein S
zeug weggetragen, und Pantalon wird über dieſe nähere E
rung ſehr beſtürzt; denn als er ſagte, es habe nichts zu ſa
hatte er es von der Gefahr verſtanden, in welcher man
gemeldet, daß ſich ſein und ſeines Freundes Sohn befä
Das Theater verändert ſich abermals und wird wie zu An
des erſten Aufzuges. Man erblickt den Doctor, ſeinen
Mario und den Lelio beyſammen. Der Doctor bezeigt
ſeine Freude, ſie außer Gefahr zu ſehen. Pantalon kömmt
er hinterbringt dem Doctor, was er wegen der Liebe des
zu ſeiner Tochter, und ſeines Sohnes zu Lucinden, erfa
und nach dem, was er wegen des Vermögens ihrer geh
Schwiegerſöhne von ihm ſelbſt gehört, hielte er es, ſetzt er h
für das beſte, wenn ſie ihre alte Freundſchaft durch eine
pelte Heyrath noch enger verknüpften, ohne auf die, welche
ihre Töchter bereits verſprochen, länger zu warten. Der D
giebt ſeine Einwilligung; die zwey Väter klopfen an ihre
ren und rufen Lucinden und Flaminien, die ſich wieder
befindet, heraus. Sie ſind über dieſe Nachricht ſehr erf
allein Scaramouche und Harlequin haben ihre Unterredung
mals mit angehöret, und machen ſich fertig, ihnen bey der
legenheit neue Streiche zu ſpielen. Das Theater ändert
und ſtellet den Garten an dem Hauſe eines Traiteurs vor; M
Flaminia, Lelio, Lucinde, Coraline, Pantalon und der D
treten herein, in dem Vorſatze, ſich luſtig zu machen. Si
fen den Traiteur; Scaramouche erſcheinet unter dieſer G
und verſichert ſie, daß ſie ſich in einem Hauſe befänden,
es ihnen an nichts fehlen ſolle, und wo man ſie auf den

dienen werde; er bittet ſie, nur alles, was ihnen beſchwerlich ſeyn könnte, abzulegen, und unter dieſem Vorwande, bemächtiget er ſich ihrer Degen, Stöcke, Hüte, Fecher, und was ſonſt Mannsperſonen oder Frauenzimmer abzulegen pflegen, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen wollen. Er verſchwindet damit, und Harlequin, als ein Petitmaitre gekleidet, tritt ſtatt ſeiner herein, und ſagt ihnen, da er gehört, daß ſich eine Geſellſchaft braver Leute hier in dem Garten luſtig mache, ſo habe er geglaubt, daß es ihr nicht unangenehm ſeyn könne, wenn ein Mann von ſeinem Stande und ſeinen Verdienſten an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, ſich gefallen lieſſe. Er fordert hierauf eine Priſe Taback von ihnen; und nachdem er eines jeden von der Geſellſchaft gekoſtet, findet er zwar keinen nach ſeinem Geſchmacke, allein die Tabatieren kommen ihm auſſerordentlich ſchön vor, und unter dem Vorwande, ſie genauer zu betrachten, behält er ſie alle bey ſich. Er verſpricht ihnen hierauf, ſie einen ganz vortreflichen Taback koſten zu laſſen, und bietet ihn auch wirklich in einer hölzern Doſe nach der Reihe herum, und zwar kömmt er an den Pantalon zuletzt, der den Taback aus Gefälligkeit lobet. Nun wohl, ſagt Harlequin, ich ſchenke ihnen den Taback und die Doſe! Aber eben fällt es mir ein, daß ich noch eine kleine Verrichtung habe, die mir das Vergnügen nicht erlauben will, länger bey Ihnen zu bleiben. Und hiermit will er fortgehen; man hält ihn aber zurück und ſagt, daß es ihm zwar frey ſtehe fortzugehen, nur werde er ſo gut ſeyn, und vorher eines jeden Doſe wieder heraus geben. Sie ſcherzen, antwortet Harlequin; ich habe ja dem Herrn (indem er auf den Pantalon weiſet) geſagt, daß ich ſie ihm ſchenke. Er verſucht aufs neue ſich loszureiſſen, da er aber ſieht, daß man ihm allzuſehr auf dem Halſe iſt, und daß er durchaus ſein Geſchenke wiedernehmen, und alle zu ſich geſteckte Doſen herausgeben ſoll, ſo wird er zornig, und fragt, für wen man ihn anſehe, und ob man einen Mann, wie ihn, für einen Spitzbuben halten könne? Kurz, er bietet ihnen Trotz, und will ſich mit einem jeden von ihnen den Hals brechen. Sie laufen alle nach ihren Degen und Stöcken, doch Scaramouche iſt dem Unglücke, das daraus entſtehen könnte, zuvor gekommen, und hat ihnen alle

angreiffende Waffen weislich aus den Händen gerückt. D
Hausgesinde des Traiteurs kömmt auf ihr Schreyen dazu,
wie, zu Ende des dritten Aufzuges, das Hausgesinde des P
talons, auf das Geschrey ihres Herrn dazukam; sie sind auf
nehmliche Weise, aber mit eben so wenig Nutzen bewaffnet, n
Harlequin Gelegenheit findet, sich während des Lerms dar
zu machen, womit sich der vierte Aufzug beschließt.

Fünfter Aufzug. (Das Theater stellet ein Coffeehaus v
Alle die Personen, die sich in den Garten des Traiteurs lu
machen wollen, sind auf dem Coffeehause beysammen. Sca
mouche kömmt als ein Juwelenhändler verkleidet herein, u
stiehlt ihnen ihre Uhren, indem sie seine Waaren besehen u
feilschen. Er gehet ab, und Harlequin kömmt an seiner St
in einen Kaufmann verkleidet, der mit Lotterielosen hand
Seine geschickte Hand hält Nachlese, und sammelt vollends al
ein, was dem Fleiße des Scaramouche entwischt war. Glei
wohl merkt niemand eher, daß er bestohlen worden, als
Harlequin bereits weg ist; sie halten sich an den Herrn
Caffeehauses und an dessen Leute; es entstehen darüber Händ
und man schickt nach einem Commissar. Scaramouche kön
in der Kleidung einer Gerichtsperson und Harlequin spielt
Rolle seines Schreibers. Indem der Commissar sein Inter
gatorium hält, und alle auf ihn Acht geben, ist sein Schrei
bemüht, eine schöne Uhr von der Wand herab zu hacke
allein es wird es jemand gewahr und der Schreiber, mit so
dem Commissar, machen sich mit der Flucht davon und wer
verfolgt. Das Theater verändert sich und stellt ein Zim
in dem Hause des Pantalon vor. Der Doctor tritt mit i
herein; sie sagen, daß die Spitzbuben abermals entkommen, l
man es aber der Obrigkeit gemeldet, die deswegen Nachsuch
werde thun lassen. Mario und Lelio kommen dazu, und er
len ihnen, daß man die Schelme endlich doch ergriffen; n
bringt sie geführt, und thut ihnen kund, daß sie sich aufs S
dern nur gefaßt halten sollen. Sie bitten um Gnade, se
aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit sie zu erhalten. S
einmal fängt Harlequin an zu schreyen: Feuer! Feuer! A
erschrickt, und jeder drengt sich, zu sehen wo es ist. Die S

haben machen ſich den Augenblick zu Nutze, und entkommen. Sie werden verfolgt und das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war. Harlequin und Scaramouche kommen in vollem Lauffe, der eine auf dieſer, und der andere auf jener Seite, herein; ſie treffen ſich, und ſagen, daß ſie ihren Feinden zwar noch glücklich entkommen, daß ſie aber allzu berühmt zu werden anfingen, und es alſo wohl nicht wagen dürften, in dem Lande länger zu bleiben; das beſte wäre wohl, wenn ſie mit einander wieder in ihr Vaterland, nach Bergamo, reiſeten. Sie gehen mit einander ab, und die Komödie hat ein Ende.

4) La Vengeance d'Arlequin, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 30 Auguſt 1747.

Perſonen. Der Doctor, Vater der Flaminia, die in dem Stücke aber nicht zum Vorſchein kömmt. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Mario, in die Flaminia verliebt. Coraline. Pantalon, in die Coraline verliebt. Harlequin, gleichfalls in Coralinen verliebt. Scapin, Harlequins Freund und Coralinens Geliebter. Bauern. Ein Geiſt. Die Scene iſt in einem Walde, und in einem Landhauſe des Doctors, welches nicht weit davon liegt.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald und auf der Seite ein Landhaus vor.) Mario eröffnet den Aufzug mit dem Doctor, bey dem er um ſeine Tochter Flaminia anhält. Der Doctor weigert ſich, ſie ihm zu verſprechen, weil er dem Lelio, der ſehr reich ſey, ſein Wort bereits gegeben habe. Mario verſpricht, ihn in den Beſitz eines Schatzes zu ſetzen, wenn er ihm ſeine Tochter geben wolle; der Doctor ſagt ſie ihm mit dieſer Bedingung zu, und ſie gehen mit einander ab, der Doctor den Schatz zu ſehen, und Mario, ihm denſelben zu weiſen. Coraline tritt mit dem Harlequin auf, der ihr einen jungen Haſen ſchenken will, den er auf der Jagd geſchoſſen; allein Coraline, wie ſie ſagt, liebt nichts als Rebhühner. Harlequin verſpricht, ihr welche zu bringen; und nun erklärt ſie ihm frey heraus, daß er ſich nur vergebene Mühe mache, weil ſie den Scapin bereits liebe. Harlequin ſpielt den Großſprecher, und

will den Scapin umbringen, der eben dazu kömmt. Coraline geht ihm entgegen, und macht ihm tausend Liebkosungen, die Scapin, zu großem Verdrusse des Harlequins nicht ungeneigt aufnimmt. Coraline sagt zum Scapin, daß Harlequin ihr gemeinschaftlicher Feind sey; Scapin wirft ihr ihre Härte gegen seinen Freund vor, und da Coraline hinzu setzt, daß sie niemand anders als ihn, lieben und heyrathen wolle, so antwortet er ihr, daß er keine Lust zum heyrathen habe. Coraline gehet ab; schwöret ihm einen ewigen Haß, und drohet, sich wegen seiner Verachtung zu rächen. Harlequin beklagt sich über sein Unglück; Scapin tröstet ihn, bietet ihm seinen Beystand an, und giebt ihm den Rath, Coralinen zu versprechen, daß er ihn, sie zu rächen, umbringen wolle, wenn sie sich entschlösse, ihn zu heyrathen; sie gehen mit einander ab. Mario kömmt mit dem Doctor wieder, dem er den Schatz gewiesen, und verspricht ihm denselben zu geben, so bald er ihn Flaminien heyrathen lassen. Der Doctor sagt, er solle auf den Abend nur zu ihm kommen, da er das nöthige mit ihm verabreden, und ihn an des Lelio Stelle annehmen wolle, den er gleichfalls, zu eben der Stunde, zu sich bestellt hat, und hiermit gehen sie wieder ab. Coraline tritt abermals auf, und sagt, daß sie entschlossen sey, den ersten den besten zu heyrathen, der sie an dem Scapin rächen wolle. Harlequin stellt sich ihr vor, und sie stößt ihn zurück; er verspricht ihr durch Lazzis und großsprecherische Gebehrden, den Scapin aus dem Wege zu räumen; sie ist es zufrieden, ihn mit diesem Bedinge zu heyrathen, verlangt aber vorher den Gegenstand ihres Hasses todt zu sehen. Harlequin giebt ihr durch neue Lazzis zu verstehen, daß er sie befriedigen wolle; sie geht ab und Scapin tritt auf. Er und Harlequin überlegen, wie sie Coralinen hinter das Licht führen wollen. Sie wollen sich einer gewissen Grube, die in dem Walde ist, dazu bedienen, in die sich Scapin für todt hinlegen soll. Scapin kriecht sogleich in diese Grube, und Harlequin begiebt sich weg. Pantalon tritt auf und sieht sich überall um, ob er nicht jemand wahrnehme; er sagt, daß er an einem Orte des Waldes, auf den er weiset, ein Kästchen verstecken sehen, worinn ein Schaz sey, und werde, wenn es Nacht geworden, ihn weghо-

len. Coraline kömmt dazu; Pantalon ſpricht mit ihr von Liebe; ſie ſagt ihm aber, daß ſie keinen Alten heyrathen wolle. Nachdem ihr Pantalon das Schweigen eingebunden, gelobet er ihr, ie zur Beſitzerin eines Schatzes zu machen, wenn ſie ihn heyathen wolle. Auf das Wort Schatz, giebt es Coraline näher. Pantalon verſpricht, ſie in der Nacht abzuruffen, da ſie ihn nn mit einander hohlen wollten. Er geht ab, und Coraline eht den Harlequin ganz freudig auf ſie zu kommen; er rühmt ch den Scapin umgebracht zu haben, und Coraline verlangt n Leichnam zu ſehen. Harlequin führt ſie an die Grube, in e ſich Scapin verkrochen; ſie will ihn heraus ziehen; Harlequin det es ihr aus; ſie ſchimpft noch auf ihren todten Feind, und ßt es dabey bewenden. Harlequin verlangt die Erfüllung ihs Verſprecheus; ſie will vorher wiſſen, ob er reich iſt; er gt, nein; ſie erklärt ihm, daß ihr Mann nothwendig Vermögen ben müſſe; er droht ihr, ſie gerichtlich anhalten zu laſſen, ihr Wort zu erfüllen, weil er ſein Wort erfüllt habe; ſie antwort, daß dieſes für ihn der nächſte Weg ſey, ſich hängen zu laſn, geht ſpöttiſch fort und läßt ihn voller Verzweiflung ſtehen. Scapin kömmt aus der Grube wieder hervor, und giebt dem Harlequin mit einer Menge Lazzis zu verſtehen, was er wegen es Schatzes gehört habe. Sie ſehen, daß es Nacht wird, und egeben ſich weg, die nöthigen Werkzeuge zu hohlen, um ſich es Schatzes zu bemächtigen und denen vorzukommen, die den ehmlichen Anſchlag darauf haben. Pantalon kömmt mit einer Schauffel, und einer Hacke; er hat Coralinen bey ſich, die ihm nit Zittern folgt, und der er Muth einzuſprechen ſucht, da hnedem der Mond nunmehr aufgehe und ſie ſich vor nichts ürchten dürften. Das Theater verändert ſich und ſtellt einen iefen Ort im Walde vor, der zum Theil von dem Monde ereuchtet iſt, und wo hin und wieder ein Baum ſteht. Scapin rſcheint mit einem Käſtchen, und Harlequin mit eben ſolchen Werkzeugen, als man den Pantalon geſehen; er bezeigt ſich ſehr furchtſam; Scapin ſpricht ihm Muth ein; ſie graben das Käſtchen mit dem Schatze aus, legen das andere, das ſie mitgebracht haben, an deſſen Stelle, und bedecken es mit Erde. Es rſcheint ein Geiſt, und giebt ihnen ich weis nicht was für ein

Papier, auf welchem, wie er sagt, das Geheimniß stehen soll, wie sie in ihrem Unternehmen glücklich seyn könnten. Nachdem sie sich sehr erschrocken bezeigt, eilen sie mit dem Schatze, und dem Geschenke des Geistes davon. An ihrer Statt treten Pantalon und Coraline auf, die das Kästchen, welches Harlequin und Scapin für das rechte zurückgelassen, ausgraben; sie eröffnen es hastig, und es springt ein Schwein heraus, das den erschrockenen Pantalon übern Haufen rennt. Sie laufen voller Angst davon und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellt zwar noch den Wald und das Landhaus vor, aber von einer andern Lage, mit einem Felsen auf der andern Seite des Hauses) Mario erscheint mit dem Doctor, der ihm sein Versprechen erneuert, und begiebt sich fort, den Erfolg davon zu erwarten. Lelio erscheinet gleichfalls und klopft bey dem Doctor an, der wieder ins Haus gegangen war, um ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern. Der Doctor kömmt, und ist, wie er ihn erblickt, ganz verlegen; er sagt, die bewußte Heyrath könne noch nicht sobald zu Stande kommen, weil er noch gar keine Anstalten dazu gemacht. Lelio stellt ihm die Unnöthigkeit dieser Anstalten vor, und da ihn der Doctor kaltsinnig verlassen will, so geht er gerade zu in das Haus hinein, und der Doctor hat nicht das Herz, ihm zu folgen. Mario kömmt dazu, und da er den Lelio zu dem Doctor hineingehen sehen, so schließt er daraus, daß ihm dieser nicht Wort halte, und sagt, daß er gehen, und seinen Schatz an einen andern Ort bringen wolle. Der Doctor, voller Verwirrung und Mißvergnügen, begiebt sich in sein Haus. Coraline tritt mit dem Pantalon auf, sie sagt, daß er sie betrogen habe und will ihm den Abschied geben. Dieser schwört, daß er den Räuber des Schatzes schon entdecken wolle; Harlequin kömmt dazu; Coraline macht ihm Liebkosungen, dem Pantalon zum Trotze, und nennt ihn ihren kleinen Mann. Pantalon will den Harlequin prügeln; Coraline setzt sich dargegen; Harlequin, da er sieht, daß sie seine Parthey nimmt, bekömmt Muth und jagt den Pantalon mit Schlägen vom Platze. Sobald der Alte fort ist, stößt Coraline den Harlequin, der sie umarmen will, von sich, und verbirgt ihm die Ursache, warum sie ihn

ſo wohl aufzunehmen geſchienen, im geringſten nicht. Scapin, der alles mit angehört hat, und ſich während der Scene verſteckt gehalten, ſtellt ſich auf einmal zwiſchen ſie, und ſagt zu Coralinen: du ſollſt ihn doch heyrathen müſſen, du magſt wollen oder nicht. Coraline, die ihn für todt hält, erſchrickt ungemein; Harlequin ſtellt ſich, als ob er gleichfalls ſehr erſchrecke, und ſagt zu Coralinen, daß ſie ja keinen Augenblick verlieren ſolle. Sie kann ſich aber nicht entſchlieſſen, und Scapin drohet ihr, ſie bis an ihren Tod zu verfolgen, wenn ſie bey ihrer Weigerung verharre. Das Schrecken nimmt bey Coralinen zu, und da ſie Scapin anfaſſen will, und zu ihr ſagt: heyrathe ihn gleich auf der Stelle! ſo thut ſie einen groſſen Schrey und läuft davon. Harlequin und Scapin bleiben allein, und Scapin erklärt ſeinem Freunde das Geheimniß, welches ihnen der Geiſt mitgetheilet; er läßt ihn die Worte auswendig lernen, in welchen es beſtehet, und darauf begeben ſie ſich weg. Der Doctor und Lelio treten auf; dieſer macht jenem ſehr lebhafte Vorwürfe, daß er ihm ſein Wort nicht halten wolle; er ſchwöret, ſich zu rächen und geht zornig fort. Mario, der dazu kömmt, begegnet ihm nicht beſſer, er beſchuldiget ihn, den Schatz, den er ihm gewieſen, entwendet zu haben, und verläßt ihn gleichfalls ganz wütend, mit der Drohung, daß es ihm das Leben koſten ſolle, wenn er ihm den Schatz nicht wieder heraus gäbe. Der Doctor geräth ganz auſſer ſich darüber; Pantalon kömmt dazu, und fragt ihn nach der Urſache; der Doctor vertraut ihm den Verdacht des Mario, und Pantalon vertraut ihm ſeinen, in Anſehung des Harlequins, und weiß ihn höchſt wahrſcheinlich zu machen. Der Doctor bittet den Pantalon, ihm beyzuſtehen, und ſie werden einig, ihre Leute zuſammen zu bringen, ſich des Harlequins zu bemächtigen, und ihm das Geſtändniß abzudringen; ſie gehen ab, um ſogleich zum Werke zu ſchreiten. Scapin tritt mit dem Lelio auf, den er wegen des Doctors zu beſänftigen ſucht, von welchem er, wegen der erhaltenen Beleidigung, durchaus Genugthuung haben will. Scapin verſichert ihm, daß es keiner harten Mittel bedürfen werde; Flaminia liebe ihn, und habe ihn (den Scapin) gebeten, ihrem Liebhaber beyzuſtehen; er habe es ihr verſprochen, und werde ſein Wort

zu halten wissen. Hiermit führt er ihn mit sich fort; die zwey Alten treten mit einander auf, haben verschiedne Bauren bey sich und scheinen den Harlequin zu suchen. Coraline erscheint; sie ist von ihrem Schreck noch nicht wieder zu sich gekommen, und erzehlet ganz laut, daß Harlequin ihr zu Liebe, und weil sie ihm Hoffnung gemacht, ihn zu heyrathen, den Scapin umgebracht habe; itzo habe sie keinen Augenblick Ruhe, und werde ohne Unterlaß bald von dem Mörder, bald von dem Schatten des Ermordeten verfolgt. Diese Rede macht dem Doctor Hoffnung, den Harlequin wegen aller seiner Verbrechen bald bestraft zu sehen, und Pantalon naht sich Coralinen, mit Bitte, ihm doch näher zu erklären, was sie itzt von dem Scapin gesagt habe. Ueber den Namen Scapin, und bey der unvermutheten Erblickung des Pantalon, erhebt Coraline ein grosses Geschrey und läuft davon. Der Doctor und Pantalon bleiben und sagen, daß sie ihr möglichstes thun müßten, den Harlequin zu finden; in dem Augenblicke hören sie die Stimme dessen, den sie suchen; gleich darauf erblicken sie ihn; der Doctor, Pantalon und ihre Gehülfen verfolgen ihn und wünschen ihm höhnisch zu dem gefundenen Schatze Glück; er macht verschiedene Lazzis und leugnet es nicht ab; man will ihn zwingen, sich zu ergeben; er rettet sich hinter einen Felsen, und seine Feinde, die ihn nicht wollen entkommen lassen, sind nicht wenig bestürzt, da sie statt seiner nichts als einen Affen finden, der auf sie zuspringt und sie in die Flucht treibt. Dieses muß für eine Wirkung des Geheimnisses angesehen werden, das der Geist ihn und den Scapin gelehrt. Dieser Affe beschließt den zweyten Aufzug, so wie das Schwein den ersten beschlossen.

Dritter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war) Pantalon und der Doctor fangen den dritten Aufzug an; sie sind noch ganz erschrocken, und sagen, daß Harlequin ganz gewiß ein Zauberer seyn müsse. Scapin kömmt, und stellt sich, ohne ein Wort zu sagen, zwischen die beyden Alten, welches ihnen eine grosse Furcht einjaget, weil sie ihn auf das Wort der Coraline wirklich für todt halten. Scapin bringt sie aus dem Irrthume, und da sie dem Harlequin die Entwendung des Schatzes Schuld geben, so ver-

ſpricht er, daß ſie ihn wieder finden ſollen, aber mit der Bedingung, daß der Doctor nicht mehr daran denken ſoll, ſeine Tochter an den Mario zu verheyrathen, der ohnedem Händel genug bekommen werde, da er bey den Gerichten verſchiedentlich angegeben worden, daß er mehr als einem Frauenzimmer, mit welchem er es gehalten, die Ehe verſprochen habe. Scapin verſichert, daß er ſelbſt mit den Leuten geſprochen, die wider den Mario zeugen würden, und erbietet ſich ſogar, ſie zu dem Doctor zu bringen, wenn er es haben wolle. Der Doctor faſſet ihn beym Worte, geht mit dem Pantalon herein, und Scapin bleibt allein auf der Bühne. Lelio kömmt; Scapin ſagt ihm, daß es gut ſeyn werde, wenn er ſich in einem Augenblicke bey dem Doctor einfände, weil Harlequin daſelbſt, ſo wie ſie es mit einander abgeredet, in verſchiedener Geſtalt verſchiedene Zeugniſſe wider den Mario ablegen werde. Scapin ſagt hierauf dem Lelio etwas ins Ohr, und ſie gehen mit einander zu dem Doctor hinein. Das Theater verändert ſich, und ſtellet das Zimmer in dem Hauſe dieſes leztern vor. Man ſiehet den Herrn des Hauſes, nebſt dem Pantalon und dem Scapin hereintreten, der ihm eine Liſte von den Zeugen giebt, und abtritt, ſie hereinzubringen. So wie ſie nun Pantalon, die Liſte in der Hand, ruft, ſo kommen ſie einer nach dem andern herein, oder vielmehr kömmt Harlequin zu verſchiedenen malen unter verſchiedenen Verkleidungen herein. (Dieſe Verkleidungen müſſen als eine neue Wirkung des von dem Geiſte mitgetheilten Geheimniſſes betrachtet werden.) Das Verhör wird von dem Mario unterbrochen, der eben, als Scapin abtritt, um den Harlequin unter einer neuen Geſtalt wieder hereinzubringen, mit Coralinen dazu kömmt, und den Doctor, ohngeachtet ihn dieſes Mädchen zurück zu halten geſucht, umbringen will. Lelio erſcheinet, und nimmt die Vertheidigung des Doctors über ſich, der nunmehr Muth faßt, und dem Mario Schuld giebt, daß er ſich ja bereits mit mehr als einem Frauenzimmer verſprochen habe. Mario leugnet es, und Pantalon ſagt, daß man ihn leicht überzeugen könne, wenn man ihm die Zeugen vorſtellte, die Scapin vorgeführt habe. Coraline ſagt, daß dieſes nicht möglich ſeyn könne, weil Scapin todt ſey; der Doctor benimmt

ihr ihren Irrthum, und ruft den vermeinten Todten, ihn mit dem Mario zu confrontiren. Anfangs ſcheinet Scapin ein wenig betroffen, er faßt ſich aber bald wieder, und klagt den Mario an, der ihn dafür umbringen will. Harlequin kömmt eben zu rechter Zeit dazwiſchen, ſeinen Freund aus der Verlegenheit zu reiſſen; er bezaubert den Mario und macht ihn unbeweglich, welches abermals eine Wirkung von dem Schutze des Geiſtes iſt. Endlich verſpricht Harlequin die Helfte des Schatzes wieder herauszugeben, deſſen Verluſt den Mario ſo ſehr aufgebracht, aber mit dem Bedinge, daß man die andere Hälfte ihm und dem Scapin laſſe, und daß Coraline ihn, ſo wie Flaminia den Lelio heyrathe. Er droht ihnen allen, daß den, der ſich ſeinem Willen nicht ſogleich unterwerffen wolle, die Geiſter, die ihm zu Gebothe ſtünden, durch die Luft mit ſich fortführen ſollten. Man kann leicht denken, daß niemand Luſt haben wird, ſich dieſer Gefahr auszuſetzen; man geht daher alles ein; der Doctor erfüllt ſein erſtes dem Lelio gethanes Verſprechen, und giebt ihm ſeine Tochter Flaminia; Coraline entſagt dem Scapin, und heyrathet den Harlequin, und die Komödie iſt aus.

5) La Vengeance de Scaramouche; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herr Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 13. Sept. 1745.

Perſonen. Der Marquis. Der Doctor, Vater der Flaminia. Flaminia, mit dem Marquis verſprochen. Silvia. Lelio, Vetter der Silvia, und Liebhaber der Flaminia. Pantalon, Haushofmeiſter des Marquis und in Coralinen verliebt. Coraline und Harlequin, Bediente des Marquis. Scaramouche, ein anderer Bediente des Marquis und Liebhaber der Coraline. Verſchiedene andere Bediente. Ein Genius, und zwey Geſpenſter. Die Scene iſt in einer Stadt in Italien, und einem nahgelegenen Walde.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt ein Zimmer in dem Schloſſe des Marquis vor.) Pantalon eröffnet den erſten Aufzug mit dem Harlequin und Scaramouche. Er befiehlt dieſem lezteren, mit den Anſtalten zur Hochzeit zu eilen, weil der Marquis mit der Perſon, die er heyrathen ſolle, angekommen ſey. Scaramouche geht ab, und Pantalon befiehlt dem Harlequin, den Hegereitern des Marquis zu ſagen, daß ſie aufs ge-

ſchwindeſte einen Vorrath von Wildpret auf das Schloß bringen ſollen. Sie gehen mit einander ab, und an ihrer Statt treten Coraline und Scaramouche, ihr Liebhaber, auf. Coraline erzehlt dieſem, daß man ihr die Flaminia, die Tochter des Doctors und künftige Gemahlin des Marquis zur Aufſicht anvertrauet, und daß ſie die Stelle einer Oberaufſeherin bey ihr bekleiden werde. Scaramouche bezeigt ihr ſeine Eiferſucht in Anſehung des Harlequins und des Pantalons; ſie findet Mittel ihn zu beruhigen; er verläßt ſie und Harlequin kömmt an ſeiner Statt; er macht der Coraline Liebkoſungen, die ſich darüber aufhält; der Haushofmeiſter kömmt dazu, und thut, als ob er der Coraline etwas zu ſagen habe, heißt ſeinen Nebenbuhler abtreten, und wird befolgt. Coraline thut, als ob ſie ihn ſehr liebenswürdig fände, und erhält von ihm ein Käſtchen mit Silber. Harlequin, der ſie belauſcht hat, kömmt wieder herein, und drohet, dem Herrn des Hauſes alles wieder zu ſagen; Pantalon aber verdammet ihn zu Waſſer und Brod, und er geht weinend fort. Sobald er weg iſt, umarmt Pantalon Coralinen, und wird abermals von dem Scaramouche betroffen, der ihnen harte Vorwürfe macht; Scaramouche und der Haushofmeiſter werden mit einander handgemein, und Coraline läuft davon. Der Marquis kömmt auf den Lerm dazu, läßt ſich die Urſache ihrer Schlägerey erzehlen, giebt dem Scaramouche Unrecht und befiehlt ihm, abzutreten. Scaramouche geht, mit drohenden Gebehrden gegen den Pantalon, ab, und mit dieſem begiebt ſich der Marquis auch bald weg, nachdem er ihm vorher alles anzuwenden befohlen, daß ſein Hochzeitfeſt ja recht prächtig werde. Harlequin und Scaramouche kommen wieder auf die Bühne; der erſte weinet, weil er, wie er ſagt, bereits vor Hunger ſterbe; der andere weinet über die Untreue ſeiner Geliebten, und flucht auf ſeinen Nebenbuhler und auf ſeinen Herrn. Sie geloben einander wechſelsweiſe Dienſte, gehen ab und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald vor, in welchem man ein Grabmahl erblickt) Scaramouche, um ſich an ſeinem Nebenbuhler dem Pantalon, und an ſeinem Herrn, der ihn in Schutz genommen, zu rächen, kömmt einen

Geist um Rath zu fragen, der, wie man ihm gesagt hat, seine Wohnung in dem Grabmahle habe, das sich in dem nahgelegenen Walde befindet. Der Geist erscheint, verspricht ihm zu helfen, schenkt ihm zwey Talismans, oder bezauberte Ringe, deren Eigenschaften er ihm erkläret, und verschwindet. Das Theater ändert sich, und stellt das Innere der Stadt vor. Man erblickt die Silvia mit ihrem Vetter, dem Lelio. Silvia, ob sie gleich als Mannsperson verkleidet ist, fürchtet dennoch sehr, der Marquis möchte sie erkennen, ehe sie den Anschlag, den sie im Sinne habe, ausgeführt. Sie giebt vor, auf sein Herz und seine Hand einen Anspruch zu haben, und kömmt ihres Theils, seine vorhabende Heyrath zu verhindern. Lelio, der sich in Flaminien verliebt hat, hat sich gleichfalls vorgenommen, sie nicht so ruhig vollziehen zu lassen. Die zwey Neuangekommenen treffen unter Wegens den Scaramouche, der den Lelio erkennt, ihn anredet und fragt, wer sein Reisegefährte sey. Lelio antwortet, es sey ein Goldstücker, den er bey dem Marquis in Dienste bringen wolle. Scaramouche, dem einer von seinen Talismans, dessen er sich statt eines Ringes bedient, die Wahrheit entdeckt, giebt dem Lelio zu verstehen, daß er sich nichts aufheften lasse, verspricht aber ihm und der Silvia seine Dienste und steckt ihr seinen zweyten Talismann an den Finger, der den Marquis sie zu erkennen verhindern werde. Hierauf führt er sie mit sich fort, sie seinem Herrn als geschickte Stücker vorzustellen, die ihm ihre Dienste anbieten wollten. Der Doctor tritt mit dem Pantalon auf, der ihm wegen der bevorstehenden Heyrath seiner Tochter Glück wünscht. Der Doctor zeiget ihm die Juwelen, die er der jungen Frau bestimme, und auf die neueste Manier habe fassen lassen. Scaramouche kömmt als ein Bettler, der nur einen Arm hat, dazu, und bittet sie um eine Gabe; er verläßt sie nach verschiednen Lazzis, und der Doctor und Pantalon gehen ihren Weg nach dem Schlosse des Marquis. Das Theater ändert sich und stellt wie in dem ersten Aufzuge ein Zimmer in diesem Schlosse vor, wo man den Herrn des Hauses mit seiner Braut in Unterredung erblickt; er fragt sie um die Ursache ihrer Melancholie; *sie antwortet*, daß sie diese Ursache selbst nicht wisse, und ver-

ißt ihn. Scaramouche tritt herein und meldet zwey berühmte
oldſtücker bey dem Marquis, die der Ruf von ſeiner Pracht
nd bevorſtehenden Vermählung hergelockt. Der Marquis be-
ehlt ſie hereinzubringen; Scaramouche geht deswegen ab,
nd kömmt mit ihnen wieder zurück. Der Marquis nimmt ſie
n ſeine Dienſte, und befiehlt dem Scaramouche, ihnen ein
immer anzuweiſen, worauf ſie Scaramouche mit ſich abführt.
er Doctor kömmt, und will dem Marquis die Juwelen zei-
en, die er ſeiner Tochter geben wolle, kann ſie aber nicht fin-
en. Pantalon, der mit ihm zugleich gekommen iſt, vermißt
esgleichen ſeinen Beutel, und da ſie ſich des einhändigen Bett-
s erinnern, ſo argwohnen ſie mit Grund, daß er ihnen die
uwelen und den Beutel geſtohlen habe. Der Marquis tröſtet
ch dieſes Zufalls wegen ſehr leicht, und ſagt, daß es ſeiner
au darum an Juwelen nicht fehlen ſolle. Harlequin kömmt,
nd meldet weinend, daß der Schneider in dem Zimmer der
aminia ſey; der Marquis fragt ihn, warum er weine; er er-
ält ſeine Begebenheit; Pantalon ſagt dem Herrn, daß er ein
augenichts ſey, der ſich beſtändig betrinke, und ſeine Strafe
ben müſſe. Harlequin macht verſchiedne Lazzis, ſeinen Hun-
r auszudrücken, und bewegt endlich den Herrn zum Mitleiden,
ß er ihm zu eſſen zu geben befiehlt. Harlequin fährt mit ſei-
n Lazzis fort, ſie ſind aber nunmehr von einer andern Art
nd drücken nichts als Freude aus; er ſpringt dem Marquis
n den Hals; der Marquis ſtehet auf, ſich ſeiner unbequemen
armungen zu entwehren; Harlequin verdoppelt ſie, und folgt
m nach; und Pantalon und der Doctor folgen dem Harlequin
eichfalls. Coraline erſcheinet und ſucht den Vorwürfen und
r Verfolgung des Scaramouche auszuweichen; er tritt mit ihr
gleich auf, und da ſie ſieht daß ſie ihn nicht verhindern kann,
it ihr zu reden, ſo faßt ſie den Anſchlag ihn zu überſchreyen,
m ihn wenigſtens ſo zum Stillſchweigen zu bringen. Auf
mal erſcheinet der Geiſt, der dem Scaramouche ſeinen Schutz
rſprochen hat, mitten unter ihnen, und droht ſie wegen ihrer
ahlerey und Frechheit zu ſtrafen. Coraline, und Scaramouche
lbſt, erſchrecken über dieſe unvermuthete Erſcheinung und laufen
avon, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Der Marquis kömmt mit dem Pantalon, und ſagt zu ihm, da die Hochzeit noch den Abend vor ſich gehen ſolle, ſo ſey es Zeit, daß er die Leute, welche die Anſtalten dazu machen helfen, bezahle; er ſolle ſie alſo, einen nach dem andern ruffen laſſen, und ihnen ihren bedungenen Lohn geben; er ſolle keinem, ſetzet der Marquis hinzu, etwas abziehen, ſondern ihnen vielmehr noch etwas zulegen, damit ſie Theil an ſeiner Freude hätten. Er geht ab und Coraline kömmt und zanket mit dem Harlequin, der einen Kapaun entwendet; Pantalon befiehlt dieſem Vielfraſſe, den Arbeitsleuten zu ſagen, daß ſie ihren Lohn hohlen ſollen; und zugleich heißt er ihm, in der Stube, wo er ihn ihnen austheilen wolle, alles zurecht zu machen. Harlequin geht ab, und läßt dem Haushofmeiſter und ſeiner Lieblingin alle Freyheit, einander Liebkoſungen zu machen; ſie machen ſich den Augenblick auch wohl zu Nutze, und gehen bald darauf ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt eine Stube mit einem Kleiderſchranke vor; Harlequin iſt beſchäftiget, alles in Ordnung zu bringen; der Haushofmeiſter kömmt und befiehlt dem Harlequin, die Arbeitsleute herein zu bringen; Harlequin bringt den Scaramouche unter verſchiednen Geſtalten herein und dieſer empfängt alſo, unter Springen und Singen, einzig und allein, was Pantalon unter eine groſſe Anzahl von Perſonen auszutheilen glaubt, womit ſich der dritte Aufzug endet.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war) Pantalon ſchlägt Coralinen vor, ſie aus den Dienſten des Marquis zu bringen und ſie zu heyrathen, ſie iſt es zufrieden und Pantalon geht ab. Scaramouche, der alles mit angehört hat, kömmt und verlanget den Vorzug, mit dem Zuſatze, daß er bald eben ſo reich als ſein Mitbuhler ſeyn werde; er verträgt ſich mit ihr, umarmt ſie, und geht mit ihr ab. Der Doctor und der Marquis erſcheinen; der Schwiegervater hinterbringt ſeinem Schwiegerſohne, daß Flaminia geſchworen habe, ihn nicht eher zu heyrathen, als bis ſie eine Gnade von ihm erlangt; der Marquis zeigt ſich geneigt, ihr alles zu gewähren, und der Doctor ruft ſeine Tochter. Flaminia kömmt, und ſagt dem Marquis, daß ein Frauenzimmer von

r bey dem letzten Geräuſche, welches er machte, recht kennen
nte. Ich beſtimmte ſie zwar nur für zwey Augen; da ich
r niemals gern für zwey Augen etwas zu ſchreiben pflege,
hes nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften: ſo mache
mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles
nuen finden, was ihn in den Stand ſetzen kann, von den
enden proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, zugleich auch von
i übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil
ällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erſter Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius
wiſchen dem 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich
ne Ihr Beyleid, welches Sie mir in dieſem Falle bezeugen
len, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey
em Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten,
n ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht
n ganz beſondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer
lt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anders als die See,
der unſrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm
chied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage,
kein Abſchied, ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu
n. Ich ſpottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz
er gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige
ge vor ſeiner Abreiſe, an. Aber ach, die Vermuthung dieſer
en Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hoffnung! Und
chwohl war ſie auf die Kenntniß ſeines Körpers, den ich nie
r merklichen Unbäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und
das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reiſen
an hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf
ren, daß er das vollkommne Anſehen eines guten Seefah-
habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren,

ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns ſeyn ließe, was es in der That iſt; nichts? = = Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was ſie prophezeyten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wofür er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etliche tauſend Meilen ſollte ihm tödlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre = = So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbiethig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen ſie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande gebohren wird, der, ich will nicht ſagen, der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſo genannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie, in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen,

nur bey dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem 6ten und 7ten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unbäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren,

ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns ſeyn ließe, was es in der That iſt; nichts? = = Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was ſie prophezeyten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wofür er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etliche tauſend Meilen ſollte ihm tödlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre = = So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbiethig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen ſie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande gebohren wird, der, ich will nicht ſagen, der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſo genannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie, in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen,

der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darinne geweſen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorſatze ein Dichter zu werden zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſern Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beynahe wie denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, allein er reiſete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb. = = Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr aber mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philoſophiſchen

Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schrift-
ſteller grade weg, als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch
ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir,
wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch
ſonſt wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu biethen, wenn
wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beyſammen ha-
ben? = = Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem
angeführten Bande der Beluſtigungen; ſie enthalten überhaupt
viel gemeine Gedanken, und die Schreibart iſt die Schreibart
eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln
für Ordnung, und das O und das Ach für das ſchönſte Re-
cept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben die-
ſem Schlage ſind ſeine Abhandlung von der Dauer des menſch-
lichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der
Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß
man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl le-
bendig eröffnen dürfe = = Aus dieſem letztern Aufſatze kann man
unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung
damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich,
wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber
hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm
vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Wor-
ten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zei-
chen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen.
Zwar = = als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe!
Genug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt. = = Außer
dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedene Gedichte
in den Beluſtigungen von ihm finden; beſonders einige ſapphi-
ſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobach-
ten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt
wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich
muß Ihnen ſagen, bey was für Gelegenheit es gemacht wor-
den. Der Hr. Prof. Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophi-
ſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken
laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein
Gedicht; und in der That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat
ſich längſt den nächſten Platz nach Hallern erworben, und Re-

[redacted] und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus [redacted] Gedächtniſſe an:

Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußerſten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer iſt der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andre, es zu glauben, nöthigte. Er ſetzte ſich alſo, und ſchrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Käſtner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabey anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreiſſen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſo gar nicht mehr, als eine einzige ſchöne Zeile darinne gefunden; dieſe nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die groſſen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darinne zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufſätzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer

leisten kann. Die poetischen sind fließend, und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein = = Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freylich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. = = Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit, auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. = = Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefehr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. = = = Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745. seinen Freygeist anfing, und ihn durch zwey und funfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weis es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blat von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freylich kann sie nur bey denen von einiger Wirkung seyn, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. = = Hr. Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Theil von

seinem Freygeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabacksdose bey sich trug. Die Uebersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nämlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freygeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es = = = und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen = = seinem guten Namen einigermaaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beynamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freygeist eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bey denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweyten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin heraus gab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachläßig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte niemanden und

hatte nichts schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronicke der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hiesigen Freyheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbiethen. = = = Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können sich nicht entschließen, wie Sie ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K** zu ihm; Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freygeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. = = Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drey Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Mo-

nologen. = = Warum darf ich nun nicht gleich darzu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende ekle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortrefliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! = = Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte ſeine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie = = wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geiſtlichen auf dem Lande zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte, und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbe- Hrn. Krieger. In ſeinen Geiſtlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, conſiſcirt. So eine vortrefliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andre Stände eine ſolche Muſterung könnte paßiren laſſen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hr. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Aeſculaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein Paar Freyer, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden. = = Doch

wie ſteht es um ſein zweytes Luſtſpiel? Es heißt der Unerträgliche und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn; muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weis nicht ob ſo glücklich, oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinſel; es iſt in Verſen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begrif davon machen ſollte. = = Kennen Sie den Geſchmack der Frau Neuberin? Man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd. = = Vielleicht zwar kannte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefehr die Schäferinſel ſeyn ſollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte ſie am kürzeſten ein pſeudopaſtoraliſch-muſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, koſtete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und ſo viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene ſchlaflos zu. So lange er damit beſchäftiget war, habe ich ihn, ſeiner Geſchwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; ſo bald er aber fertig war, und er mir ſeine Geburt vorgeleſen hatte, war ich wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur des Neides antreffen ließ. = = Noch ein Wort von ſeinem Zwiſchenſpiele. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberiſchen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden ſich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewiſſe Schauſpielerin

die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. = = = Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spatziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortreflichsten Muster fehlte es dem Hrn. Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745. bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bey dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italiänischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des Hrn. von Maupertuis, und des Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beyde Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beyläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte

ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen konnte. = = Aus dem Italiäniſchen hat Hr. Mylius unter andern in den Beyträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells überſetzt; und aus dem Engliſchen, Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe letztere Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweyten Bande der hälliſchen Bemühungen ſteht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäßrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht, und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſo gar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nehmlich über ein neues Trauerſpiel des Hrn. Glover einen Brief drucken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverey und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit ſeinem *Geſchmacke* bey einem Volke bewundert werden, welches uns

dieſes Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieſes war Hr. Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts, über den Urſprung des Uebels, in den erſten Stücken der hälliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß, aus ſeiner Feder, und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weis ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten. = = Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundre ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundre ich = = ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen = = Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen ſehr wohl, mein Herr, daß verſchiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliuſiſchen Reiſe Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derſelben verdrüßlich ſind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! = = „Nichts weiter? verſetzte man. „Wir glaubten, wie vortreflich wir unſre Naturalienſammlun„gen würden vermehren können.“ = = Ey! und alſo ſahen Sie den Hrn. Mylius nicht ſo wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen ſollte, als für einen Commißionair an, der für ſie nach Amerika reiſete, um die Lücken ihres Cabinets, ſo wohlfeil als möglich, zu erfüllen? = = „Nicht viel anders!“ = = Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig

zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? für Verschwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und = = „Was? hat man mich unterbrochen; „uns für Verschwender anzusehen?" = = Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben* meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die „Verschwender, sagt er, lasse man ihr Geld auf die Besoldung „einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge „und Quere durchreisen und durchschiffen, und, wenn es das „Glück will, allerley physikalische und zur Naturgeschichte ge„hörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Lust„schiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankom„men. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man ir„renden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf, und „erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre „dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert „werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, „so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch „ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon ha„ben." = = Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht

* Man sehe diese vermischte Schriften, Seite 280. u. folg.

begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. = = Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge. = = = Lassen Sie uns vielmehr ꝛc. = = =

* * * * * * *

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andre Materie, welche für den Leser wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiednen Monatsschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammen gesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich gnug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. = = Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Innhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen, und mich seiner Gunst zu empfehlen.

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754.

Von gelehrten Sachen.

(12. Jan.) Das neue Testament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jesu Christi, nach dem revidirten Grundtexte übersetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel. Stuttgardt bey Metzler 1753. in 8vo 2 Alph. 18 Bogen. Die Verdienste, welche man dem Herrn D. Bengel sowohl um den griechischen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes, als um die Vulgata unmöglich absprechen kan, müssen für diese seine neue Arbeit sogleich das beste Vorurtheil erwecken. So sehr man sonst, vielleicht aus einem übertriebnen Eyfer für die Ehre des sel. Luthers, wider alle neue Uebersetzungen der Schrift war; so sehr scheint jetzt dieser Eyfer abzunehmen, jetzt da es unter unsern Gottesgelehrten fast zu einer Modebeschäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdessen wollen wir keiner ihren Nutzen absprechen, vielweniger aber der Benglischen, welche die Genauigkeit und die beygefügten kurzen Anmerkungen schätzbar machen. Diese haben besonders die Absicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen, und die Uebersetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo sie vielleicht am meisten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfasser neun Regeln an, die er besonders bey dem Uebersetzen selbst beobachtet hat, und welche genugsam zeigen, mit was für Vorsicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen sey. Er scheuet sich übrigens nicht im Vorbeygehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das alte Testament vor die Hand nehmen, sehr dünne gesäet, und also desto höher zu schätzen wären. Dieses Geständniß wird bey jedem Rechtschafnen den Wunsch erwecken, einem so nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu sehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schicksal des Wertheimischen Uebersetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf schon abgeschreckt habe, und noch so lange abschrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird? Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

(17. Jan.) Ein *Vade mecum* für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Paſtor in Laublingen, in dieſem Taſchenformate ausgefertiget von G. E. Leſſing. Berlin 1754. auf 4 Bogen in 12mo. Wenn es wahr iſt, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geſchmacks ſind, und daß man nur aus ſeinen Oden, was Oden ſind, lernen kan; wenn es wahr iſt, daß man gegen die deutſchen Ueberſetzungen aller Klaßiſchen Schriftſteller überhaupt, nicht ſcharf genug ſeyn kan, weil ſie die vornehmſten Verführer ſind, daß ſich die Jugend die Originale nur obenhin zu verſtehen begnügen läßt; wenn es wahr iſt, daß die Fehler ſolcher Männer, die ohne eine tiefe critiſche Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derſelben heiſſen wollen, anſteckender als andrer ſind: ſo wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hn. Paſtor Lange wegen ſeines verdeutſchten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringſchäzigſten, ſondern wenigſtens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausſpruche des Horaz ernſthafte Folgen haben; hæ nugæ ſeria ducent. Herr Lange hätte nichts unglücklichers für ſich thun können, als daß er auf die Leßingſche Critik mit ſo vielem Lermen geantwortet hat. Wann er ſich dieſelbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, ſo würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben ſeyn, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus dieſen Gedanken aber, werden hoffentlich auch ſeine geſchworenſten Freunde durch dieſes Vade mecum gebracht werden, welches ſeinen Namen aus der abgeſchmackten Langenſchen Spötterey über das unſchuldige Format der Leßingſchen Schriften erhalten hat. Der Verfaſſer zeigt ihm darinne unwiderſprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Critik, weder Alterthümer noch Geſchichtskunde, weder Wiſſenſchaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenſchaften beſize, die zu einem Ueberſetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht bennahe zuviel wäre, daß der Herr Paſtor ſeine Beſchämung an mehr als einem Orte finden ſollte. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(22. Jan.) Halle. Des Hrn. D. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern werden glücklich fortgeſetzt, und mit dem 24. Stücke iſt nunmehr der vierte Band geſchloſſen worden. Wir ergreiffen dieſe Gelegenheit um den Leſern dieſes vorzügliche Werk, wel-

ches bey dem vornehmſten Hülfsmittel der Gelehrſamkeit, bey der Kenntniß der Bücher, ungemeine Dienſte leiſten kan, anzupreiſen. Eine Kleinigkeit würde vielleicht noch zu wünſchen ſeyn; dieſe nehmlich: daß der Herr Doctor nicht dann und wann die Recenſion der merkwürdigen Bücher ſolchen Leuten auftragen möge, die ſie ohne Zweifel das erſtemal in die Hände bekommen. Aus dieſem Umſtande iſt vielleicht in gedachtem 24ten Stücke der kleine Fehler herzuleiten, daß von des jüngern Helmontius Naturalphabete als von einem urſprünglich deutſchen Buche geredet wird. Man will ſo gar aus den Worten des Titelkupfers die Urſache angeben, warum es öfter unter der lateiniſchen Benennung Alphabetum naturæ, als unter der deutſchen angeführet werde. Die Vermuthung iſt überflüßig; das Werk ſelbſt iſt eigentlich lateiniſch geſchrieben, und nur mit der deutſchen Ueberſetzung an einem Orte und in einem Jahre an das Licht getreten. Wahrſcheinlicher Weiſe hat Helmontius ſo viel deutſch nie verſtanden, als erfordert wird, ein Buch darinne zu ſchreiben.

(19. Febr.) **Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften und der Religion von Carl Ludwig Muzelius, Diener am Worte Gottes bey der Evangeliſch reformirten Gemeine zu Prenzlau. Anderer Theil. Stettin und Leipzig bey Kunckel. 1753. in 8vo 10 Bogen.** Da wir vor geraumer Zeit des erſten Theiles dieſer Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, ſo müſſen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unſern Leſern auch den gegenwärtigen zweyten Theil anzupreiſen. Den meiſten Raum deſſelben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bey der Zulaſſung des Unglaubens und der Irrthümer ein, welche ungemein gründlich und erweckend geſchrieben iſt. Auf dieſe folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenſchlafe, und den Beſchluß macht eine kurze Unterſuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Neſter und Eyer, wovon ſie ſich doch des Futters halber, gar oft weit entfernen müſſen, ſogleich wieder finden, da doch ein Menſch ſolches nicht zu thun vermag.... Als wir den erſten Theil dieſer Abhandlungen gedachter Maaſſen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bey, von welcher es uns ein wenig befremdet, daß ſie der Herr Paſtor auf der falſchen Seite genommen hat. Auf ſeine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müſſen wir uns *erklären*, daß wir von dem Werthe des Satzes: ahme der Natur

nach ſehr wohl überzeugt ſind, in ſo ferne man ihn nemlich als den Grund braucht, alle Regeln der ſchönen Wiſſenſchaften in einem critiſchen Zuſammenhange auf denſelben zu bauen; nicht aber, in ſo ferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunſt, als einen Leitfaden empfehlen will. Alsdann nur, wiederhohlen wir nochmals, iſt er viel zu weit entfernt, als daß er ihm bey allen einzeln Fällen, aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Uebrigens haben wir die Erfindung deſſelben weder dem Herrn Paſtor, noch dem Herrn Batteux, dadurch abſprechen wollen, wenn wir behauptet, daß ſchon Ariſtoteles und Horaz ſeiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts ſagen wollen, als dieſes, daß es ſchon die Alten eingeſehen, wie die ſchönen Wiſſenſchaften alle darauf beruhten, ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtſchnur zu geben, die ſie ohne nähere Regeln ſehr oft würde verführet haben. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(23. Febr.) Der Rußiſche Avanturier, oder ſonderbare Begebenheiten des edeln Ruſſen Demetrius Magouskyn genannt. Aus dem Spaniſchen ins Deutſche überſetzt. Frankf. und Leipzig 1753. in 8vo 1 Alphab. 5 Bogen. Dieſer Roman muß ſich nothwendig von einem ehrlichen Deutſchen herſchreiben, dem der Ruhm ſeiner Nation am Herzen liegt. Da er ſahe, daß ſie auf ſeinen Witz unmöglich würde ſtolz thun können, ſo wollte er ihr wenigſtens den Verdruß, ſich ſeiner zu ſchämen, erſparen, und ſetzte alſo dieſe Hirngeburth auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünſchen, daß alle elende Schriftſteller ihm dieſen Kunſtgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben ſo viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als ſie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfaſſers von dieſen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, ſo ſind ſie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu ſehen iſt; ſie ſind ferner ein Journal das zum unvergeßlichen Andenken ausgeſtandener fatorum aufgeſetzt worden, unter welchen eine dreyfache Heyrath ſo etwas wunderbares iſt, daß man ihre Seltſamkeit kaum glauben wird. Hierbey will ihr Geſchichtſchreiber den Leſer nichts mehr als dieſes gebeten haben, daß er ſich entweder ſpöttiſcher Tadelſucht enthalte, oder lieber das Werk, als ſei-

nes Lesens unwürdig, liegen lasse. Wir sind billig, und lassen sein Bitte Statt finden, und sagen weiter nichts, als daß es mit den lieben Himmel anfängt, und mit Elend beschliessen sich endet Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(26. Febr.) Die Advocaten, ein Lustspiel. Hamburg 1753. in 8vo 4 Bogen. Nichts kann unbilliger seyn, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satyre, so zu reden, von der öffentlichen Strasse nehmen müssen, und sonst nichts lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir die Geistlichen auf dem Lande, die Aerzte, und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advocaten, sehr viel gleiches hat. Es ist eben so giftig, und eben so unregelmäßig: der Verfasser hat eben so wenig die wahren Schranken der Satyre gekannt, und das Comische eben so wenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuthen, in unserm Tadel diesesmal bestimmter zu gehen, und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbesserungen einem Stücke nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(28. Febr.) Neu aufgeschlossenes Cabinet Gottes, worinn absonderlich die wahre Absicht und Beschaffenheit dieser und jener grossen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte, und besonders erklärter Offenbahrung Johannis unpartheyisch vorgestellt, und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Wesen und gottlosem Leben dieser letzten Zeit entgegen gesetzt wird von einem gerecht und christlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. in 8vo. 2 Alph. 16 Bogen. Der Verfasser dieses Werks versichert, daß ihn keine lange Weile, kein Fürwitz, keine Seuche zu schreiben, keine blähende Phantasie, kein fanatisches Jucken, keine Gernmeisterey, keine Ruhmbegierde, keine Secktenlust, zum Autor gemacht habe, sondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit schreibe, um seinem Nächsten mit demjenigen zu dienen, was ihn GOtt in dem Laufe seiner Betrachtungen habe einsehen lassen. Er weiß es sehr zuverläßlich,

daß die Welt bey GOtt, gleichsam das letzte im Rauffen hat (ein Ausdruk den wir nicht verstehen) und daß allem schriftmäßigen Vermuthen nach, der grosse Sabbath und die ewigtausendjährige Ruhe nahe sey. Er erbarmet sich also aller in den Irrgärten der falschen Weisheit herumirrender, und schließt das göttliche Cabinet auf, woraus er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Absicht und Beschaffenheit mit dieser und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieser neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaste ist, der in das Innere der Gottesgelahrtheit eben so verrätherische Blicke thut, als der Kannegiesser des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunst. Sein Buch besteht aus 12 Kapiteln, welche von der Existenz GOttes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsstande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngsten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhizte Einbildungskraft sehr viel neues, aber auch sehr viel abgeschmaktes sagen kan. Das Titelkupfer stellt einen christmuthmaßlichen Prospect des neuen Himmels vor, welcher wenigstens sehr andächtig gezeichnet ist. So viel wir uns erinnern, ist dieses Buch schon im Jahre 1750 zum ersten male gedrukt worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(7. März.) **London.** Herr **Mylius**, welcher, wie bekannt, aus Deutschland übergesendet worden, eine physikalische Reise nach Amerika zu thun, ist zwar noch hier, man hat aber Ursache zu hoffen, daß sein Aufenthalt in dieser Stadt viel dazu beytragen wird, seine Reise desto besser nach dem Wunsche derer, welche Theil daran nehmen, ausschlagen zu lassen. Er ist dabey so wenig müßig, daß er sich bereits durch verschiedne Schriften unter den Englischen Gelehrten bekannt gemacht hat. Ausser der **Beschreibung einer neuen Grönländischen Thierpflanze in einem Sendschreiben an den Herrn von Haller**, von welcher auch sogleich eine englische Uebersetzung an das Licht gekommen, hat er A letter to Mr. Richard Glover on occasion of his new Tragedy Boadicia herausgegeben, und eine deutsche Uebersetzung von des Herrn William Hogarths Analysis of Beauty besorgt. Seine wirkliche Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabey, indem sowohl im

Sommer, als im Winter von hier faſt täglich Schiffe nach Weſtindien abgehen.

(9. März.) Leben des Moliere, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire überſetzt, nebſt einem Anhange von überſetzten und ſelbſt verfertigten Poeſien. Leipzig bey Fr. Lankiſchens Erben 1754. in 8vo auf 12 Bogen. Der Herr von Voltaire hat ſich niemals zu dieſer Lebensbeſchreibung verſtehen wollen, man findet ſie daher auch nur bey einer einzigen Ausgabe ſeiner Werke von Amſterdam, die er niemals für authentiſch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner ſeine Art zu denken und zu ſchreiben darinne finden, mit dem Zuſatze, daß es nicht die erſte Schrift ſey, die er ableugne. Wenigſtens wird man auf der 100 Seite dieſer Ueberſetzung einen hiſtoriſchen Umſtand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher faſt mit eben denſelben Worten in das Jahrhundert Ludwigs des XIV. gekommen iſt; und dieſes könnte alſo eine Vermuthung wider ihn mehr ſeyn. Unterdeſſen mag der Verfaſſer ſeyn wer er will, ſo iſt ſein Aufſatz einer Ueberſetzung doch ſehr wohl werth geweſen, beſonders jetzt, da Moliere durch die deutſche Ueberſetzung auch denen bekannt ſeyn kann, die ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können. Man findet verſchiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm ſeyn würden, wann ſie auch noch weniger wichtig wären, und wann die Critik der Molieriſchen Schauſpiele nicht von dem Herrn von Voltaire iſt, ſo muß ſie doch von einem Manne ſeyn, der nicht weniger Geſchmack und Einſicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hn. Ueberſetzer, welcher ſich hier nicht zum erſtenmale als einen geſchickten Poeten zeigt. Sie beſtehen aus Fabeln, Erzehlungen, Sinnſchriften, und einem ſcherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Geſängen, welches beſonders gefallen wird. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(14. März.) *Lettres du Comte de Cataneo à l'illustre Monſieur de Voltaire ſur l'edition de ſes Ouvrages à Dresde. à Berlin chez Chr. Fr. Voſs.* 1754. in 12. auf 240 Seiten. Der Herr Graf Cataneo in Venedig, hat ſich ſchon durch ſeinen wahren Geiſt der Geſetze, welchen auch die Engländer einer Ueberſetzung werth geſchätzt haben, ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch nur ſein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungeleſen zu laſſen, die er an einen von den berühmteſten Schriftſtellern unſrer Zeit gerichtet hat.

Sie enthalten verſchiedne Zweifel, die ihm bey Leſung der Voltairiſchen Schriften eingefallen ſind, und die er mit weniger Beſcheidenheit größten Theils ſtarke Einwürfe hätte nennen können. Der erſte Brief iſt ſtatt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie ſie die Fechter zu machen pflegen, ehe ſie einander wund zu ſtoſſen anfangen. Der zweyte Brief betrift die Hiſtorie, worinne der Herr Graf beſonders den Unglauben des Dichters in Anſehung der alten Geſchichte unterſucht, und ſonſt einige Widerſprüche aufdeckt, die bey einem Verfaſſer, der überall witzig ſeyn will, nichts ſeltnes ſeyn können. Der dritte Brief handelt von einigen falſchen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphyſik, ſo wie der vierte von ſeinen Irrthümern in der Naturlehre. Dieſe beyden Briefe müſſen auch ſchon deswegen ſehr angenehm zu leſen ſeyn, weil es einen ſehr artigen Anblick giebt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederhohlt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn eben ſo wenig als in den Beryberiſchen Briefen verſtehen. Der fünfte Brief iſt der Moral, der ſechſte der Religion, und der ſiebende der Poeſie beſtimmt. Es wundert uns dabey, daß gleich der ſechſte der kürzeſte geworden iſt, da er doch der längſte hätte werden können, wenn es anders wahr iſt, daß bey einem witzigen Kopfe die Religion immer das problematiſchſte iſt. Ueberall wo der Herr Graf Cataneo ſeinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueſte Dresdner Ausgabe von ſeinen Werken angeführt, ohne Zweifel weil dieſe der Herr von Voltaire für ächt erkannt, und ſich alſo auſſer Stand geſetzt hat, ſeine Gedanken für verändert und verſtümmelt anzugeben, welches er wohl ſonſt zu thun ſoll gewohnt geweſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(16. März.) *Annales de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siecle de Louis XIV. à Francf. aux depens de la Compagnie* 1754. in 8vo 1 Alph. 4 Bogen. Man weiß, daß vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein Abregé de l'hiſtoire univerſelle depuis Charlemagne juſqu'à Charlequint erſchien. Nach dem Vorgeben dieſes Gelehrten, ſoll es nichts als ein Theil einer unvollſtändigen Handſchrift von einem gröſſern Werke ſeyn, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es ſey bey

einem Treffen in Böhmen in die Hände der Husaren gefallen, und er vermuthet, daß eben diese Husaren den Druck müßten besorgt haben, weil alles auf das grausamste darinne verstümmelt und verfälscht worden. Damit aber eine solche Mißgeburt nicht auf seiner Rechnung bleibe, so habe er nunmehr selbst Hand angelegt, und es in Ansehung der deutschen Reichsgeschichte so umgearbeitet, daß es anstatt eines Innbegrifs derselben dienen könne, welcher weder troken noch bis zum Ekel umständlich sey. Nach dieser neuen Einrichtung ist es unter dem Titel Annales in Holland in zwey Duodezbänden gedruckt, und auch Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von diesem Nachdrucke ist das oben angeführte der erste Theil, welcher von Carl dem grossen bis auf Ludewig den fünften geht; der zweyte Theil enthält die Geschichte von diesem Ludewig bis auf den Tod Carls des sechsten. In der Einrichtung scheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präsidenten Henault zum Muster genommen zu haben; die Art des Vortrags aber ist völlig sein eigen; denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt. Das merkwürdigste bey diesem ganzen Werke sind wohl die Vers tecniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kayser und ihre wichtigsten Thaten nach einer chronologischen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit mit der sich bey uns Berkenmeyer und andre abgegeben haben. Diese Probe giebt Anlaß zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bleiben sollte, zuletzt Chronodisticha machen dürfe, und vielleicht aus keiner andern Absicht, als sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, so wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade, und in England den Brutus und den Tod des Cäsars gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(26. März.) Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beschäftigungen des Hr. Mylius in England und der weitern Fortsetzung seiner Reise gegeben haben, müssen wir jetzt eine andre folgen lassen, die seinen Freunden höchst unangenehm, und dem Publico selbst, welches sich noch manches von seinem Fleisse versprach, nicht gleichgültig seyn wird. Er ist nemlich am 6ten dieses Monats in London an einer Peripneumonie gestorben. Es ist nicht gnung

zu bedauren, daß die Kräfte ſeines Körpers nicht ſeinem Eifer und ſeiner Begierde etwas vorzügliches zu thun, gleich geweſen ſind. Sein feſter Entſchluß ſich den Wiſſenſchaften und beſonders der Erforſchung der Natur aufzuopfern, ſeine ſchon erlangte Geſchicklichkeit und die unabläßige Sorgfalt, ſie auf allen Seiten zu erweitern, machen ſeinen Verluſt der gelehrten Welt wichtig, die ihn ſchon längſt aus ſeinen Schriften als einen eben ſo ſchönen als gründlichen Geiſt gekannt hat. Es iſt bereits ſchon über ein Jahr, daß er ſeine phyſikaliſche Reiſe von hier aus antrat, und nur ſeine Luſt, ſich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu laſſen, iſt Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen iſt. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an ſeiner Reiſe machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verſchiedne Verſuche mit dem Thermometer und Barometer, ſowohl unter der Erde in den tiefſten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchſten Berge; ſondern ſtellte auch gleiche Verſuche bey ſeiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Waſſer mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens ſeine erſte Reiſe auf engliſche Kolonien in Amerika gehen ſollte, ſo ſahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit ſich die engliſche Sprache, die er ſchon zum Theil verſtand, noch mehr bekannt zu machen, und ſonſt verſchiedne Erkundigungen einzuziehen, die ſeine Unterſuchungen in den daſigen Gegenden erleichtern könnten. Dieſe und noch andere Urſachen, wozu beſonders ſeine Unbäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus ſeinen Gönnern, um ſie nicht abzuſchrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daſelbſt zu bleiben geglaubt hatte. Noch vielweniger aber werden weder er noch ſeine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort ſeyn ſolte, wo die Vorſicht ſeiner mühſamen irdiſchen Wißbegierde auf immer ſtille zu ſtehen befehlen ſollte, um ſie in einer beſſern Welt zu ſättigen.

(2. May.) Königsberg. Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. Paul Chriſtian Weiß eine Streitſchrift zu Katheder, in welcher er den Abraham als einen Logicum, nach Anleitung der Stelle Hebr. XI. 19., aufführte. Der Patriarch wird daſelbſt λογισαμενος genennt, und dieſem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Hrn. Magiſters, welche auf 2¼ Bogen gedruckt iſt, zu danken. Er unterſucht gleich Anfangs was λογος und λογιζομαι heiſſe, und

entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieses vernünftig schliessen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft sey, und erhärtet, daß sie eine herrliche Gabe Gottes ist, die uns zu vielerley nützlich und nöthig seyn könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre, und theilt sie in die natürliche und künstliche ein. Von der künstlichen gesteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben; desto stärker aber müsse er in der natürlichen gewesen seyn; denn diese habe ihn einsehen gelehrt, daß wenn ein Gott sey, dieser Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. Weiß also in dem Worte λογισαμενος nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieses darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bey ihm nicht eingetroffen sey. Eines wundert uns, daß Hr. M. Weiß seiner Dissertation, die sich mit Tantum abest anfängt, keine carmina gratulatoria, hat beyfügen lassen. Wir nehmen uns die Freyheit diesen Mangel mit folgenden zu ersetzen:

O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen!
Mit Tantum abest fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran!
Mit parum adest sollt es schliessen.

Ein anders.

Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht.

(21. May.) G. E. Leßings Schriften. Dritter und vierter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß. In 12mo 1 Alphb. 2 Bogen. Wir wollen den Inhalt dieser Theile mit den eignen Worten des Verfassers anführen. „Den dritten Theil, sagt er, habe ich mit einem „Mischmasche von Critik und Litteratur angefüllt," ꝛc. [s. oben. S. 2.] — — Es sind dieser Rettungen an der Zahl viere ꝛc. Die bloßen Titel sind für diejenigen lange genug, die sie nicht selbst lesen wollen. — — Der vierte Theil enthält zwey Lustspiele, wovon das eine der junge Gelehrte, und das andere die Juden, heißt. Das erste ist schon 1748 in Leipzig auf dem Neuberischen Schauplatze, nicht ohne Beyfall, aufgeführet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(30. May.) Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmacke festzusetzen, geschrieben von Wil-

helm Hogarth. Aus dem Engliſchen überſezt von C. Mylius. London bey And. Linde 1754. in 4to auf 20 Bogen nebſt zwey groſſen Kupfertafeln. Herr Hogarth iſt unſtreitig einer der größten Mahler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn beſonders berühmt gemacht, iſt dieſes, daß er in alle ſeine Gemählde eine Art von ſatyriſcher Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen, nöthiget. Natur, Leben und Reitz, hat man durchgängig darinne bewundert, und dieſe bey ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenſtände ſeiner Kunſt damit verbunden geweſen. Und dieſem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben ſo wenig, als auf der Seite des Künſtlers fehlte. Er hat ſeine Schrift in ſiebenzehn Hauptſtücke abgetheilt. In den erſten ſechſen handelt er von den ſchon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugeſteht, daß ſie, wenn ſie wohl vermiſcht werden, allen Arten von Zuſammenſetzungen, Annehmlichkeit und Schönheit geben. Dieſe Gründe ſind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Gröſſe, welche alle bey Hervorbringung der Schönheit zuſammen wirken, indem ſie einander gelegentlich verbeſſern und einſchrenken. In dem ſiebenden Hauptſtücke wendet er ſich zu den Linien, in welche alle Formen eingeſchloſſen ſeyn müſſen, und findet, daß die Wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reitzes ſey. Auf der Betrachtung dieſer beyden Linien beruht das ganze Hogarthſche Syſtem von der Schönheit. Er zeigt nehmlich, wie aus ihrer Zuſammenſetzung alle angenehme Formen entſtehen, und wie wunderbar ſie beſonders in dem Meiſterſtücke aller ſinnlichen Schönheit, in dem menſchlichen Körper, angebracht ſind. Auch in den übrigen Hauptſtücken, wo er von den Verhältniſſen, von dem Lichte und Schatten, und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher ſich beſonders in dem 16ten Hauptſtücke von der Stellung, am meiſten äuſſert. Man darf nicht glauben, daß bloß Mahler und Bildhauer oder Kenner dieſer beyden Künſte, das Hogarthſche Werk mit Nutzen leſen können. Auch Tanzmeiſter, Redner und Schauſpieler, werden

die vortreflichſten Anmerkungen darinnen finden, und noch mehrere durch kleine Anwendungen ſelbſt daraus ziehen können. Ja ſo gar Dichter und Tonkünſtler, werden, vermöge der Verbindung welche alle ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften untereinander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geiſtes und der Töne darinne entdecken, und ihren ſchwankenden Geſchmack auf feſte und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwey darbey befindlichen Kupfertafeln ſind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als ſie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Ueberſetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da ſie ſich von einem Manne herſchreibt, der ſelbſt mit dem Schönen in der Natur und Kunſt bekannt war, und den wir zu beyder Ausbreitung viel zu zeitig verlohren haben. Sein Aufenthalt in London verſchafte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth ſelbſt bey der Ueberſetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch ſo oft gethan zu haben verſichert, daß man ſeiner Ueberſetzung dadurch eine Art von Authenticität beylegen kan. Koſtet in der Voßiſchen Buchhandlung hier und in Potsdam 5 Rthlr.

(25. Junius.) Wir haben vor weniger Zeit der Hogarthſchen Zergliederung der Schönheit ꝛc. gedacht, und ſie als ein Werk, das voll neuer Gedanken ſey, angeprieſen. Wir haben geſagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geſchickt iſt, die verſchiedene Begriffe der Menſchen von dem, was gefällt, auf etwas gewiſſes zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn ſie keine praktiſche Anwendung leiden, ſondern der Nutzen deſſelben erſtreckt ſich ſo weit, als ſich das Schöne der Formen erſtreckt. Alle Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich damit beſchäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es faſt für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht ſie allein, ſondern auch alle, welche ſich mit dem Titel der Kenner begnügen laſſen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der ſchönen Natur ankommt, ſo unbeſtimmte und widerſprechende Ur-

theile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen seyn, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas gewisses wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutsche Uebersetzung dieses vortreflichen Werks, welche Herr Mylius in London besorgt hat, sehr theuer sey. Sie beträgt, ausser 2 Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart, und kostet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit desselben sehr verhindern muß. In dieser Betrachtung hat sich der Verleger dieser Zeitungen entschlossen, einen neuen verbesserten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern, und einen Thaler Vorschuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in sechs Wochen, ohne einigen Nachschuß, eingehändiget werden soll. Die Kupfer werden bereits mit möglichster Sorgfalt gestochen, und man schmeichelt sich, daß man auch sonst mit dem Aeussern zufrieden seyn werde. Nach Verlauf gedachter sechs Wochen, wird das Werk unter 2 Thalern nicht zu bekommen seyn. Einen verbesserten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verschiedne kleine Veränderungen im Style, diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen schien. Auch wird man, als eine kleine Vermehrung, die aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogartschen sathyrischen Gemählde beyfügen. Ein mehreres kan man aus der gedruckten Nachricht ersehen, welche in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgeld ausgegeben wird.

Nachricht von einem neuen Abdrucke der Hogartschen Zergliederung der Schönheit ꝛc. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobsprüche erhalten, und noch mehrere verdient hat, so ist es gewiß des Herrn Hogarths Analysis of Beauty (Zergliederung der Schönheit ꝛc.) Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben seiner schon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den meisten schon bekannt seyn sollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der Formen, als den Gegenstand seiner Kunst auch zum Gegenstande seines philosophischen Nachdenkens gemacht, und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas gewisses zu bringen, und

das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es also zu verdanken haben, wenn man bey dem Worte schön, das man täglich tausend Dingen beylegt, künftig eben so viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieses Werk des Hrn. Hogarths keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden; sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Tittel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der schönen Natur ankomt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen seyn, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas gewisses wird angeben können. Man weis, daß Hr. Mylius bey seinem Aufenthalte in England dieses Hogarthsche Werk, unter der Aufsicht des Verfassers, ins Deutsche übersetzt hat. Die Uebersetzung ist in London gedruckt, und beträgt, ausser den zwey grossen Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwohl aber kostet sie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis ist, der die allgemeine Brauchbarkeit derselben sehr verhindert. Was aber nutzt das vortreflichste Buch, wenn es nicht allen denen in die Hände kommen kann, die es mit Vortheil zu brauchen im Stande sind? Ich habe mich daher entschlossen, diese Mylius'sche Uebersetzung der Welt durch einen neuen verbesserten Abdruck zu überliefern, und mache in dieser Absicht bekannt, daß er in einer Zeit von sechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgestochen, und ich schmeichle mir im voraus, daß man sowohl mit diesen, als mit dem Aeusserlichen des Drucks zufrieden seyn soll. Als eine kleine Vermehrung wird man

och eine aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erklärung der Hogarthſchen attyriſchen Gemählde beyfügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werks bin ich geſonnen bis zu Ablauf dieſer ſechs Wochen, einen Thaler Vorſchuß anzunehmen, für welchen es zu geſetzter Zeit den Herrn Pränumeranten ohne einigen Nachſchuß eingehändiget werden ſoll. Nach Verlauf dieſes Termins, werde ich es unter zwey Thaler nicht verlaſſen können. Die Liebhaber werden ſich deßwegen an mich ſelbſt hier und in Potsdam, oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am nächſten iſt, zu wenden belieben. Für diejenigen, welche allzuweit entfernt ſind, wird man auch in Anſehung des Termins gehörige Nachſicht zu haben nicht unterlaſſen. Berlin, den 1ſten Julius 1754.

Ch. Fr. Voß.

(4. Julius.) Der mit ſeiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen. Wenn dieſer Titel nicht ſchon einen elenden Roman verriethe, ſo dürften wir nur ſagen, daß es ohngefehr eine Nachahmung der bekannten Felſenburg ſeyn ſolle. Sie iſt, welches wir zugeſtehen müſſen, unendlich elender als das Original; aber eben deswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir ſagen iſt leicht zu begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige iſt; und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewiſſen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es ſich ſchwerlich ſchlechter einbilden kann, eine Art von Beluſtigung bey ſich führt. Man fängt nehmlich alsdann an, ſich an der Armuth des Schriftſtellers, an den Martern, die er ſeiner Einbildungskraft hat anthun müſſen, an den geſtohlnen Blümchen, und an dem Wirwarre ſeines Ausdrucks zu ergötzen; man urtheilt, wie ſehr er ſelbſt ſeine Einfälle möge bewundert haben; man iſt im Geiſte bey ihm, und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringſte Spur eines geſunden Verſtandes zu finden; und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erſtaunen, welches in Sathre und Galle ausbrechen würde, wenn ſich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel ſchlüge. Aus dieſen Gründen alſo wagen wir es, auch Leſern von Geſchmack die Donna Charmante anzupreiſen; ſie koſtet ein weniges, und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas beſſern. In den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(16. Julius.) Gedanken nur einer Ueberſetzung des Hymn über die vier Jahreszeiten, aus dem Engliſchen des Thomſons. Frankfurt und Leipzig, bey J. Ch. Kleyb 1754. In 12mo auf 2 Bogen. Die Art durch empfindende Gedanken ein Schriftſteller zu werden, kömmt leichter zu ſeyn, als ſie in der That iſt. Da ſie ſich der Mühe der Einkleidung überhebt, ſo giebt ſie uns ein Recht, in dem Weſentlichen deſſen, was vorgetragen wird, einen deſto gröſſern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müſſen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein ſeyn, weil alte und gemeine Gedanken nur bey dem Anfange, und bey Verfolgung einer Materie erträglich ſind. Zu dieſe neue Gedanken müſſen auch neue Wendungen vorgetragen werden, und eine gewiſſe ſinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß ſie dem Leſer zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken geſagt haben, hätten wir auch in beſondern von den angeführten zwey Bogen ſagen können, wenn ſie unſer Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche uns mehr als einer Urſache von einem Deutſchen überdacht zu werden verdienet. „Die meiſten, heißt es auf der 24 Seite, ſind gewohnt, „ſich im Urtheilen nach andern zu richten, ihnen nachzurühmen und „nachzutadeln. Wäre dieſes nicht, ſo hätte man längſt unter den „Deutſchen kühn geſagt: Wolf ſey gröſſer als Newton. Newton „ſchrieb eine beſſere Optik und Aſtronomie, als ſein Lehrer Keyler. „Wolf aber überſah zuerſt in einem Syſtem alle phyſiſche und mora„liſche Wiſſenſchaften. Er ſchrieb zuerſt eine Kosmologie, eine Aero„metrie, ein zuſammenhangendes Recht der Natur und eine Moral. „Hätte Newton in der Metaphyſik, wie der Herr von Voltaire ſich „ausdrückt, den Ball gut genug ſchlagen können; ſo würde er über „die Offenbarung Johannis nicht närriſch geworden ſeyn. Newton „hatte aber in den Wiſſenſchaften nur einen Geſchmack. Die Deutſchen, „die nur allein zu philoſophiren gewußt, haben ſich zu verwundern „Urſache, daß die Engländer ſich berechtigt zu ſeyn geglaubt, einer neuen „Optik und Aſtronomie des Newtons den vielbedeutenden Namen der „Philoſophie deſſelben zu geben.“ — — Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(27. Julius.) Freundſchaftliche Briefe von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Chr. Kleyb 1754. In 8vo

11 Bogen. Man kennet den Herrn Patzke ſchon längſt als einen ſehr guten Dichter, und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht ſchwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Ueberſetzer des Terenz, und kann ſich leicht einbilden, daß er dieſem Muſter die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß er kein ſchöner Verfaſſer freundſchaftlicher Briefe ſeyn könnte? Da man ihn alſo auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, ſo iſt man ihm um ſo viel mehr Dank ſchuldig, daß er ſeine Exempel zu einer Anweiſung für diejenigen gemacht hat, welche vertraute Briefe ſchreiben wollen. Er geſteht zwar, daß ſie nicht durchgängig von ihm ſind; allein, da ſie ſich wenigſtens von ſeinen Freunden herſchreiben, ſo kann man wegen ihrer Güte hinlänglich geſichert ſeyn. Der Tittel zeigt es ſchon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es iſt die Sprache der Freundſchaft wie man ſie unter ſchönen Geiſtern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen ſeyn, denen ſie dunkel oder ſchwermeriſch vorkommen ſollte. Schönheiten, die für das Herz beſtimmt ſind, ſind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freylich unbegreiflich; ſie hören aber deswegen nicht auf Schönheiten zu ſeyn. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(30. Julius.) Mocquerien, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Neue Auflage. Cölln 1754. In 8vo. 16 Bogen. Unter dieſem Tittel ſetzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es ſollen Schilderungen verſchiedner lächerlichen oder laſterhaften Gemüthsarten ſeyn, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt ſind, wodurch wir in der Ungewißheit gelaſſen werden, ob die Proſe oder die Poeſie elender iſt. Die Gegenſtände der Schilderungen ſind trivial; die Seiten, von welchen ſie uns gezeigt werden, ſind die häßlichſten und nichtswürdigſten, die Züge ſind grob, die Farben ſind aufgeleckt; kurz alles verräth die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Portraits hätte mahlen ſollen. Gleichwohl ſoll dieſe Hirngeburth aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn? — — Beynahe aber ſollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angeſpielt wird, faſt alle engliſch ſind, und da ſonſt verſchiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut brittiſch, mehr nachdrücklich, als ehrbar ſind, ſo kann man, glauben wir, das Original eher für eine engliſche Mißgeburth halten. Sie beſteht aus zwey Theilen; der

erste will weibliche und der andere männliche Charaktere mahlen. Hier ist das Verzeichniß der weiblichen, welches man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichniß der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1. das scheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verschmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brandtewein. 6. Das eifersüchtige Frauenzimmer. 7. Das spielsüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rath. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgebohrne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure. 13. Das allzu lustige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodische Frauenzimmer, und endlich 15. die gastfreye Dame. Eine schöne Mandel! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(3. Aug.) *Reponse au supplement du siecle de Louis XIV. à Colmar* 1754. In 8vo auf 11 Bogen. Der Streit, welchen der Herr von Voltaire mit dem Herrn la Beaumelle über einige Unrichtigkeiten in dem Jahrhunderte Ludewigs des 14ten bekommen, ist genugsam unter den Gelehrten, noch mehr aber unter den Petitmaiters der gelehrten Republik bekannt. La Beaumelle ließ unter eine frankfurtische Ausgabe des Jahrhunderts verschiedne Anmerkungen setzen; auf diese Anmerkungen antwortete Voltaire durch ein Ergänzungsstück zu seinem Werke, und gegen dieses Ergänzungsstück erwiedert der erstre nunmehr durch angeführte Bogen. Es ist nicht wohl möglich etwas daraus anzuführen, es müßte denn ein Einfall oder eine Ungereimtheit, oder beydes zugleich seyn; denn darinne besteht die grosse Kunst des Verfassers, daß er selten eines ohne das andere sagt. Vor allen Dingen versichert er, daß er nur den allerkleinsten Theil von den obgedachten Anmerkungen verfertiget habe; und wenn dieses ist, so hat er gut fechten; was er nicht vertheidigen kann, darf er nur auf den Fortsetzer seiner Arbeit schieben. Es ist nur Schade, daß auch bey dieser Zänkerey der deutsche Name wieder ins Gedrenge kömmt. Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zweymal einfliessen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesundem und gesetzten Verstande *fehle?* Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(13. Aug.) Der neue Abdruck der Hogartschen Zergliederung der Schönheit, ist nunmehr, versprochner Maassen, fertig geworden. Wir finden nicht nöthig zum Lobe des Werks selbst nochmals etwas beyzubringen; wir wollen nur bemerken, was man bey dieser neuen Ausgabe geleistet hat. Was die Kupfer Anfangs anbelangt, so wird man finden, daß sie so sorgfältig und glücklich nachgestochen worden, als man es nur immer von einer Copie verlangen kann. Der Text selbst ist nicht nur hin und wieder, in Ansehung der Schreibart, verbessert worden, sondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den übersetzten Briefen des Herrn Rouquets bestehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmsten Kupferstiche des Herrn Hogarths ertheilt. Die Liebhaber welche darauf pränumerirt haben, werden es selbst am besten beurtheilen können, ob man ihre Hofnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurücksendung der Scheine, in den Voßischen Buchläden abfordern lassen, allwo es diejenigen, die sich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können.

(15. Aug.) Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sichrer Kunstgrif, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst 1754. In 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen. Dieser Titel ist hoffentlich lang und närrisch genug, um einen hinlänglichen Begrif von dem Buche selbst zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des französischen Dictionaire Neologique nennen will, so vergesse man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, so wie man sie von einem geschwornen Gottschedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hofnung, diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, etwann folgender Maassen, angepriesen zu finden: „Endlich einmal ist ein Patriot unter uns „aufgestanden, welcher den deutschen Sprachverderbern den Text gelesen, und zu Rettung meiner Ehre bewiesen hat, daß alle diejenigen „Ochsen seyn müssen, welche an Hallern, Bodmern und Klopstocken,

„einen Geschmack finden. Man kann ihm für seinen rühmlichen Eifer, „meine Sprachkunst den Dichtern als das einzige anzupreisen, wider „welches sie nicht sündigen dürfen, nicht genug danken. Ein gram„matikalischer Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfeh„ler hinauslaufen sollte, ist ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle „Schönheit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längst gesagt „habe, daß sie einzig und allein auf die richtigen, fliessenden und ge„wöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich sie in meinen Werken habe, „die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muster seyn können. Mit „dem Geiste der Satyre ist unser Verfasser vortrefflich ausgerüstet; er „schreibt in Tag hinein, er schimpft, er macht Zoten, welches ich „alles denjenigen, Kraft meiner Dictatur, erlaube, die sich meiner ge„rechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott sey Dank, noch „Hofnung, daß unser Herrmann über den Meßias, meine Gedichte „über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Lichtwehrs „Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Rosts Schäfergedichte, „und alle Geburthen meiner getreuen Schüler, über alle Werke der„jenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wün„sche dieses herzlich zur Ehre des gesammten Vaterlandes, und will „in guter Hofnung auch diese Monatschrift mit einigen Artickeln aus „angezognem Buche bereichern.“ — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet, und in den Voßschen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

(20. Aug.) Grundriß einer Beschreibung des Kayserthums Marocco, nebst einem Versuch einer Vergleichung der Marocaner und der Deutschen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Feß und Mequineß. Frankf. und Leipzig 1754. In 8vo. Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: eines Deutschen vertraute Briefe aus dem Kayserthum Marocco. Die Correspondenz ging bis auf das 20 Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefsteller das Schreiben, oder das Publicum das Lesen satt geworden seyn, kurz die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber schob die Schuld noch listig genug auf die Post, welche ihre Zeit nicht mehr so ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch listiger, und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt

sich lesen; ausser dem aber wissen wir nichts zu dessen Anpreisung zu sagen. Viel sittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geschichte und Geographie gehört, von einem Augenzeugen seyn sollte, so ist es doch darum nichts besser, als man es schon in andern Reisebeschreibungen findet. In dem Vorberichte versichert man uns, daß der Verfasser der Briefe gewisser massen eine Person sey, wie Herr Mylius gewesen ist, welcher auf Kosten eines Vornehmen nach Marocco gereiset sey, so wie dieser nach Amerika reisen sollen. Man weiß daß dieser gestorben ist, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls gestorben wäre, ehe er Marocco gesehen hätte, so wäre der Schade, ohne Zweifel, bey weiten nicht so groß gewesen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(14. Sept.) *Nouvelle & parfaite Methode pour aprendre le François & l'Allemand sans le secours d'un Maitre.* Das ist neue und vollkommne Sprachkunst die französische und deutsche Sprache ohne Hülfe eines Sprachmeisters zu erlernen, durch *Pierre Surleau, à Francf. sur le Meyn chez Jean Fred. Fleischer* 1754. In 8vo. 2 Alph. 3 Bogen. Dieser Titel verspricht so viel gutes, daß wir uns kaum unterstehen, von der Ausführung etwas schlechtes zu sagen. Eine vollkommene Anweisung zwey Sprachen auf einmal zu lernen, ist mehr als man verlangen und wünschen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutsche ansehen, um nicht die beste Meinung davon zu bekommen. Der Verfasser ist in unsrer Litteratur so erfahren, daß er den Franzosen, wenn sie schon etwas Deutsch können, die asiatische Banise und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutsche Schriften zu lesen anräth. (Aprés quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius, ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beyden Extremis keine bessere Muster nennen können. Das eine ist so schwülstig geschrieben, als kriechend das andre. Doch müssen wir auch nicht verschweigen, daß unter den am Ende des Buchs beygefügten Uebungen, auch verschiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebst der Uebersetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden sagen, daß der Herr Sprachmeister, seinem Namen gemäß, den Herrn Gellert

vortreflich gewäſſert habe; wenn wir nicht beſorgen müßten, er möchte böſe werden, und dieſes einen deutſchen Einfall nennen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(17. Sept.) Leipzig. Allda ſind vor kurzen drey Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: Poſſen im Taſchenformate, gedruckt worden. Ihr Verfaſſer, oder wenigſtens ein guter Freund von ihm, hat die Vorſicht gehabt, uns folgende Recenſion davon zuzuſchicken. „Wir ſind für das feine und für das muntere in „der Satyre viel zu ſtark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen „Bogen nicht ihr gebührendes Recht ſollten wiederfahren laſſen. Der „Herr Verfaſſer hat ſeine Poſſen in lauter kleine Kapitel getheilet, in „deren jedem er ein gewiſſes Etwas abhandelt. Als z. E. etwas mo„raliſches, etwas poetiſches, etwas hiſtoriſches, etwas kritiſches u. ſ. w. „Die Herren Kunſtrichter bekommen hier eben ſo wohl ihren Theil, „als die ſtrengen Philoſophen, die jede ſonnenklare Wahrheit auf das „abſtrakteſte demonſtriren wollen. Der Verfaſſer hat dem Frauenzim„mer eben ſo lachend die Wahrheit geſagt, als den finſtern Alter„thumsforſchern. Ein Luſtſpiel von 5 Handlungen iſt hier auf 5 „Duodezſeiten zu ſehen. Es hat alle erforderliche Eigenſchaften eines „Luſtſpiels, und der Leſer wird über dieſes eben ſo gut lachen müſſen, „als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegen„wärtigen dauert 6 Stunden. Die Beſchreibung von Utopien iſt ſehr „lehrreich, und die verſchiednen Arten der Waffen ſind voller Witz; „kurz dieſe drey Bogen enthalten ſo viel, als manche Satyre von drey „Alphabeten.“ — — Daß wir dieſe Lobſprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142 Blatte der Halliſchen Zeitung erkennen, wo man eben daſſelbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nehmlich daſelbſt: „es iſt bekannt, „bey was für Gelegenheit dieſe Art kleiner Schriften jüngſt Mode zu „werden angefangen hat.“ Man verſteht Sie, mein Herr Panegyriſt! Und damit Sie auch alle und jede verſtehen mögen, ſo wollen wir es nur gerade herausſagen, daß dieſe Poſſen, welche

— — — — — — ipſe
Non ſani eſſe hominis, non ſanus juret Oreſtes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Leßingſchen Schriften, allem Anſehen nach, ſeyn ſollen. Sie koſten drey Groſchen; aber auch drey Groſchen giebt man nicht für Poſſen hin.

Was war alſo zu thun, damit ſie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieſer Blätter den beſten Einfall gehabt, den man in dieſer Abſicht nur haben kann. Er hat ſie nehmlich nachdrucken laſſen, und iſt entſchloſſen ſie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das iſt, ſie umſonſt auszugeben. Sie ſtehen in den Voßiſchen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienſte.

(8. Oct.) Geſchichte Herrn Carl Grandiſons. In Briefen entworfen von dem Verfaſſer der Pamela und der Clariſſa. Aus dem Engliſchen überſetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemanniſchen Handlung 1754. In 8vo. 1 Alphb. 16 Bogen. Man muß die erſten Theile dieſer Geſchichte nicht geleſen haben, wenn man auf die Fortſetzung derſelben nicht äuſſerſt begierig iſt. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Strich ſeyn, den man der Deutſchen Neugierde ſpielt, daß ſie jetzt nur einen Theil davon erhält, anſtatt auf zwey gehoft zu haben. Das Meiſterſtück des Richardſon ſollte billig allen andern Büchern dieſer Art die Leſer entziehen; und wir hoffen auch daß es geſchehen werde, wenn anders die in allen ihren Reitzungen geſchilderte Tugend noch fähig iſt, die Menſchen für ſich einzunehmen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(10. Oct.) Seneca, ein Trauerſpiel. Frankfurt am Mayn bey Franz Varrentrapp. In 8vo. 7 Bogen. Ein ſterbender Philoſoph iſt kein gemeines Schauſpiel; und das Unternehmen eines deutſchen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Geſetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenſte ausfiele, ſo wird jener doch immer noch rühren; und dieſes doch noch immer lobenswürdig ſeyn. — — Ein ſchmeichelhafter Hauptur theil könnten wir von dem angeführten Originalſtücke leicht fällen, aber ein gerechters ſchwerlich. Der Verfaſſer iſt ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleiſſe deſto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch ſelbſt kein Geheimniß, ſondern wundert ſich vielmehr wie Racine zwey Jahr an ſeiner Phädra habe arbeiten können, und wie es möglich ſey daß ein Gedicht, welches ſo viel Schweis und Zeit gekoſtet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber nicht, und würden uns vielmehr wundern, wenn das ſeine ohne dieſe mühſame Ausarbeitung gefallen ſollte. Man merkt es ſeinem Plane allzuwohl an, daß er in der Eil gemacht iſt, die ihm nicht einmal vergönnt hat,

gewisse mechanische Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel, niemals eine Ursache angeben, warum bey ihm die Aufzüge sich schliessen; er läßt die Person aufhören zu reden; sie gehen weg, und wissen selbst nicht weswegen. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge ist so gar nicht einmal ein Unterscheid, es müßte denn das Stückchen seyn, welches der Buchdrucker dazwischen gesetzt hat. Seneca spricht nehmlich zum Schlusse des vierten Aufzuges:

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einsam denke;
Pauline, gönne mir, im traurigsten Geschick
Von der mich fliehnden Ruh den letzten Augenblick.

Und mit diesen einsamen Gedanken des Seneca fängt sogleich der fünfte Aufzug an; so daß, wenn Seneca ja erst weggeht, er nur pro Forma weggehen muß, um sich seine lange Monologe noch vorher hinter der Scene zu überhören. Zum Beweise aber daß es diesem Trauerspiele wirklich nicht an schönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihres gleichen hat:

— — — — Es ist ein Gott der Welt,
Ein Wesen, welches selbst dem Himmel Ziele stellt!
Ein ewigs Wesen, das vor unserm Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat;
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde;
Das was gewesen ist, und seyn wird und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht. ꝛc.

Es befinden sich auch bey diesem Trauerspiele noch einige prosaische Gedanken über das Trauerspiel überhaupt, die aber weiter nichts besonders haben, als daß sie das Sinnreiche in der Tragödie, besonders in dem Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug vertheidigen. Druck und Papier sind sehr prächtig; welches den Preis zum Theil rechtfertigen wird. Es kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(12. Oct.) Kurze Sammlung unterschiedlicher dem Menschen dienlicher Wissenschaften und Kunststücke, so wohl für

curieuse Liebhaber, als Künstler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holz-Lacquiren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebst Verfertigung der Dinte dazu, Wartung und Verbesserung der Weine, gold und silbernen Buchstaben, Marmorsteinen, Holz zu verwahren, sympathetischen Pulvern, Spitzen und Flor Zubereitung, gold und silbernen Sachen einen Glanz zu geben, und zu verneuern, nebst noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht ertheilet wird, wobey ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich. Frankfurt und Leipzig bey Felßeckers Erben 1754. In 8vo. Kaum wird man es sich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen diese Sammlung besteht, so viele und mancherley Künste, deren immer sieben und sieben, sollten wir meinen, ihren Mann ernehren könnten, verrathen und mitgetheilt seyn sollten. Allein wir können versichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles sagt, und daß ein neugieriger Leser nicht weniger als 161 der auserlesensten Geheimnisse darinne finden wird, die sich alle eines dem andern den Vorzug streitig machen. Das Geheimniß, zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Wasser halten; das Geheimniß Mäusekächlein zu backen; das Geheimniß Fliegen zu vertreiben; das Geheimniß Flöhe und noch eine andere Art Thierchen zu tödten; das Geheimniß eine sehr ausserordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angesichts dienlich ist; das Geheimniß sympathetische Pulver zu bereiten; die vortreflichen Geheimnisse für die Trödelweiber, wie sie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfrischen sollen; diese Geheimnisse, sagen wir, und noch viel mehrere, müßten entweder sehr schlecht entdeckt seyn, oder es wird nie einen Menschen reuen, die Recepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben. Mehr kosten sie in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam nicht.

(17. Oct.) Gotthold Ephraim Leßings Theatralische Bibliothek. Erstes Stück. Berlin bey Chr. Fried. Voß. In 8vo. 19 Bogen. Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek ist eine Fortsetzung jener Beyträge, nach einem in etwas veränderten und eingeschränkten Plane. Sie soll nehmlich kein Werk ohn Ende und kein blosser thea-

tralischer Mischmasch werden, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In diesem ersten Stücke kommen lauter Aufsätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufschriften haben. 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. Diese bestehen aus eines französischen Schriftstellers Betrachtungen wider diese neue Art des Komischen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derselben, und aus des Verfassers eignen Gedanken. ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Oct.) *Reveries Poetiques sur des sujets differens, par l'Auteur des Epitres diverses. à Amsterdam chez Fr. Changuion* 1754. In 8vo. 19 Bogen. Dieses neue Werk ist als der dritte Theil der vermischten Briefe über verschiedene Gegenstände des Herrn von Barr, anzusehen. Man weis, mit was für besonderm Glück sich dieser Deutsche auf den französischen Parnaß gewagt hat; man weis was für eine Stelle die Franzosen selbst, aus Billigkeit vielmehr, als aus einer eiteln und ruhmsüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf demselben eingeräumt haben. Wenn es unserm Vaterlande angenehm seyn muß, die höhnische Beschuldigung seiner nur allein witzigseynwollenden Nachbarn ohn Umschweif durch ihn widerlegen zu können; so kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm seyn, dieser unnöthigen Widerlegung wegen, eine so besondere Zierde unter den Dichtern in seiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetische Grillen — — (aber wie viel besser, wird man sagen, klingt reveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinsten Geschmacke, und der schönsten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt ist, zwey kleine Proben anzuführen, so soll die erste eine Sinnschrift seyn, welche der Verfasser auf das Edict Sr. Königl. Majestät in Preussen, die Ehescheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnschrift auf die Erfindung des Pulvers.

Sur un Edit du Roi de Prusse.

Quand l'Hymen étonné reçut l'edit royal
Où la Discorde rompt le lien conjugal,
L'Hymen dit aux Chefs de ses Pretres:
Alexandre, en Soldat, coupa le Noeud Gordien,

Et Frederic, en Sage, a délié le mien.
Quel eſt le plus grand de ces Maîtres?

Sur l'invention de la Poudre à Canon.

Satan étant honteux, dit-on,
De lacher ſa poudre à canon,
Pour mieux peupler ſon Patrimoine;
Il chargea de ce ſoin maudit
Un vil Chymiſte, un noir Eſprit,
Un Sot, un Allemand, un Moine.

Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(24. Oct.) Das Publicum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufſchrift, Poſſen, in den Voſſiſchen Buchläden abzuholen; aber doch nicht ſo häufig, als man wohl wünſchen mögen: denn ſo wohlfeil der Verleger auch dieſe ſeine Auflage gemacht hatte, ſo wäre ſie ihm doch wenigſtens zur Helfte auf dem Halſe geblieben, wenn er ſich nicht kurz und gut entſchloſſen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu ſchicken, um ſie den Leſern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranſtaltet, und was das ſonderbarſte dabey iſt, ſo verſpricht man ſich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man ſie loszuwerden hoffe, ohne ſie gratis auszugeben. Dieſe Hofnung kann ſich unmöglich auf etwas anders, als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müſſen, damit die Liebhaber ſelbſt urtheilen können, ob ſie wichtig genug ſind, um dasjenige noch einmal für 3 Groſchen zu kaufen, was ſie bereits umſonſt bekommen haben. Die erſte Vermehrung alſo iſt ein ſauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es ſtellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerde bewafnet iſt, und neben ſich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär ſtehen hat. Wen dieſes Bildchen vorſtelle, wollen wir gleich ſagen. Der Verfaſſer der Poſſen, oder kürzer der Poſſenreiſſer, wollte ſich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beyfall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er ſieht, daß dieſer Beyfall ſo auſſerordentlich geweſen iſt, ſo iſt ſein Ehrgeitz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten, und ſchikt deswegen ſein Bildniß voraus, ehe er uns durch ſeinen Namen

überraschen will. Erst war er ein Anonymus; jetzt ist er ein Pseudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Tœlpel schneiden lassen, von welchem er aber leicht hätte voraus sehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweyte Vermehrung bestehet in einer Erklärung hinter der Titelseite, und welche dieses Inhalts ist, daß der Verfasser mit seinen Possen nicht nur einen Narren, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert seyn können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugesetzt, welches sich auch nicht wohl würde haben thun lassen, weil diese sogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Titelbogen entstanden ist. Sollte man nun also durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, so könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieser dritten, für eben den Preis, als die zweyte, machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen, vorher darauf zu subscribiren, damit man ganz gewiß seyn könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwey Exemplaren belästigen will, soll das zuvorbeschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrössertem Maaßstabe gleichfals in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!

(26. Oct.) Physikalische Belustigungen. Drey und zwanzigstes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß. Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieses Journal nicht ins Stecken gerathen ist, sondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langsam, auf eine Art fortgesetzt wird, welche die Leser zufrieden stellen kann. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1. Gedächtnißschrift auf den Herrn Christlob Mylius von seinem Freunde dem Herrn Prof. Kästner. Da Herr Mylius der Urheber der Physikalischen Belustigungen ist, so verdienet sein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es ist keine gemeine Ehre, daß es durch einen Kästner geschehen ist. Ea demum vera laus est, quæ ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vivunt. ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(31. Oct.) Das Chantillysche Mägdchen oder die Geschichte eines Pariſiſchen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Breßlau und Leipzig verlegts Daniel Piethſch 1755. In 8vo. 1 Alphb. Man behauptet in der Vorrede, daß dieſe Geſchichte aus einem franzöſiſchen Manuſcripte, welches in ſeiner Sprache noch nicht gedruckt worden, überſetzt ſey. Vielleicht aber iſt dieſes Manuſcript eine Erdichtung, und man hat ein deutſches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine, oder das andre wahr ſeyn, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß weder der deutſche noch der franzöſiſche Witz ſich auf dieſe Geburth viel einbilden darf. Die Heldin iſt die Tochter eines Gaſtwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es iſt nicht ſo wohl ihr Leben, welches man uns beſchreibt, als das Leben eines ihres Anbethers, welcher ſie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und ſich mit Mühe und Noth von ihren Feſſeln loswickeln kann. Der Briefſteller iſt dieſer Liebhaber ſelbſt, und er läßt uns ſeine Göttin eben ſo wenig kennen lernen, als er ſie ſelbſt gekannt hat. Das wichtigſte von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leſer muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerley zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieſes Alphabet durchleſen will. Unterdeſſen wollen wir ihm ein Mittel, es ſo weit zu bringen, nicht verbergen. Der weiſe Setzer hat die Namen der Perſonen durch das ganze Buch mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieſer Buchſtaben alſo, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfaſſer, bis zum Gähnen reichlich, eingeſtreuet hat, überhüpfen, und ſich beſtändig an den Faden der Geſchichte halten, welcher kurz genung iſt. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Perſon dazu kömmt, von dieſer ein Paar Worte mit auffangen, und immer fortleſen, ſo lange man noch ungefehr weis, was geſchieht. Man wird auf dieſe Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch ſeyn, die man ſonſt in ſechs Stunden, und wenn man den Eckel, den ſie erwecken könnew, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgeleſen haben. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Nov.) Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten Engliſchen Ausgabe überſetzt. Erſter Theil. Hamburg

bey Chr. Wilh. Brandt 1755. Es wäre zu viel Nachſicht, wenn man das Vorurtheil, welches die engliſchen Romane für ſich haben, auch dieſen Begebenheiten wollte zu gute kommen laſſen. Ihr Verfaſſer iſt weder ein Richardſon noch ein Fielding; er iſt ein Schriftſteller, wie man ſie bey den Deutſchen und Franzoſen in der Menge antrift. Er geſteht, daß er ſich beſonders den Herrn le Sage zum Muſter gewehlt habe, deſſen Gil Blas wohl ein Meiſterſtück des komiſchen Romans bleiben wird. Aber wie weit iſt er unter ihm geblieben! Es müßte ſehr wunderbar zugehen, wenn deutſche Leſer von Geſchmack an den Schulſtreichen, an den Bordellhiſtörchen, an den Balgereyen und an den Schifsabentheuern, eben ſo viel Wohlgefallen finden ſollten, als der engliſche Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drey Ausgaben davon unter ſich getheilet hat. Am Ende dieſes Theils findet man den Held in ſehr mißlichen Umſtänden, ſo daß er den verzweifelten Entſchluß faßt, zu ſterben. Man darf ſich aber nicht bange ſeyn laſſen, weil er noch den zweyten Theil geſchrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutſch zu leſen bekommen wird. Die Ueberſetzung ſcheinet ein wenig in Eil gemacht zu ſeyn. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(9. Nov.) *Ragout à la Mode* oder des Neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe von mir ſelbſt 1755. In 8vo. 1½ Bogen. Wenn das Neologiſche Wörterbuch, oder, es bey dem abgeſchmackten Titel zu nennen, wenn die Aeſthetik in einer Nuß nur den geringſten Schaden angerichtet oder auch nur Leſer gefunden hätte, ſo würden wir nicht ermangeln, dieſes Ragout als ein vortrefliches Gegengift anzupreiſen. Da ſie aber in einem Augenblicke erſchien und vergeſſen ward, ſo befürchten wir faſt, daß ein gleiches Schickſal auch ihre Zugabe, unſchuldiger Weiſe, treffen werde. Unterdeſſen iſt es doch recht gut daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte, und ihnen keine Gegenrede ſchuldig bleibe, damit ſie es auch ſelbſt erfahren, daß ſie Narren ſind. Das Ragout beſtehet aus einer Unterredung zwiſchen einem Schüler und ſeinem Lehrmeiſter. Man hat dieſe katechetiſche Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfaſſer des Wörterbuchs ein ſeichter Kopf und förmlicher Pasquillant ſey, ſondern auch daß der Herr Prof. Gottſched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopſtock unter die Neologiſchen Schriftſteller gehöre; es müßte ihm

denn etwa dieſes zur Entſchuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde etwas kühnes und unerwartetes zu ſagen, neologiſire. Die Beweiſe hiervon kann man in der Zugabe ſelbſt nachſehen. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, ſondern dem Leſer nur noch eine Sinnſchrift mittheilen, die der Träumer eines gewiſſen Traumes als das von uns verlangte Recepiſſe anſehen kann. Man wird ſich der vortreflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzſichtiger! dein Gram hat dein Geſicht vergället,
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen Raupenſtand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Weil dieſe Zeilen den poetiſchen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anſtoß geweſen ſind, ſo machen wir uns ein Vergnügen daraus ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie iſt an den Verfaſſer des Wörterbuchs gerichtet, und lautet alſo:

Kurzſichtiger! der Neid hat dein Geſicht vergället,
Du ſieheſt Hallern ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wiſſen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottſchedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das Flegel zu hart finden ſollten, ſo mögen ſie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas ſagen muß, was man auſſer dem Reime nicht geſagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen dieſe Entſchuldigung zu machen, weil ſie weit gröſſere Grobheiten wider andre Leute, als ſie ſind, ausgeſtoſſen haben. — — Das Ragout koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(19. Nov.) *Cours complet de la Langue françoiſe diſtribué par Exercices; à l'uſage des perſonnes pour qui cette Langue eſt étrangere par Mr. Mauvillon. Tome premier & ſecond. à Dresde* 1754 *chez J. C. Walther.* In 8vo. Beyde Theile 3 Alph. Da Hr. Mauvillon ſchon ſeit vielen Jahren der berühmteſte franzöſiſche Sprachmeiſter in Leipzig iſt, ſo kann es ohne Zweifel nicht anders ſeyn, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falſche ſo mancher Sprachlehren ſollte eingeſehen haben. Er hat ſich auch bereits durch ſeine Remarques ſur les Germaniſmes

ſo viel Anſehen erworben, daß man ſich mit Grund die Verbeſſerung deſſelben von ihm verſprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieſes Vorurtheil genugſam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge der vortreflichſten Anmerkungen darinnen antrift, durch die man das Eigenthümliche der franzöſiſchen Sprache erkennen, und ſich geläufig machen kann. Der erſte Theil iſt theoretiſch und der andre practiſch. Dieſer letztere ins beſondre iſt von einer ſehr vortreflichen Einrichtung. Anſtatt der elenden und kindiſchen Geſpräche, anſtatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man ſonſt hinter den Grammairen findet, theilt er erſtlich ein klein Verzeichniß derjenigen Wörter mit, welche den Künſten und dem gemeinen Leben eigenthümlich zugehören und zeiget hierauf an eingeſtreuten Stücken guter Schriftſteller, wie man ſie überhaupt mit Nutzen leſen müſſe. Als eine ſehr nützliche Uebung ſchlägt er auch die Vergleichung der Ueberſetzungen mit ihren Urſchriften vor, und giebt in den 59ten Abſchnitte einige Proben davon. Er beurtheilt darinne die deutſche Ueberſetzung des Herrn Straubens von den Briefen einer Marquiſin durch den jüngern Crebillon, desgleichen die Steinwehrſche Ueberſetzung der Briefe des Herrn von Fontenelle, und die unlängſt herausgekommene Ueberſetzung des Montagne. Er findet an allen dreyen ungemein viel auszuſetzen, und zeigt daß ſie voll unverantwortlicher Fehler ſind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man ſchon auch nicht ſelten entdecken wird, daß Herr Mauvillon ſich mehr Deutſch zu verſtehen einbilden muß, als er wirklich verſteht. z. E. Wenn er in der Ueberſetzung des Herrn Straube le fade Marquis durch der abgeſchickte Marquis überſetzt findet, ſo verſichert er, daß er mehr als einen gelehrten Deutſchen gefragt habe, was das Wort abgeſchickt heiſſe, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es ſo viel als envoyé oder deputé heiſſe. Hierauf nun verdammt er den Hrn. Straube, welches er ſchwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutſchen zu Rathe gezogen hätte. Es iſt hier nehmlich ein Druckfehler, und anſtatt abgeſchickt ſoll es abgeſchmackt heiſſen, wie es ſogleich einem jeden Leſer in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Herr Mauvillon, daß man Coquette nicht durch Buhlerin überſetzen dürfe, weil Buhlerin eine Maîtreſſe d'un grand, eine Concubine bedeute. Woher muß er dieſes haben?

und hat er wohl jemals einen Deutſchen ſagen hören: der oder jener Groſſe hält ſich eine Buhlerin? Eine Beyſchläferin ſagt man, und das iſt ein ganz ander Wort. Es iſt falſch, daß die Deutſchen mit Buhlerin allezeit den Begrif eines häßlichen Lebens verbinden, indem das Zeitwort buhlen, um etwas buhlen, oft weiter nichts heißt, als ſich um etwas bewerben, und alſo auch eine Buhlerin eine Perſon bedeuten kann, die ſich zu gefallen bemüht. Im böſen Verſtande ſagt man Buhlſchweſter. Den Unterſcheid dieſer drey Wörter muß er ſich erklären laſſen, ehe er einen gebohrnen Deutſchen darüber tadeln will. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

(19. Dec.) *Mémoires de deux Amis ou les Avantures de Meſſieurs Barniwal & Rinville par M. Delaſolle. IV. Parties. à Amſterdam chez F. Changuion* 1754. In 8vo. 1 Alphb. Der Verfaſſer dieſes Romans hat ſich bereits durch andere bekannt gemacht, nehmlich durch die Memoires de Verſorand, und durch die Anecdotes de la Cour de Bonhommie. Sie ſind wohl aufgenommen worden; und iſt wohl das Publicum gewohnt etwas übel aufzunehmen, was keine andere Abſicht, als ihm zu gefallen, hat? Wenn man ſeinen Geſchmack zu ſchmeicheln weis, ſo wird man ſchwerlich ungeleſen bleiben. Verwöhnt freylich darf dieſer Geſchmack, in Anſehung der erdichteten Geſchichte, durch allzuviel Grandiſons und Clariſſens nicht werden; oder es iſt um die Aufnahme der Herren Delaſolle auf einmal geſchehen. Er läßt ſich übrigens ſelbſt die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er kein Prevot und auch kein Marivaux ſey. Wir bitten alſo ſeine etwanigen Leſer, daß ſie dieſem beſcheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er ſelbſt nicht zu verdienen glaubt, ob er gleich ſonſt nicht ganz ohne Zärtlichkeit für ſeine Geburthen iſt. Er verſichert daß einen empfindlichen Leſer das gehäufte Unglück des Barniwals rühren werde, und daß die meiſten dabey vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir verſichern auf ſein Wort ein gleiches. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(28. Dec.) *Hiſtoire moderne des Chinois, des Japonnois, des Indiens, des Perſans, des Turcs, des Ruſſiens &c. pour ſervir de ſuite à l'Hiſtoire ancienne de M. Rollin. Tome premier & ſecond. à Paris chez Deſaint & Saillant* 1754. *in* 12mo.